Bibliothek der Amerikanischen Kulturgeschichte

[illegible]. Band

Lodge

George Washington

Zweiter Teil



Bibliothek

der

Amerikanischen Kulturgeschichte

Herausgegeben von

Dr. Nicholas Murray Butler und **Dr. Wilhelm Paszkowski**

Präsident
der Columbia-Universität
New York

Professor, Leiter
der akademischen Auskunftsstelle
an der Universität Berlin

Erster Band:

George Washington

von

Henry Cabot Lodge

Zweiter Teil

Berlin
Weidmannsche Buchhandlung
1912

George Washington

von

Henry Cabot Lodge

Aus dem Englischen übersetzt

Zweiter Teil

Berlin
Weidmannsche Buchhandlung
1912

Gedruckt bei Hubert & Co., G. m. b. H. in Göttingen.

Inhaltsverzeichnis.

1. Kapitel.

Streben nach Einigkeit.

Nachdem Washington sein Amt niedergelegt hatte, ging er sofort nach Virginien und erreichte Mount Vernon am nächsten Tage, gerade noch zur Zeit, um Weihnachten daheim feiern zu können. Mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung ließ er sich am traulichen Kamin nieder, denn während des ganzen Krieges hatte die eine Sehnsucht ihn nie verlassen, die Sehnsucht nach den Ufern des Potomac. Er liebte seine Heimat, wie Leute seines Schlages ihre Heimat lieben, aber mit einer ganz ungewöhnlichen Intensität, und das Landleben war ihm teuer in allen seinen Gestalten. Er liebte die ruhigen Beschäftigungen, die es mit sich brachte, und den gesunden Sport, und wie die meisten starken, einfachen Naturen liebte er über alles ein Leben in der freien Natur. Er fühlte, daß er die Ruhe mit ihren bescheidenen Freuden und Beschäftigungen verdient hatte, und er hoffte von Herzen, die alten Gewohnheiten, die er vor acht schweren Jahren aufgegeben hatte, wieder aufnehmen zu können. Vier Tage nach seiner Rückkehr schrieb er an Gouverneur Clinton: „Der Vorhang ist endlich gefallen, die Last öffentlicher Sorgen ist von mir genommen, und ich fühle mich erleichtert. Ich hoffe, den Rest meiner Tage damit zubringen zu können, das Wohl-

wollen guter Menschen zu pflegen und den häuslichen Tugenden zu leben." Daß er im Augenblick diese Hoffnung aufrichtig empfand, können wir wohl annehmen; aber daß es mehr als eine Hoffnung war, ist doch zweifelhaft. Es war ein Wunsch, keine Überzeugung; denn Washington mußte fühlen, daß es noch Arbeit gab, zu der er berufen werden würde. Für den Augenblick aber gab er sich wieder ganz dem alten Leben hin und betrieb es mit größtem Eifer, obgleich Alter und überstandene Strapazen ihm doch so manche der früheren Gewohnheiten verboten. Er fing das Jagdreiten wieder an, wozu ihm Lafayette eine Meute ausgezeichneter französischer Wolfshunde schickte; aber sie erwiesen sich als zu wild und zu unfügsam und wurden daher wieder abgeschafft; seitdem nahm Washington das Jagdreiten nie wieder auf. Im übrigen traten nur wenige Änderungen ein. Die Pflanzerarbeiten und die Verwaltung des Gutes, die während seiner Abwesenheit sehr in Unordnung geraten waren, nahmen unter der Aufsicht des Besitzers wieder feste Gestalt an und entwickelten sich erfolgreich. Wie früher gab es wieder weite Tagesritte, ein offenes Haus, weitgehende Gastfreundschaft, ruhige Abende und die tausend kleinen Lasten und Freuden des Landlebens. Aber zu alledem gesellten sich neue und schwerere Sorgen, die dem Wechsel entsprangen, den das Schicksal des Landes erfahren hatte. Die Vergangenheit tauchte wieder empor und ließ sich nicht beiseite schieben, und die Zukunft klopfte an die Tür und verlangte Antwort auf ihre Fragen.

Er hatte seine Heimat verlassen als ein vornehmer Virginier, und er kehrte dahin zurück als einer der berühmtesten Männer der Welt. Aber eine solche Berühmtheit brachte die üblichen Nachteile mit sich. Jeder Fremde irgendwelchen Standes, der nach Amerika kam, machte eine Pilger-

fahrt nach Mount Vernon, und viele Amerikaner taten das Gleiche. Diese Besucher durften ihn nicht in seiner Lebensweise stören, aber sie wurden alle gastfreundlich empfangen und raubten ihm viele Stunden seiner kostbaren Zeit. Dann kamen auch noch die Maler und Bildhauer, die sein Porträt malen oder seine Büste modellieren wollten. „Wer A sagt, muß auch B sagen, ist ein altes Sprichwort", schrieb er an Hopkinson im Jahre 1785. „Ich bin jetzt schon so an den Pinsel des Malers gewöhnt, daß ich still sitze „wie die Geduld auf einer Gruft" [1]), während er in meinen Zügen studiert. Das ist unter vielen anderen ein Beweis dafür, was die Gewohnheit zustande bringt." Dann kamen noch die Leute, die gern seine Biographie schreiben wollten, und die Historiker, die seine Erinnerungen für ihre Darstellungen der Revolution zu verwenden wünschten. Einige dieser frageluſtigen, bewundernden Seelen kamen persönlich, während andere ihn brieflich bestürmten und die Flut von Korrespondenzen, die jede Post brachte, noch vermehrten. Diese nutzlosen Korrespondenzen waren für ihn wirklich die schrecklichste Zeitverschwendung. Er schien sich selbst seines Ruhmes und was er zu bedeuten hatte, gar nicht bewußt zu sein, da er nicht einmal einen Sekretär hatte, bis er endlich merkte, daß er allein unmöglich seinen täglichen Briefwechsel erledigen, geschweige denn die ungeheure Menge seiner Korrespondenz in Ordnung halten konnte. Briefe aus allen Teilen seines Vaterlandes sowie aus Europa trafen täglich ein. Die französischen Offiziere, die seine Waffengefährten gewesen waren, schrieben ihm mit warmem Interesse und baten ihn alle — selbst der König und die Königin schlossen sich diesen Bitten an — Frankreich zu besuchen. Solche Briefe beantwortete er nur zu gern, und

[1]) Zitat aus Shakespeares „Was ihr wollt", Akt. II, Szene 4. Anm. d. Übers.

er würde auch gern den Ozean gekreuzt haben, um ihrer freundlichen Aufforderung zu folgen; aber er gab vor, schon zu alt zu einer solchen Reise zu sein, was aber nur eine Ausrede war, und betonte auch seine Unkenntnis der französischen Sprache, die wohl für einen Mann seines Schlages ein wirklicher Hinderungsgrund war. Außer diesen Briefen von Freundeshand erhielt er Briefe von allerlei Plänemachern, die Rat und Hilfe bei ihm suchten. Die bekannte Lady Huntington z. B. verfolgte ihn mit ihrem Projekt einer Christianisierung der Indianer vermittels einer Missionskolonie in unseren westlichen Landstrichen, und diese unermüdliche Dame kostete ihn viel Zeit, viel Nachdenken und einige lange, sehr sorgfältig überlegte Briefe. Da war ferner der Erfinder Rumsey mit seinem Dampfschiff, dem er großes Interesse schenkte, wie allem, was er für wertvoll hielt. Eine weitere Klasse seiner Korrespondenten bildeten seine Offiziere, die seine Fürsprache beim Kongreß oder in tausend anderen Dingen haben wollten, und diesen alten Kameraden schenkte er stets Gehör. In diese Rubrik gehört auch die Geschichte der Cincinnati-Gesellschaft. Er nahm tätigen Anteil an der Bildung der Gesellschaft, wurde ihr Oberhaupt, steuerte sie durch mancherlei Anfangsschwierigkeiten hindurch und rettete sie schließlich vor dem Untergang, den ihr die unvernünftigen Vorurteile der Bevölkerung zu bereiten drohte. Alles das wurde mit Erfolg durchgeführt, kostete aber viel Zeit und Überlegung.

Zu dieser Unmasse von Arbeit, die ihm von Fremden aufgedrängt wurde, kamen noch seine eigenen Interessen. Seine persönlichen Angelegenheiten bedurften seiner Überwachung. Er hielt selbst seine Rechnungsbücher in Ordnung — bei ihm stets ein sehr umständliches Geschäft — überwachte seine Farmen, korrespondierte mit seinen Geschäftsfreunden in England und führte manche landwirtschaftliche

Verbesserung ein, für die er stets großes Interesse hatte. Er hatte viel Geld in Ländereien angelegt, denn schon als Jüngling war er ein unternehmender und kluger Käufer gewesen. Diese Anlagen waren vernachlässigt worden und verlangten nun seine persönliche Gegenwart. So bestieg er im September 1784 sein Pferd und ritt mit einem Gefährten und einem Diener nach Westen, um nach seinen Ländereien zu sehen. Er kampierte im Freien wie in jungen Jahren und genoß diesen Streifzug in vollen Zügen, obwohl Gerüchte, daß die Indianer unruhig geworden und eine drohende Haltung angenommen hätten, ihn schließlich zwangen, seinen Ausflug abzukürzen, und ihn verhinderten, bis zu den noch wilden Gebieten vorzudringen, die er weiter westlich besaß. Dennoch ritt er im ganzen etwas über 680 Meilen und fand wieder Geschmack an dem freien Leben, das er im Grunde nie aufgehört hatte zu lieben, sammelte auch nebenbei einen Vorrat an Kenntnissen, der weit über die Grenzen seines Besitztums hinausging.

Inmitten all dieser Beschäftigungen widmete er sich auch mit großem Eifer seinen Familienpflichten. Er reiste häufig nach Fredericksburg zu seiner Mutter und blieb ihr bis an ihr Lebensende ein pflichtgetreuer, liebevoller Sohn. Er sorgte für Mrs. Washingtons Enkelkinder und für zwei oder drei seiner eigenen Neffen, deren Erziehung er übernommen hatte, mit der ganzen Fürsorge eines Vaters, was ihn auch viel Nachdenken und viel kluge, belehrende Briefe kostete.

Schon aus diesen Aufzeichnungen können wir uns ein Bild davon machen, welcher Art die Beschäftigungen waren, die Washingtons Zeit ausfüllten, und das einzige Wunder dabei ist nur, wie er das alles so leicht und gründlich erledigen konnte. Aber die größte und wichtigste Arbeit, die seinen Geist am meisten in Anspruch nahm, und die das

ganze Land betraf, muß erst noch beschrieben werden. Trotz aller Sehnsucht nach einem ruhigen Privatleben konnte sich Washington doch nicht von den großen Problemen, die er gelöst hatte, und den noch größeren, die er mehr als irgend ein andrer hervorgerufen hatte, losmachen. Tatsächlich beschäftigte er sich, trotz seines oft wiederholten Wunsches nach Ruhe im Schoße seiner Familie, unausgesetzt mit den neuen Fragen, denen das Land gegenüberstand, und mit den alten Ergebnissen, die das Erbe der Revolution waren.

Zu dieser letzten Klasse gehörte der Friedensbestand der Armee, über den er dem Kongreß seinen Rat zukommen ließ, aber ganz umsonst; denn die Idee des Kongresses von einem Friedenszustand bestand darin, die Armee so schnell als möglich loszuwerden und nur eine Korporalschaft im Dienste der Konföderation zurückzubehalten. Eine weitere Frage war die der Befestigungen an der Westgrenze. Wie bereits angedeutet wurde, hatte Washingtons scharfes Auge sofort entdeckt, daß hier der gefährlichste Punkt in dem Friedensvertrag lag, und er hatte auch in dem ersten Aufflammen freundlicher Empfindungen, den der eben geschlossene Frieden hervorgebracht hatte, sofort, aber vergeblich versucht, diese festen Plätze zu sichern.

Nachdem er sich ins Privatleben zurückgezogen hatte, beobachtete er mit Bedauern, wie wenig energisch der Kongreß in dieser Angelegenheit vorging, und fuhr fort, darüber zu schreiben. Besonders korrespondierte er mit Knox, der das Kriegsministerium inne hatte, und riet ihm, auf unserer Seite befestigte Posten einzurichten, da wir das Einziehen der englischen nicht erreichen konnten. Diese große Sorge wegen der westlichen Posten entsprang nicht nur seinem tiefen Mißtrauen gegenüber den Absichten Englands, sondern vor allem der Sorge um den unruhigen Westen. Schon vor Ende des Krieges nannte er wiederholt die Vereinigten Staaten ein

junges Reich und sah schärfer als alle anderen die zukünftige Entwickelung des Reiches voraus.

Kein Mann seiner Zeit, mit Ausnahme von Hamilton, hat je wie er die weltbedeutende Zukunft erfaßt, der die Vereinigten Staaten entgegengingen. Es war schwer für Männer, die als Kolonisten geboren waren, sich zu einem so hohen nationalen Bewußtsein zu erheben. Washington aber wurde mit einem Schritt aus einem Virginier ein Amerikaner, und eben darin stand er einzig da. Von Anbeginn des Krieges war er durch und durch national, zu einer Zeit, wo, abgesehen von ein paar schönen Phrasen, kein Mensch an so etwas dachte, – überhaupt dachte, daß eine Nationalitätsfrage existiere. Er hatte auch ebenso schnell das Wachstum und die zukünftige Größe des Landes erkannt – aber auch darin stand er allein. Hamilton, der außerhalb der Kolonien geboren, unbehindert von lokalen Vorurteilen und Neigungen war, wurde, da er in Washingtons Familie lebte, sehr bald ebenso national und imperialistisch gesinnt in seinen Ansichten wie Washington selbst; aber die anderen Staatsmänner jener Zeit, mit Ausnahme von Franklin, folgten nur allmählich und widerwillig ihren Ansichten. Manche von ihnen folgten ihnen überhaupt nie, sondern blieben verstrickt in ihre enge Gedankenwelt, und nur sehr wenige kamen über Worte hinaus und begriffen den Inhalt mit jener absoluten Klarheit, die Washington von Anfang an eigen war. So kam es, daß, als der Krieg sein Ende nahm, eine der beiden führenden Ideen in Washingtons Geist diejenige war, die Zukunft zu sichern, die er sich seinem Vaterlande eröffnen sah. Mit einem Blick erkannte er, daß der Schlüssel und die Gewähr für diese Zukunft in den wilden Regionen des Westens lag. Daher kam auch die fortwährende Sorge um die westlichen Posten, um unsere indianische Politik und um die Aufrechterhaltung einer genügenden bewaffneten Macht an

unseren Grenzen, um die Angriffe der Engländer oder der Wilden zurückzuschlagen und freie Bahn für Niederlassungen zu schaffen. Aber seine Versuche, diesen Ideen eine nationale Grundlage zu geben, wurden durch die Schwäche des Kongresses, die selbst sein Einfluß nicht überwinden konnte, verhindert. Er begann daher sofort, nachdem er sich in das Privatleben zurückgezogen hatte, praktische Maßregeln für die Entwickelung des Westens auszuarbeiten und ins Leben zu rufen, da er glaubte, daß, wenn auch der Kongreß nichts tat, das Volk doch etwas tun würde, sobald sich seinem angeborenen Unternehmungsgeist Gelegenheit bot.

Sein Plan ging dahin, das westliche Land durch eine Binnenschiffahrt zu erschließen. Mit diesem Gedanken hatte er sich schon lange beschäftigt. Er war ihm schon vor der Revolution gekommen und kann verfolgt werden bis in die Zeit, in der er Landvermessungen vornahm, unbewohnte Flächen kaufte und sehr eingehend über die mögliche kommerzielle Entwickelung der Kolonien nachdachte. Jetzt nahm dieser Gedanke einen größeren Umfang an und gestaltete sich viel ernster. Er sah in ihm den ersten Schritt zu dem Reich, von dem er träumte, und als er sein Schwert abgelegt hatte und an einem friedlichen Morgen im Mount Vernon „mit dem ihm bisher unbekannten Gefühl, alle offiziösen Sorgen los zu sein", erwachte, wandte er sofort seine Aufmerksamkeit diesem Plane zu, für dessen Ausführung er trotz eines untätigen Kongresses und einer sich auflösenden Konföderation wirklich etwas tun konnte. Seinen ersten Brief in dieser Angelegenheit, der an Jefferson gerichtet war, schrieb er im März 1784. Jefferson gehörte damals dem Kongreß an und stand dem Gedanken Washingtons sehr sympathisch gegenüber, obwohl er seine ganze Tragweite nicht erkannte. Washington vertraute Jefferson an, daß er an eine Unterstützung der Regierung nicht glaube und

daher beabsichtige, wieder eine ähnliche Gesellschaft wie im Jahre 1775 ins Leben zu rufen, die wegen des Krieges hatte aufgelöst werden müssen. Er wies auf die verschiedenen Vorteile hin, die zu gewinnen waren, und bat Jefferson, den Gouverneur von Maryland aufzusuchen, um diesen Staat für das Unternehmen zu interessieren. Er vergaß auch nicht anzuführen, daß New York zuvorkommen und den Preis davontragen könne. Diesen Lokalpatriotismus führte er während der Verhandlungen stets ins Feld. Als charakteristisch mag es auch gelten, daß er es nicht unterließ, darauf hinzuweisen, er habe als Grundbesitzer ein besonderes Interesse an dem Unternehmen. Er sah weit über seinen eigenen Vorteil hinaus, aber es lag ihm auch daran, seinen Grundbesitz entwickelt zu sehen, und mit seiner gewohnten Offenheit lenkte er die Aufmerksamkeit auf seine persönlichen Interessen.

Nach seiner Rückkehr von der Herbstreise brachte er die Sache an die Öffentlichkeit und unterbreitete sie auch der Legislatur. Auch schrieb er einen langen Brief an den Gouverneur Harrison, in dem er seinen ganzen Plan darlegte. Detroit sollte der Mittelpunkt sein, und er gab die verschiedenen Wege an, auf denen Binnenschiffahrt von dort erlangt werden konnte, und wodurch nicht nur der Handel mit den Indianern eröffnet, sondern auch ein Abfluß für die Ansiedler gefunden werden würde, die sicher zu erwarten waren, sobald die Furcht vor einem britischen Angriff gewichen war. Er wies immer wieder auf die Möglichkeit hin, daß diese Vorteile Virginien durch andere Staaten entrissen werden könnten, zugleich aber unterbreitete er Pläne, durch die Maryland und Pennsylvanien für das Unternehmen gewonnen werden konnten. Dann führte er eine Reihe von durch und durch nationalen Gründen an. Er bestand darauf, die alten Kolonien durch feste Bande an die west-

lichen Staaten zu ketten, die nur zu leicht von England oder Spanien geködert werden konnten. Darauf wies er ganz besonders hin, denn es ging nicht nur Virginien an, sondern die gesamten Staaten.

Das praktische Resultat war, daß sich die Legislatur der Sache annahm, allerdings mehr, um seinen Wünschen entgegenzukommen und aus Dankbarkeit für seine Dienste, als aus Interesse und Verständnis für den Plan. Die Gesellschaften wurden also gebildet und ihrem Gründer einhundertundfünfzig Aktien mit der Motivierung übergeben, daß die Legislatur jede Gelegenheit wahrnehmen möchte, „um die einzig dastehenden Verdienste George Washingtons seinem Lande gegenüber" aufs neue anzuerkennen. Washington war darüber sehr gerührt, aber auch ein wenig beunruhigt. Wie er mitgeteilt hatte, war er bereit, seine Zurückgezogenheit aufzugeben und sich dem Unternehmen zu widmen. Er hatte sich sogar nach Maryland begeben und sich bemüht, diesen Staat für den Plan zu gewinnen; aber es ging ihm wider den Strich, Geld für eine Sache anzunehmen, die er für einen Teil einer großen öffentlichen Politik hielt. „Ich wünschte", sagte er, „daß jeder Mensch, dem mein Lieblingsplan bekannt geworden ist, auch wissen möchte, daß meine einzigen Beweggründe nur in dem Vorteil zu suchen waren, der für die Union und insbesondere für diesen Staat aus einem Zusammenschluß des östlichen und westlichen Territoriums erwachsen würde, sowie in dem Umstande, daß er unseren Handel kräftigen und erhöhen wird und eine Bequemlichkeit für unsere Mitbürger ist. Mit welchen Augen würde wohl die Welt die Sache betrachten und darüber urteilen, wenn es bekannt wird, daß George Washington zwanzigtausend Dollar und fünftausend Pfund Sterling öffentlicher Gelder als Anteil erhalten hat!" Er glaubte, daß man ihn, wenn er diese Gratifikation annähme

für einen „Invaliden oder Abhängigen" halten würde, und schreckte vor diesem Gedanken zurück. Es liegt etwas sehr Offenes und Menschliches in der Art und Weise, wie er von „George Washington" spricht, anstatt die erste Person zu gebrauchen. Er sah die Dinge immer an, wie sie wirklich lagen. Er verstand den Begriff „George Washington" wie jeder andere, und obwohl es ihn nach Zurückgezogenheit und Stille gelüstete, gab er sich doch keiner falschen Bescheidenheit bei der Einschätzung seiner Stellung in der Öffentlichkeit hin. Trotzdem er sich der freundlichen Gabe so schnell wie möglich zu entäußern gedachte, wollte er doch durch seine Weigerung nicht in den Verdacht einer „ostentativen Selbstlosigkeit" gelangen. Er nahm also schließlich die Aktien an, übertrug aber die Dividenden auf zwei Armenschulen. Der Plan erwies sich als erfolgreich, und die Resultate der Arbeit sind heute noch zu verspüren, wie die früheren Landvermessungen und verschiedene Dinge anderer Art, mit denen sich Washington befaßt hat.

Die wichtigeren Ereignisse, die dann in Verbindung mit der Erhaltung des künftigen Reiches eintraten, drängten die in Virginien angeregte Binnenschiffahrt in den Hintergrund, und sie wurde nur noch eines der Wässerchen, die den mächtigen Strom unterhielten. In dem damals gegebenen Augenblick war sie jedoch die einzigmögliche praktische Leistung und besonders charakteristisch für ihren Urheber, der auch unter den entmutigendsten Verhältnissen immer etwas zu tun fand. Es mochte nur etwas ganz Geringes sein, aber das war für den energischen Mann, der nur immer mit Tatsachen in dieser verworrenen Welt rechnete, und der Dinge nicht beiseite setzte, weil sie nicht waren, wie sie sein sollten, besser als nichts. Dadurch hatte er so manche Schlacht und so manchen Feldzug gerettet, und so spielte auch die Binnenschiffahrt jetzt ihre Rolle. Außerdem hatte sie dazu bei-

getragen, Maryland und Virginien näher zu bringen, und ihre Vereinigung war der erste Schritt zur Konstitution der Vereinigten Staaten. In alledem liegt nichts Phantastisches. Niemand wird behaupten, daß die Konstitution der Vereinigten Staaten in Washingtons James River und Potomac River-Gesellschaften ihren Ursprung gefunden hat. Aber er leitete sie von diesem Standpunkt aus und hat daher immerhin zu der Entwicklung der Union, des Reiches und der nationalen Gesinnung beigetragen.

Na, wird ein Kritiker nach Kritikers Art behaupten, du bist von deinem Thema fortgerissen worden. Du erblickst in einem einfachen Geschäftsunternehmen, das nur auf die Erschließung westlicher Ländereien gerichtet war, die weitreichenden Gedanken eines Staatsmannes. Unser Kritiker hat vielleicht recht, denn wenn man sich mit diesem virginischen Soldaten eingehender befaßt, seine Briefe und Gedanken studiert, so glaubt man an vieles bei ihm und legt seinen Worten und Taten eine besondere Bedeutung bei. Ich will aber auch noch Beweise für meine Ansichten bringen. Ein Jahr nachdem sein Plan bereits in der Ausführung begriffen war, schrieb er an seinen Freund Humphreys: „Meine Aufmerksamkeit ist gegenwärtig durch ein Projekt in Anspruch genommen, das nach meiner Ansicht von großen kommerziellen Folgen für die Staaten, insbesondere für die mittleren, sein dürfte". Im weiteren erging er sich in Ausführungen über die Notwendigkeit, die westlichen Staaten mit der atlantischen Küste zu vereinigen und auf diese Weise Spanien und England entgegenzutreten. Allerdings hatte die ganze Sache mehr den Anschein einer Geldspekulation, umsomehr, wenn man sie mit gewissen Briefen dieser Periode in Verbindung bringt. Denn Washington beabsichtigte mit seinen Flüssen und Kanälen nicht nur große politische Resultate zu erzielen, sondern er hatte es auch auf Holz und Pelzwerk abgesehen.

In dem erwähnten Brief an Humphreys kam er in Verbindung mit der Erschließung des Westens auch auf eine andere Sache zu sprechen, die für die Zukunft des Landes von großer Wichtigkeit war und damals die Gemüter beschäftigte. Er schrieb: „Meine Gedanken mögen vereinzelt dastehen, aber sie sind diese: Unsere wahre Politik sollte darauf hinausgehen, eine Tür zu öffnen und den Ansiedlern (die regelmäßig und in Mengen vordringen sollten) den Weg nach dem Westen zu erleichtern, ehe wir viel Aufhebens von der Schiffahrt auf dem Mississippi machen, und ehe nicht unsere Ansiedlungen sich bis zu diesem Flusse erstrecken." Ferner schrieb er: „Wie vereinzelt auch meine Ansicht dastehen mag, so kann ich mich doch nicht von dem Gedanken losreißen, daß doch die Schiffahrt auf dem Mississippi zu dieser Zeit [1785] nichts zur Sache tut. Im Gegenteil, ehe wir nicht die Zeit gewonnen haben, die Verbindungen zwischen den atlantischen Staaten und den westlichen Gebieten zu erschließen und zu erleichtern, sollten die Hindernisse lieber bestehen bleiben." Washington war im Recht, wenn er seine Ansichten in dieser Angelegenheit, die damals viel Aufsehen erregte, als vereinzelt hinstellte.

Damals gingen die Wogen der Erregung ziemlich hoch, und es herrschte eine starke Meinungsverschiedenheit in der Mississippi-Frage. Eine Partei, die für einen Handelsvertrag mit Spanien eintrat und Unannehmlichkeiten aus dem Wege gehen wollte, war bereit, unsere Ansprüche auf eine freie Schiffahrt auf dem großen Flusse preiszugeben. Diese Ansicht schien auch im Kongreß vorzuherrschen, denn für die Mehrzahl der Mitglieder war der Mississippi eine sehr abseits gelegene Sache. Auf der anderen Seite gab es eine kleinere, aber hitzige Partei, die unter allen Umständen eine sofortige freie Schiffahrt verlangte und über die Nachgiebigkeit der Gegner in große Erbitterung geriet. Dann interzedierte Spanien

selbst und, um von dem Westen Besitz ergreifen zu können, spiegelte es den Ansiedlern von Kentucky eine freie Schiffahrt vor und unterhielt dort bezahlte Agenten, die für diese Sache Propaganda machen sollten. Washington war viel zu weitblickend, um auch nur einen Augenblick den Gedanken an eine Aufgabe der Schiffahrt auf dem Mississippi aufkommen zu lassen, aber es kam ihm auch zum Bewußtsein, woran übrigens niemand anders gedacht zu haben scheint, daß eine freie Schiffahrt zu jener Zeit die westlichen Ansiedlungen mit New Orleans in Handelsbeziehungen gebracht haben würde, ehe sie mit den atlantischen Staaten in Verbindungen getreten wären. Dadurch würden sie für die Vereinigten Staaten verloren gewesen sein. Er wollte daher die Mississippi-Frage offen und unsere Ansprüche bestehen bleiben lassen, damit der Flußhandel behindert wäre, bis wir Zeit hätten, unsere Binnenschiffahrt zu eröffnen und die westlichen Staaten durch unlösbare Bande an uns zu fesseln. Die Gefahr, daß wir den Fluß durch eine Verzögerung verlieren könnten, beunruhigte ihn nicht im mindesten, vorausgesetzt, daß unsere Ansprüche aufrecht erhalten wurden. Im Juni 1786 schrieb er an Lee: „Sollten die neuen Staaten jemals so bevölkert werden und sich so weit nach Westen ausdehnen, um eine Benutzung des Mississippi zur Notwendigkeit zu machen, so wird sie keine Macht davon zurückhalten können." Im folgenden Jahre, während der Tagung des Konvents in Philadelphia, erklärte er: „Meine Ansichten über die Schiffahrt auf dem Mississippi stehen längst fest und stimmen nicht mit denen überein, die Sie in Ihrem Briefe zu erkennen gegeben haben. Ich bin immer der Meinung gewesen, daß es in erster Linie die wahre Politik der Atlantischen Staaten sein sollte, die natürlichen Verbindungen mit dem westlichen Lande zu erschließen und zu verbessern, ehe man sich (was schließlich doch einmal ein-

treffen muß) verfrüht mit dem Problem der freien Schiffahrt auf diesem Flusse beschäftigt."

Der Gang der Ereignisse rechtfertigte seinen Scharfblick in jeder Hinsicht; denn die Streitigkeiten nahmen ihren Fortgang, bis die Vereinigten Staaten imstande waren, Spanien zu zwingen, das zu gewähren, was für die westlichen Gemeinwesen, die zu jener Zeit bereits mit den Atlantischen Staaten enge Fühlung genommen hatten, von Nutzen war.

So sehr Washington auch auf den Besitz des westlichen Landes bedacht war, so war er doch noch von einem andern Gedanken beseelt. Er wußte, daß es einen Weg gab, der eine schnelle Lösung der Gefahren und Schwierigkeiten bedeutete, für die Binnenschiffahrt und Handelsbeziehungen im besten Falle nur Beschönigungen waren. Er hatte durch traurige Erfahrungen, wie kein andrer Mann, die Notwendigkeit einer Union kennen gelernt. Das war ihm schon bei der Übernahme des Kommandos über die Armee zum Bewußtsein gekommen und hatte ihn wie ein Gespenst von Cambridge bis Yorktown verfolgt. Er hatte große Hoffnungen auf die Konföderation gesetzt, aber nur zu bald eingesehen, daß sie ebenso ratlos war wie der völlige Systemmangel, den sie ersetzte, und nur ein politisches Aus-dem-Regen-in-die-Traufe bedeutete. Andere mochten sich durch Phrasen über Nationalität und eine allgemeine Regierung täuschen lassen, er hatte jedoch eine harte Schule hinter sich und wußte, daß diese Dinge nicht existierten. Ihm leuchtete ein, daß das, was dafür ausgegeben wurde und diesem entfernt ähnlich sah, nur zeitweilige Schimären sein konnten, die einer gemeinsamen Gefahr entsprangen, und, nachdem die Kriegsnot vorbei war, wie Seifenblasen auseinander platzen würden. Auf das Fehlen einer richtigen Union, die für ihn gleichbedeutend mit einer nationalen

und energischen Regierung war, führte er auch die unglücklichen Feldzüge und endlosen Widerwärtigkeiten zurück, mit einem Wort, die unnütze Verlängerung der Revolution. Er war sich auch klar, daß das, was im Kriege beinahe den Ruin im Gefolge gehabt hatte, ihn im Frieden vollständig herbeiführen würde, und ehe der Vertrag wirklich unterzeichnet war, hatte er bereits die Aufmerksamkeit auf die wichtige Ansiedlungsfrage gelenkt, von der die Zukunft des Landes abhing.

Am 4. März 1783 schrieb er an Hamilton: „Es ist meine feste Überzeugung, daß das Elend, das wir zu ertragen hatten, und die uns verursachten Ausgaben sowie das vergossene Blut alles umsonst gewesen sind, wenn dem Kongreß nicht die Macht zugestanden wird, über alle allgemeinen Fragen zu entscheiden.“ Wenige Wochen später schrieb er abermals an Hamilton: „Mein Verlangen, die Union dieser Staaten auf freie und dauernde Prinzipien begründet zu sehen, und meine Neigung, mein Scherflein beizusteuern, um die Mängel der jetzigen Verfassung aufzudecken, sind gleich groß. In allen meinen Privatbriefen habe ich darauf hingewiesen, und wo auch immer dieses Thema der Gegenstand der Unterhaltung gewesen ist, habe ich mich bemüht, es eingehend zu erörtern und geltend zu machen.“ Sein Rundschreiben an die Gouverneure der Staaten am Schlusse des Krieges, das ebenso beredt wie kräftig war, erörterte die Notwendigkeit einer besseren Zentralregierung. „Von der Überzeugung beseelt“, hieß es, „daß die gegenwärtige Krisis von großer Bedeutung ist, wäre es ein Verbrechen von mir, zu schweigen. Ich werde mich daher Euer Exzellenz gegenüber einer offenen und ehrlichen Sprache bedienen .... Es gibt vier Dinge, die, wie ich mir ergebenst zu bemerken erlaube, von Wichtigkeit für das Wohl, um nicht zu sagen für die Existenz der Vereinigten Staaten sind:

1. Eine unlösbare Union der Staaten unter einem föderalen Oberhaupt.

2. Eine Rücksichtnahme auf öffentliche Gerechtigkeit.

3. Die Annahme einer geeigneten Friedensstärke des Heeres, und

4. Das Vorherrschen jener friedsamen und freundlichen Gesinnung unter dem Volk der Vereinigten Staaten, die es die internen Vorurteile und politischen Meinungsverschiedenheiten vergessen und die gegenseitigen Zugeständnisse machen läßt, die für das Allgemeinwohl vonnöten sind. In gewisser Hinsicht müßten die Leute auch ihre individuellen Vorteile dem Interesse des Gemeinwesens widmen." Derselbe Appell war auch in seiner letzten Botschaft an die Armee enthalten, in der es hieß: „Obwohl der General es so oft in der freiesten und deutlichsten Weise als seine Meinung zu verstehen gegeben hat, daß, wenn die Prinzipien der föderalen Regierung nicht dementsprechend unterstützt werden und die Macht der Union sich verstärkt, die Ehre, Würde und Gerechtigkeit der Nation für immer verloren sein werden, so kann er sich doch bei dieser Gelegenheit nicht enthalten, seine Gefühle noch einmal klarzulegen und es als letzte Vorschrift für jeden Soldaten, der dieses Thema in demselben ernsthaften Licht betrachtet, zu hinterlassen, sich in jeder Weise zu bemühen, im Verein mit seinen Mitbürgern auf die Erreichung der großen und wertvollen Ziele hinzuarbeiten, von denen unsere Existenz als eine Nation vollständig abhängig ist."

Diese beiden schriftlichen Äußerungen waren die ersten energischen öffentlichen Forderungen einer Union. In dem Briefe an den Gouverneur wurde die Frage eingehend erörtert, auch war er für die Öffentlichkeit bestimmt. Die Botschaft an die Armee enthielt nur eine Mahnung und eine letzte allgemeine Vorschrift, denn das Heer bedurfte keiner

Beweise für die dringende Verbesserung der Regierung. Kurz vorher hatte Hamilton seine berühmten Briefe an Duane und Morris geschrieben, und Madison begann damals gerade, sich mit dem Problem einer föderalen Regierung zu beschäftigen. Sonst aber stand Washington mit seinen Ansichten allein da. Mit der Veröffentlichung dieser beiden Schriftstücke nahm Washingtons wirkliche Arbeit für die Verfassung ihren Anfang. Was er geschrieben hatte, wurde im ganzen Lande gelesen und beachtet, denn nach der Beendigung des Krieges besaß er einen sehr großen persönlichen Einfluß, und bei der Armee waren seine Worte ein Evangelium. Durch seinen Appell machte er jeden Offizier und Soldaten zu einem Missionar für die Unionssache, und seine Briefe an die Gouverneure waren die Veranlassung für die Gründung einer Partei, die sich eine Verbesserung der Regierungsverhältnisse zur Aufgabe machte. So rief er die große Bewegung ins Leben, die nach vielen Hindernissen zur Konstitution und zur Union der Staaten führte. Kein anderer Mann hätte dies vollführen können, denn nur Washington verfügte über ein Zehntel des Einflusses, der nötig ist, um die Aufmerksamkeit eines Volkes zu gewinnen, und abgesehen von Hamilton begriff damals auch niemand die Sachlage, die Washington so leicht und sicher in allen ihren Einzelheiten erfaßte.

Er veröffentlichte diese Appelle als seine letzten Worte an seine Landsleute am Ende ihrer großen Krieges. Er wollte es jedoch damit nicht genug sein lassen. Wie er erklärte, hatte er an jeden in dieser Angelegenheit geschrieben, mit jedem darüber gesprochen, und dies setzte er bis zur Vollendung seiner Arbeit fort. Kaum hatte er die Uniform ausgezogen, als er sofort für die Unionsache Propaganda zu machen begann. Im Grunde seines Herzens muß er gewußt haben, daß seine Arbeit nur halb getan war, und

mit derselben Feder, mit der er die Absicht kund gegeben hatte, in Ruhe und Frieden zu leben und seine letzten Lebensjahre unter seinen eigenen Weinstöcken und Feigenbäumen zu verbringen, schrieb er dringende Aufrufe und erging sich in überzeugenden Erörterungen an die Führer jedes Staates. Er war noch nicht fünf Tage zu Hause, da schrieb er schon an den jungen Trumbull, um ihm zu der flammenden Botschaft seines Vaters betreffs einer besseren föderalen Regierung, die von der regierenden Körperschaft in Connecticut nicht sehr günstig aufgenommen worden war, zu gratulieren. Er sprach von „den Eifersüchteleien und dem engherzigen Charakter" der Staaten, aber er erkannte an, daß die öffentliche Meinung sich verbessere. „Alles, mein lieber Trumbull", schrieb er, „wird sich schließlich so gestalten, wie wir es so oft vorausgesagt haben. Nur glaube ich, daß wir vorher noch ein wenig von unserer Reputation einbüßen werden." Vierzehn Tage später schrieb er an den Gouverneur von Virginien: „Niemand wird in Abrede stellen können, daß, wie Sie sehr richtig bemerken, unsere Aussichten sehr günstig sind. Was uns das jedoch nützen kann, ist vorläufig noch fraglich. Nicht, daß ich an einem endgültigen Erfolge zweifle, aber wie ein junger Erbe zuweilen zu früh in den Besitz einer großen Hinterlassenschaft gelangt, so werden auch wir herumtoben und unseren Leidenschaften die Zügel schießen lassen, bis wir unseren guten Ruf vernichtet haben. Und dann werden wir wie er gegen die öffentliche Meinung ankämpfen müssen und gezwungen sein, etwas zu unternehmen, was Klugheit und gewöhnliche Politik wie eine einfache Aufgabe im Euklid von vornherein hätten lösen können". Die Richtigkeit dieser Ansicht findet ihresgleichen nur in der Genauigkeit der Vorhersagung. Er hätte diese Folgerungen fünf Jahre später Wort für Wort wiederholen können und nur die

Zeitform zu ändern brauchen, und er würde eine genaue Wiederholung der Ereignisse gegeben haben.

Während er so schrieb, beobachtete er scharf den Kongreß und stellte seinen sicheren und allmählichen Verfall fest. Er tat, was er konnte, um nützliche Maßnahmen zustande zu bringen, aber eine nach der anderen ging in die Brüche. Er befürwortete das Steuersystem und wußte, daß sein Mißlingen für das finanzielle Wohl des Landes verhängnisvoll sein würde, von dem es so abhängig war. Er versuchte immer aus den bestehenden Verhältnissen das Beste herauszuholen, aber das Vergebliche jeder Anstrengung brachte ihn bald zu der Überzeugung, daß es eine nutzlose Zeit- und Energieverschwendung sei. Er suchte daher inmitten seiner Kanalpläne von neuem, die führenden Leute der verschiedenen Staaten zu überzeugen, daß eine Union die einzige Lösung der bestehenden Schwierigkeiten wäre.

Im August 1785 schrieb er an James McHenry in Maryland: „Ich bekenne Ihnen ganz offen, daß es für mich kein größeres Unglück geben kann als Uneinigkeit, als diese ungerechtfertigten Eifersüchteleien, die fortgesetzt unsere Gemüter vergiften und sie mit imaginären Übeln erfüllen." Zu derselben Zeit schrieb er an William Grayson von Virginien, der damals dem Kongreß angehörte: „Ich bin immer ein Freund einer angemessenen Macht des Kongresses gewesen; daher möchte ich, daß der neunte Paragraph der Konföderation geändert und erweitert wird. Ohne diese Vollmacht können wir einen nationalen Charakter nicht aufrecht erhalten und müssen in den Augen der europäischen Staaten verächtlich erscheinen. Ihnen aber, sehr geehrter Herr, will ich offen gestehen, daß es nach meiner Meinung wenig Zweck hat, dem Kongreß diese Macht zu geben." Ihm war bereits klar geworden, daß das bestehende System hoffnungslos war, und im folgenden Frühjahre äußerte er

sich in einer noch schärferen Weise Henry Lee gegenüber über den Zustand der öffentlichen Angelegenheiten im Kongreß. „Meine Ansichten über die föderale Regierung“, schrieb er, „sind bekannt. Ich habe sie öffentlich und privatim ohne Scheu zum Ausdruck gebracht aber meine Meinung geht dahin, daß das Verhalten der Staaten mehr Böswilligkeit als Unwissenheit offenbart oder mit anderen Worten, das Verhalten derjenigen, die einen zu großen Einfluß auf die innere Regierung besitzen, und ehe der Schleier nicht gelüftet ist und die privaten Ansichten und selbstsüchtigen Grundsätze, nach denen diese Leute handeln, nicht an die Öffentlichkeit gebracht sind, glaube ich nicht, daß es ohne eine neue Umwälzung besser werden wird.“

Er begnügte sich jedoch nicht nur mit Briefen, obwohl diese Arbeit sehr segensreich war, sondern warf auch seinen Einfluß in die Wagschale, um außerhalb des Kongresses, an dessen Tätigkeit er verzweifelte, praktische Maßnahmen zu erzielen. Der Plan eines Handelsvertrages zwischen Maryland und Virginien war in Mount Vernon entstanden und führte zu dem Aufruf an alle Staaten, in Annapolis zu demselben Zweck zusammenzukommen. Das fand natürlich Washingtons Beifall und Ermutigung; aber, obwohl er der Angelegenheit eine ziemliche Wichtigkeit beimaß, betrachtete er sie nur als einen Schritt zu etwas Größerem und Besserem. Er schrieb an Lafayette über die bevorstehende Zusammenkunft in Annapolis und fügte hinzu: „Viele sprechen von einer gemeinsamen Zusammenkunft, um die Mängel der föderalen Regierung einer Beratung zu unterziehen und sie zu verbessern; während dies jedoch die einen wünschen, sind andere aus dem Grunde dagegen, daß die Dinge für ein solches Ereignis noch nicht reif sind.“ Diese Worte offenbarten seine eigenen Gefühle, denn obwohl er fest davon überzeugt war, daß nur eine radikale Reform

von Nutzen sein würde, stellte er doch in Frage, ob die Zeit schon dafür gekommen wäre und die Zustände sich so schlecht gestaltet hätten, um eine derartige Reform möglich oder nachhaltig machen zu können.

Er fühlte sich in erster Linie beunruhigt, weil er der Ansicht war, daß es „mehr Böswilligkeit als Unwissenheit in unseren Ratsversammlungen" gab, und er wurde immer besorgter, als die öffentlichen Angelegenheiten in Verfall gerieten, ohne eine Reaktion erkennen zu lassen. Die von anderen Nationen gezeigte Verachtung und das anmaßende Verhalten Großbritanniens beunruhigten ihn ganz besonders, während ihn das schnelle Sinken des nationalen Rufes bis ins Innerste verletzte. „Ich glaube nicht", schrieb er im August 1786 an Jay, „daß wir lange als eine Nation bestehen können, ohne irgendwo eine Macht eingesetzt zu haben, die die ganze Union in einer ebenso energischen Weise durchdringt, wie die Autorität der Staatsregierungen die einzelnen Staaten." Damit berührte er mit seinem nie versagenden Scharfblick den wesentlichsten Punkt der ganzen Frage, nämlich die Notwendigkeit einer Nationalregierung, die sich mit dem einzelnen Bürger des ganzen Landes und nicht nur mit den Staaten befassen sollte. „Doch sich davor zu fürchten", fuhr er fort, „den konstitutionellen Kongreß mit entsprechender Autorität für nationale Zwecke auszurüsten, erscheint mir als der Gipfel allgemeiner Widersinnigkeit und Sinnlosigkeit .... Anträge werden tatsächlich nur als ein Scherz und als eine Redensart im ganzen Lande betrachtet. Wenn Sie den regierenden Körperschaften sagen, daß sie den Friedensvertrag verletzt und sich die Vorrechte der Konföderation angemaßt haben, wird man Ihnen ins Gesicht lachen .... Wie Sie richtig bemerkt haben, liegt die Gefahr nahe, daß die mit den bestehenden Verhältnissen unzufriedenen besseren Volksklassen im Stillen auf eine neue Re-

volution gefaßt sind .... Mir ist gesagt worden, daß sogar anständige Charaktere ohne Schrecken von einer monarchischen Regierung reden. Aus dem Denken entspringt Reden; von dort bis zum Handeln bedarf es oft nur einen Schritt. Ach, wie unwiederbringlich und fürchterlich! Welch' ein Triumph für unsere Feinde, die ihre Prophezeiungen erfüllt sehen würden! .... Ich bin nicht dazu da, mich aufs neue in ein Meer von Sorgen zu stürzen. Auch kann von mir nicht erwartet werden, daß meine Gesinnungen und Ansichten einen großen Einfluß auf meine Landsleute ausüben. Man hat sich darum nicht mehr gekümmert, obwohl sie in sehr ernster Weise als ein letztes Vermächtnis hinterlassen wurden. Damals konnte ich vielleicht Anspruch auf die öffentliche Aufmerksamkeit erheben. Ich glaube nicht, daß ich das heute darf."

Von Interesse sind die Leichtigkeit und Sicherheit, mit denen er, wenn es sich um die Hauptfrage handelte, alle Einzelheiten des Themas erfaßte und über die Wirkungen der bestehenden Schwäche hinsichtlich jeder Beziehung des Landes und der Politik jedes Staates urteilte. Er wies immer wieder auf den Umstand hin, der uns fremden Feindseligkeiten aussetzte, und analysierte die Pläne Englands, in denen er sehr richtig die Grundzüge der festen Politik entdeckte, da zu schaden und zu trennen, wo es nicht Sieger geblieben war. Andere verstanden die Haltung Englands in Bezug auf die westlichen Forts, auf den Handel und auf die auswärtigen Beziehungen nicht. Washington brachte es zur Kenntnis unserer führenden Leute, er klärte sie über diesen und andere Punkte auf und wies auch auf die einfältigen Versuche Großbritanniens hin, den Handel eines Landes zu verunglimpfen, der, wie er mit Prophetenblick an Lafayette schrieb, eines Tages „in der Wagschale der Reiche ins Gewicht fallen würde."

Mit derselben Sorgfalt verfolgte er auch den Lauf der

Dinge in den einzelnen Staaten. In allen trat er dem Verlangen entgegen, unablösliches Papiergeld in den Kurs zu setzen. Er schrieb an die Männer, mit denen er in Korrespondenz stand, und forderte sie auf, gegen diese trügerische und schädliche Art öffentlicher Unehrenhaftigkeit energisch Front zu machen. Insbesondere erregte jedoch Massachusetts seine Aufmerksamkeit, wo die sozialen Unruhen mit dem Shays-Aufruhr endeten. Dort trug die traurige Verfassung der öffentlichen Angelegenheiten bereits bittere Früchte, und Washington verfolgte den Fortschritt der Unruhen mit banger Sorge. An Lee schrieb er: „Sehr geehrter Herr, Sie sprechen davon, sich des Einflusses zu bedienen, um die jetzigen Unruhen in Massachusetts zu Ende zu bringen. Ich weiß nicht, woher wir diesen Einfluß nehmen sollen, oder ob er, wenn wir ihn wirklich hätten, das geeignetste Rezept gegen die Unruhen wäre. Einfluß bedeutet nicht Regierung. Wir wollen eine Regierung, die uns unser Leben, unsere Freiheit und unser Eigentum garantiert, oder man mag uns gleich mit dem Allerschlimmsten kommen." Washington erblickte jedoch durch „all' den Nebel von Trunkenheit und Narrheit" in dem Shays-Aufruhr das Mittel, um die Gleichgültigen aufzuschrecken und die, die bisher Vernunftgründen unzugänglich waren, zu einer kräftigen Unterstützung für ein besseres Regierungssystem zu gewinnen. Er urteilte sehr richtig, daß Aufruhr und Blutvergießen überzeugend wirken würden.

Um die gänzliche Demoralisierung der Gesellschaft, Politik und öffentlichen Meinung zu jener Zeit, die dem verheerenden Bürgerkrieg ihren Ursprung verdankte, sowie die koloniale Art und Weise zu denken, verstehen zu können, muß man die Haltung Washingtons mit der eines anderen berühmten Amerikaners in der Shayschen Revolutionsange-

legenheit vergleichen. Während Washington diesem Zeichen der Schwäche und Unordnung sehr ernst gegenüberstand und die Anwendung der strengsten Maßregeln befürwortete, schrieb Jefferson aus Paris darüber in der seichten, oberflächlichen Art der vornehmen französischen Theoretiker und gebrauchte so abgedroschene Redensarten wie: „einmal in zwanzig Jahren muß der Baum der Freiheit mit dem Blute der Tyrannen getränkt werden." Für Washington kann es keine bessere Charakteristik geben, als dieser Kontrast des Mannes des Worts mit dem Manne der Tat, des schlauen Parteiführers, des geriebenen Politikers mit dem schweigsamen Heerführer, dem Erbauer von Staaten und Regierungen.

Ich habe Washingtons damalige Korrespondenz genau verfolgen müssen, weil sie die beste Aufklärung über die Schwierigkeiten gibt, mit denen er zu kämpfen hatte, um einer guten Regierung den Weg zu ebnen. Er bekleidete kein öffentliches Amt; er hatte keine Mittel, um beim Volke Gehör zu finden. Er war weder ein berufsmäßiger Redner, noch ein Broschürenschreiber, und die damalige Presse, auch wenn er sie hätte beeinflussen können, würde keinen Einfluß auf die öffentliche Meinung gehabt haben. Trotz dieser Schwierigkeiten beschloß er, die öffentliche Meinung für eine bessere Regierung zu gewinnen, und er beschäftigte sich ununterbrochen mit dieser schweren Aufgabe vom Tage seines Rücktrittes von der Armee bis zu seiner Wahl zum Präsidenten der Vereinigten Staaten. Er beschränkte sich dabei nur auf Privatbriefe, was heute nur von einem geringen Nutzen sein würde, damals jedoch viel vermochte. Jefferson gab sich niemals mit Reden oder schriftlichen Veröffentlichungen ab, sondern gründete eine mächtige Partei und machte sich nur mittels Briefen zu ihrem Führer. In derselben Weise lancierte Washington seinen Plan für die Binnenschiffahrt, um den

Westen mit dem Osten zu verbinden, leitete den kommerziellen Vertrag zwischen den Staaten ein und verhandelte mit den führenden Männern über das Reichsproblem. Ein Studium dieser Briefe offenart ein energisches, logisches und entschlossenes Hinarbeiten auf das ersehnte Ziel. Für ihn gab es kein Strohfeuer. Ob er über den Kanal oder den Mississippi, über die westlichen Forts oder Papiergeld, über Betrug oder interne Unruhen schrieb, immer hatte er die Union und eine energische Zentralregierung im Auge. Diese Briefe gingen an die einflußreichsten Persönlichkeiten und wanderten von Hand zu Hand. Sie gewannen sofort alle Offiziere und Soldaten der Armee für die Sache, und sie interessierten und überzeugten die führenden Leute jedes Staates. Washingtons persönlicher Einfluß war so groß, daß die heutige Generation, mit unserem ungeheuren Gebiet und unseren 60 Millionen Einwohnern, sich kaum einen richtigen Begriff davon machen kann. Für viele Leute waren seine Worte Gesetz; für alle Tüchtigen im Lande fiel alles, was er sagte, schwer ins Gewicht. Von diesem Einflusse machte er nur sehr vorsichtig Gebrauch und ließ sich niemals zu einer Überspannung desselben hinreißen. Jeder Hieb, den er führte, saß. Es ist nicht zu übersehen, wieviel er erreichte, aber man kann ruhig behaupten, daß wir Washington und der Hilfe Hamiltons und Madisons die Entwicklung der öffentlichen Meinung und die Gründung der Partei zu verdanken haben, die die Konstitution entwarf und durchführte. Die Ereignisse trugen natürlich ihren Teil bei, aber sie machten sich die Ereignisse zunutze und ließen sich die guten Gelegenheiten, die ohne sie nutzlos vorübergegangen wären, nicht entgehen.

Als Washington an Lee über die Shays-Revolte schrieb, war die Bewegung, die er zwecks einer besseren Union ins Leben gerufen hatte, bereits auf dem Wege des Erfolges. Die

schlecht organisierte Revolte wurde, wie er vorhergesehen hatte, ein mächtiger Ansporn für die in Mount Vernon begonnene Politik, der sich auch Maryland und Virginien angeschlossen hatten. Ihr folgte die Zusammenkunft in Annapolis und später noch eine andere in Philadelphia. Sobald bekannt wurde, daß eine allgemeine Versammlung stattfinden würde, wurde Washington von allen Seiten als Delegierter vorgeschlagen. Zuerst war er dagegen; denn trotz der Arbeit, die er vollbracht hatte, und von der er sich hätte sagen können, daß sie ihn noch einmal in den öffentlichen Dienst überleiten würde, schwebte ihm immer noch ein ruhiges Landleben vor Augen, nach dem er sich bei seinem Austritt aus dem Heere so gesehnt hatte. Am 8. November 1786 schrieb er an Madison, daß er unter dem Gefühle einer gewissen Verpflichtung der Versammlung beigewohnt hätte, wenn er es nicht schon wegen seiner Zurückgezogenheit, seines Alters und seines Rheumatismus abgelehnt hätte, an einer Versammlung der Cincinnati-Gesellschaft[1]) zur selben Zeit und in derselben Stadt Teil zu nehmen. Aber niemand hörte darauf, und so erwählte ihn Virginien einstimmig zum Vorsitzenden seiner Philadelphia-Delegation. Er bedankte sich schriftlich für die Ehre beim Gouverneur Randolph, wiederholte jedoch, was er schon Madison geschrieben hatte, und bat, jemand anders zu erwählen. Aber Virginien ließ sich so leicht nicht abweisen, und am 3. Februar schrieb er vertraulich an Knox, daß er nicht beabsichtige, der Versammlung beizuwohnen. Das Drängen hielt jedoch an, und als die Entscheidung näher rückte, behaupteten sich die Kampfeslust und das Pflichtgefühl

[1]) Die „Society of the Cincinnati“ eine historische und patriotische Vereinigung, wurde im Mai 1783 von amerikanischen und französischen Offizieren der Quartiere der nordamerikanischen Armee am Hudson am Schlusse der revolutionären Erhebung für die amerikanische Unabhängigkeit gegründet.

wieder. Am 8. März schrieb er abermals an Knox, daß er eigentlich nicht beabsichtigt habe zu gehen, ihm sei jedoch der Gedanke gekommen, ob sein Fernbleiben von der Versammlung nicht als ein Aufgeben des Republikanismus betrachtet werden könne; ja, noch mehr, ob ihm nicht noch andere schädigende Gründe dafür untergeschoben werden könnten, daß er bei dieser Gelegenheit nicht seinen ganzen Einfluß in die Wagschale würfe. Deshalb läge ihm viel daran, zu erfahren, wie sich die öffentliche Meinung zu dieser Sache stelle. Am 28. März schrieb er nochmals an Randolph, daß ihm sein schlechter Gesundheitszustand wahrscheinlich die Teilnahme unmöglich machen werde und es angebrachter sei, jemand anders zu erwählen. Am 2. April erklärte er, daß, wenn unter den Delegierten eine Meinungsverschiedenheit herrsche oder die Vollmacht beschnitten sei, er mit der ganzen Angelegenheit lieber nichts zu tun haben wolle. „Wenn die Delegierten", schrieb er, „mit solcher Machtbefugnis ausgerüstet sind, daß in der Versammlung die Mängel der Konstitution gründlich erörtert und radikale Verbesserungen vorgeschlagen werden können, hat die Sache einen Wert, sonst nicht." Der Gedanke, daß die Versammlung ein Fiasko werden könne, hatte ihn schon lange beschäftigt, und er hatte bereits verkündet, daß, wenn die Delegierten nur mit unzureichender Vollmacht versehen wären, sie kurzerhand auf eigene Faust handeln, mit Gewalt eine Regierung schaffen und ihr den Gehorsam erzwingen sollten, ohne den sie wertlos wäre. So zerbrach er sich den Kopf über die Schwierigkeiten und hielt mit der Annahme der Wahl zurück; als jedoch die Stunde der Entscheidung näher rückte, traten Rheumatismus und Besorgnis vor dem Unvermeidlichen in den Hintergrund, und Washington traf mit gewohnter Pünktlichkeit am 13. Mai, einen Tag vor der Eröffnung der Versammlung, in Philadelphia ein.

Die anderen Teilnehmer waren weniger pünktlich, und es verging eine Woche, ehe sich ein beschlußfähiger Ausschuß zusammensetzte und sich die Versammlung konstituieren konnte. Während dieser Zwischenzeit scheinen einige nicht formelle Besprechungen der bereits eingetroffenen Teilnehmer stattgefunden zu haben, zwischen denen, die für eine ganz neue Verfassung waren, und denen, die furchtsam nur für halbe Verbesserungen eintraten. Wie Gouverneur Morris zwölf Jahre später in einer Lobrede hervorhob, soll Washington bei einer Gelegenheit damals gesagt haben: „Es ist mehr als wahrscheinlich, daß von den Plänen, die wir unterbreiten, nicht einer angenommen wird. Vielleicht steht nun auch ein neuer Konflikt bevor. Wenn wir, nur um dem Volke einen Gefallen zu tun, selbst unsere Absichten verwerfen, wie können wir da später unsere Arbeit verteidigen? Einigen wir uns auf einer Basis, der jeder ehrliche und kluge Mensch zustimmen kann. Das andere steht in Gottes Hand." Das sind unzweifelhaft Morrissche Worte, aus dem Gedächtnis wiedergegeben und rhetorisch ausgeschmückt, aber wir können ruhig glauben, daß das Zitat dem Washingtonschen Gedanken entspricht, und daß er diese Meinung von Anfang an vertrat und von vornherein bemüht war, seine Kollegen zu einem entscheidenden und rücksichtslosen Vorgehen zu veranlassen. Die Worte weisen auf den Redner, der sie zitiert hat; aber die edele und mutige Gesinnung, die sie offenbaren, ist für den Mann charakteristisch, der sie geäußert haben soll[1]).

[1]) Über diese von Morris wiedergegebenen Worte Washingtons muß noch einiges gesagt werden, weil sowohl Bancroft (History of the Constitution II. 8) als auch John Fiske (The Critical Period of American History, S. 232) dieselben als geschehen und wörtlich richtig hinstellen. Es steht fest, daß Washington in der Zeit vom 25. Mai bis 17. September nur einmal geredet hat, d. h. er hielt nur eine Rede in der Versammlung, nachdem diese

Als ein beschlußfähiger Ausschuß schließlich zustande gekommen war, wurde Washington einstimmig zum Vorsitzenden der Versammlung erwählt. Während der Dauer von vier Monaten saß er schweigsam und geduldig mit

durch die Organisation eine solche geworden war. Das wird auch von Madison bestätigt (Notes, III. 1600), der sagt, daß, als Washington sich erhob, um für Gorhams Amendement einzutreten, es das einzige Mal war, wo sich der Präsident überhaupt an der Debatte der Versammlung beteiligte. (Das Wort überhaupt habe ich gesperrt). Ich habe das Original im Staatsdepartement eingesehen und mich überzeugt, daß diese Worte eigenhändig von Madison in Klammern im Text niedergeschrieben worden sind. Madison war sehr genau. Seine Aufzeichnungen sind nur Auszüge aus den Reden, aber er blieb der Versammlung niemals fern, und es besteht kein Zweifel, daß, wenn Washington die Worte gesprochen hätte, die ihm Morris in den Mund gelegt hat, eine so wichtige Rede im ganzen wiedergegeben worden wäre und Madison sich nicht nur darauf beschränkt haben würde, zu erwähnen, daß das Gorhamsche Amendement die einzige Gelegenheit gewesen sei, wo der Präsident sich aktiv an der Debatte beteiligt habe.

Es steht daher fest, daß Washington, abgesehen von dem Gorhamschen Verbesserungsvorschlag, in der Versammlung überhaupt nicht geredet hat, und Bancroft führt sehr richtig das Morrissche Zitat auf die Zeit zurück, die zwischen der Eröffnung der Versammlung und der Erlangung eines beschlußfähigen Ausschusses der Staaten verging. Die von Morris wiedergegebenen Worte müssen, wenn sie überhaupt gefallen sind, informell während einer Unterhaltung geäußert worden sein, ehe sich die Versammlung als solche konstituiert hatte und Washington zum Vorsitzenden erwählt war. Fiske, der diesen Sätzen aus der Morrisschen Rede eine ganze Seite widmet, schildert, wie Washington sich vom Präsidentensitz erhebt und zu der Versammlung mit großem Ernste spricht. Dafür, daß er sich vom Sitz erhob, um die anderen Delegierten zu begrüßen, liegen absolut keine Garantien vor, und wenn er die von Morris erwähnten Worte gebraucht hat, war er damals sicherlich noch nicht Vorsitzender. Für diese Entstellung der Tatsachen ist Morris selbst verantwortlich, ja er widerspricht sich sogar. Hier ist, was er sagt: „Er ist ihr Präsident. Die Frage vor ihrer ersten Beratung war: welcher Kurs soll eingeschlagen werden?" Mit anderen Worten, er war ihr Präsident, ehe sie sich versammelt und einen Vorsitzenden erwählt hatten. Das ist eine bezeichnende Illustration für den losen und rhetorischen Charakter der Stelle,

Ausnahme einer Gelegenheit[1]) da, beteiligte sich nicht an der Debatte, sondern leitete nur die Verhandlungen und bemühte sich nach Kräften, ein glückliches Resultat zu erzielen. Die Debatten dieser bemerkenswerten Körperschaft sind nur in Umrissen in den sorgfältigen Anmerkungen von Madison erhalten geblieben. Die Geschichte der Versammlung ist mit vielem Fleiß niedergeschrieben worden, und die Argumente und Ansichten der Teilnehmer sind genau geprüft und schonungslos kritisiert worden. Wir wissen nicht und werden es auch niemals erfahren, wie groß das Verdienst Washingtons um die endgültige Vollendung der Arbeit gewesen ist. Seine Ansichten und seine Haltung sind aus seinen Briefen und den ihm von Morris in den Mund gelegten Worten zu ersehen. Daß er Tag und Nacht nur

wo Washingtons Bemerkung zitiert wird. Der ganze Abschnitt mit seinen aus dem Gebrauch des historischen Präsens entstandenen Zeitvermischungen, zu dessen Anwendung sich Morris verleiten ließ, ist in der Tat rein rhetorisch und kann keinen höheren Anspruch erheben. Ich kann daher den von Morris erwähnten Worten nur die Bedeutung beimessen, daß er eine von Washington öfters getane Bemerkung nach eigenem Gutdünken ausgeschmückt hat. Trotzdem ist sie interessant und wertvoll; denn sie offenbart Washingtons Meinung und den Ton, dessen er sich seinen Kollegen gegenüber bediente. Das ist aber auch die einzige Bedeutung, die ihnen beizulegen ist. Ich habe diesen Vorgang eingehender erörtert, weil zwei so bedeutende Persönlichkeiten wie Bancroft und Fiske auf die von Morris erwähnten Worte so viel Wert gelegt und nach meiner Ansicht ihnen eine höhere Bedeutung und größere Glaubwürdigkeit beigemessen haben, als die Tatsachen erfordern. Morris hielt seine Lobrede auf Washington in New York. Sie ist in dem Bändchen „Washingtoniana" (S. 110), erschienen in Lancaster 1802, enthalten.

[1]) Gerade am Schlusse der Versammlung, als die Konstitutions-Vorlage sich ihrem Ende näherte und vor ihrer Annahme stand, erhob sich Gorham von Massachusetts, um für eine Herabsetzung der Bevölkerungszahl in einem Kongreßdistrikt von 40,000 auf 30,000 einzutreten. Washington erbat sich das Wort und befürwortete kurz und bescheiden den Antrag. Sein Verlangen genügte, um den Antrag einstimmig zur Annahme zu bringen.

auf den Erfolg der Sache bedacht war, ist bekannt, auch, daß er einen großen Einfluß auf seine Kollegen ausübte, das übrige sind jedoch nur Vermutungen. Dann kam eine Zeit, wo alles stillstand und es den Anschein hatte, als ob die Leute, die so viele widersprechende Interessen vertraten, zu keinem Einverständnis gelangen würden. Hamilton hatte seine große Rede gehalten und war, weil die beiden anderen Vertreter seines Staates ihm bei jeder Vorlage opponierten, in einer Gemütsverfassung nach Hause geeilt, die weder zufrieden noch hoffnungsvoll war. Sogar der sonst so zuversichtliche und durch nichts zu entmutigende Franklin war der Verzweiflung nahe. Washington selbst schrieb am 10. Juli an Hamilton: „Wenn ich Sie auf die Beratungen verweise, wie sie damals standen, als Sie die Stadt verließen, und hinzufüge, daß sie jetzt noch schlechter stehen, so werden Sie sich wohl denken können, daß uns wenig Hoffnung auf einen guten Ausgang geblieben ist. Mit einem Wort, ich verzweifle beinahe an einem glücklichen Ende der Versammlung und bedauere daher, überhaupt daran teilgenommen zu haben." Als Washington so schrieb, mußten die Dinge wirklich schlecht stehen, wenn er schon bedauerte, sich an der Versammlung beteiligt zu haben. In dem kleinen Wort „beinahe" lag jedoch sehr viel Kraft. Er war noch nicht ganz verzweifelt und hielt, seiner Gewohnheit gemäß, mit großer Ausdauer aus. Uns sind die endgültigen beiderseitigen Zugeständnisse und ihr Zustandekommen bekannt, aber wir können niemals ganz dem eisernen Willen Gerechtigkeit widerfahren lassen, der die Leute zusammenhielt, als alle Kompromisse aussichtslos erschienen, und auch in der schwersten Stunde nicht erlahmte. Alles was gesagt werden kann, ist, daß ohne den Einfluß und die Arbeit Washingtons die Versammlung von 1787 wahrscheinlich ein Fiasko gewesen wäre.

Jedenfalls war die Versammlung kein Mißerfolg, und nach längerem Hin und Her war die Arbeit erledigt. An dem für alle Zeiten so denkwürdigen 17. September 1787 unterzeichnete Washington mit seiner kräftigen und schönen Handschrift die Verfassung der Vereinigten Staaten. Wie die Überlieferung besagt, erklärte er, als er mit der Feder in der Hand an dem Tische stand: „Sollten die Staaten diese ausgezeichnete Verfassung verwerfen, so dürfte ein für allemal eine Gelegenheit verpaßt sein, eine andere in Frieden zu verwerfen; die nächste wird mit Blut unterzeichnet." Ob diese Darstellung richtig oder falsch ist, jedenfalls hat sie etwas Wahres an sich. Eine große Arbeit war vollendet worden. Wurde sie beiseite geworfen, so wußte Washington, daß das Schwert und nicht die Feder über die nächste Verfassung entscheiden würde, und sah dieser drohenden Alternative mit Bangen entgegen. Er unterzeichnete zuerst, worauf die anderen Delegierten mit drei bemerkenswerten Ausnahmen ihre Unterschrift darunter setzten. Dann vereinigten sich die Abgeordneten zu einem Mahle in dem Stadt-Gasthaus und nahmen schließlich herzlich von einander Abschied. „Darauf", schrieb der Vorsitzende der Versammlung in sein Tagebuch, „kehrte ich nach meiner Wohnung zurück, arbeitete etwas mit dem Sekretär der Versammlung, nahm von ihm Schriften entgegen und zog mich zurück, um über die von uns getane Arbeit nachzudenken." Es sind nur einfache Worte, aber welche Bedeutung liegt in ihnen! Die Welt wäre heute glücklich, wenn sie wüßte, von welchen Gedanken Washington beseelt war, als er in der Stille des Sommernachmittags, die Verfassung vor sich, so einsam in seinem Zimmer saß. Wie immer war er auch damals schweigsam. Er ging nicht allein auf sein Zimmer, um seine Gefühle für die Bewunderung der Nachwelt zu Papier

zu bringen. Er suchte es auf, um in seinem eigenen Interesse darüber nachzudenken, was für das Wohl des Landes getan worden war. Als er vier Monate vorher nach Philadelphia gekommen war, hatten die Stadtglocken ein fröhliches Geläute angestimmt. Sollten sie von neuem noch fröhlicher erschallen oder sollten sie, nachdem die Arbeit vollbracht war, ein Geläut für zu Grabe getragene Hoffnungen anstimmen? Washington war überaus menschlich. In jener Stunde stillen Nachdenkens muß sein Herz von dem Bewußtsein erfüllt gewesen sein, sein Volk durch eine erfolgreiche Revolution jetzt wieder aus der Dunkelheit politischer Verworrenheit und Zersetzung auf die Schwelle einer neuen Existenz geführt zu haben. Trotzdem gab er sich keiner Selbsttäuschung hin. Die neue Verfassung war nur ein Versuch und nicht mehr. Würden die Staaten sie annehmen? Und wenn sie angenommen wurde, würde man ihr treu bleiben? War dieses so hart erkämpfte Regierungswerkzeug dazu bestimmt, nach einigen Probejahren in die Brüche zu gehen, oder würde es sich als stark genug erweisen, um der Freibrief einer Nation zu werden und die Staaten unlöslich gegen alle Erschütterungen der Politik und Revolution zusammen zu halten? Bei seinem Scharfblick und seinem ausgeprägten nationalen Verstand tauchten diese wichtigen Fragen sofort vor Washington auf, damals zwar noch etwas verschwommen, heute aber klar für die ganze Welt. Wir können erraten, wie intensiv ihn diese Fragen beschäftigten, als er an jenem September-Nachmittag allein in seinem Zimmer saß.

Was auch immer seine Erwägungen gewesen sein mögen, seine Schlußfolgerungen waren einfach. Er kam zu der Überzeugung, daß die einzige Rettung für das Land in der Annahme eines neuen Systems lag, aber er gab sich betreffs der Konstitution selbst keinen trügerischen Hoffnungen

hin. Einen Tag nach der Unterzeichnung schrieb er an Lafayette: „Sie ist das Ergebnis einer viermonatigen Überlegung. Vorläufig ist sie noch ein Schicksalskind, das von dem einen begünstigt, von dem andern verworfen wird. Wie man im allgemeinen darüber urteilen und sie aufnehmen wird, entzieht sich noch meiner Kenntnis. Auch werde ich weder für noch gegen sie etwas sagen. Ist sie gut, so wird sie ihren Weg machen; ist sie schlecht, so wird es auf ihre Urheber zurückfallen." Wieder drängt sich uns hier die alte Theorie auf, daß es mit seinem öffentlichen Leben zu Ende sei und er jetzt, wo er diese außergewöhnliche Pflicht erfüllt hatte, sich von neuem ins Privatleben zurückziehen werde. Diese Vorstellung und sein (aus den Briefen) zu ersehender philosophischer Gleichmut über das Schicksal der Verfassung schwanden jedoch bald. Schon nach einer Woche schrieb er an Henry, den er wahrscheinlich bereits für einen der schärfsten Gegner des neuen Planes in Virginien hielt: „Ich wünschte, daß die vorgeschlagene Verfassung vollkommen wäre; ich glaube jedoch, daß sie das Beste ist, was augenblicklich geschaffen werden konnte, und da später die konstitutionelle Tür immer noch für Verbesserungen offen steht, so erscheint mir unter den jetzigen Verhältnissen der Union ihre Annahme nur wünschenswert." Abschriften dieses Briefes wurden an Harrison und Nelson gesandt, so daß die so begonnene Korrespondenz bald sehr anschwoll. Er schrieb an Hamilton und Madison, um mit ihnen die Aussichten der Verfassung zu besprechen; auch an Knox, um ihn zu instruieren und ihn zu einer energischen Arbeit anzuspornen. Im Januar waren die Indifferenz und der Zweifel, die er in seinem Brief an Lafayette hatte durchblicken lassen, bereits geschwunden, und in einem Schreiben an den Gouverneur Morris beantwortete er dessen Einwände folgendermaßen: „Ich will gerne zugeben, daß in der neuen

Abfassung Dinge enthalten sind, die niemals meine Zustimmung gefunden haben und sie auch niemals finden werden; aber ich war damals der Ansicht und bin heute des festen Glaubens, daß sie, im ganzen genommen, die beste Verfassung ist, die wir augenblicklich erringen konnten, und daß wir (als einzige Alternative) zwischen ihr und der Auflösung der Union zu wählen haben. In diesem Glauben habe ich nicht gezögert und zögere auch heute nicht, mich für die Verfassung ins Zeug zu legen."

So wurden aus den wenigen Briefen an wenige Freunde viele Briefe an viele Freunde, und sie wurden in allen Staaten bekannt. In allen wurde unter dem Hinweis, daß es das Beste war, was erlangt werden konnte, die Notwendigkeit der Annahme der Verfassung angeraten. Washingtons eigentliche Einwände gegen die Verfassung sind nicht klar. Im allgemeinen schien sie nicht kraftvoll genug zu sein, um seinen Idealen zu entsprechen, er enthielt sich jedoch jeder Kritik einzelner Punkte. Er mag wohl vorhandene Mängel zugegeben haben, um die Gegner zu entwaffnen, aber unzweifelhaft war er, wie so viele ihrer Urheber, mit der Verfassung nicht ganz zufrieden. Er setzte sich jedoch über alle Fehler hinweg und strebte mit aller Macht seinen Zielen zu. Er kann nicht im entferntesten mit jenen Tugendhelden und nichtssagenden Persönlichkeiten verglichen werden, die nur das Allervollkommenste unterstützen, und die gewöhnlich mehr Schaden anrichten als alle erklärten Feinde einer gesunden Regierung. Washington vertiefte sich nicht in zwecklose Grübeleien über die Verfassung, sondern seine Gedanken waren nur auf die Erreichung seiner Ziele gerichtet. Wie er erst für die Versammlung gearbeitet hatte, so widmete er sich jetzt der Verfassung, und seine Briefe trugen nicht nur viel zur Bildung einer föderalen Partei und ihres Programmes bei, sondern sie wurden auch in

Auszügen wiedergegeben und veröffentlicht, so daß sie einen direkten und großen Einfluß auf die öffentliche Meinung ausübten.

Auf diese Weise schob er sich überall in den Vordergrund, am meisten jedoch in seinem eigenen Staate. Das Vertrauen, das er zuerst in Virginien gesetzt hatte, wich bald einer intensiven und wohlbegründeten Bangigkeit, und als sich der Zwiespalt vergrößerte, scheute er nicht nur vor keinem Mittel zurück, seine Freundschaften zu befestigen und Stimmen zu gewinnen, sondern er verteilte auch persönlich Exemplare des „Federalist", um auf die öffentliche Meinung einzuwirken. Der Kampf in der virginischen Versammlung war lange unentschieden, aber schließlich ging er zu Ende und brachte ein günstiges Resultat. Ohne Washingtons Einfluß wäre die Verfassung in Virginien jedoch verloren gewesen, und ohne Virginien würde die ganze Angelegenheit wahrscheinlich im Sande verlaufen sein. In demselben Sinne setzte er auch seine Bemühungen noch fort, nachdem schon eine genügende Zahl Staaten gewonnen waren, um einen Versuch zu wagen. Die Verfassung war ratifiziert worden; jetzt hieß es, sie in Kraft zu setzen, und so schrieb Washington ernstlich an die Führer der verschiedenen Staaten, sie möchten alles daran setzen, um „Föderalisten", erprobte Freunde der Verfassung, in den Kongreß zu bringen. In diesem Punkte gab es bei ihm keine Unbestimmtheiten. Eine Partei hatte die Verfassung durchgesetzt und für ihre Ratifikation gesorgt, dieser Partei wünschte er also die Leitung und Einrichtung des neuen Systems. Er vertrat nicht die Ansicht, daß, weil der Kampf beendet war, es künftig heißen solle, es habe überhaupt kein Kampf stattgefunden, und alle Menschen seien politisch gleich. Er war bereit, alles zu tun, um die Gegner der Verfassung und der Union zu versöhnen, aber er hielt es nicht für an-

gebracht, die wichtige Aufgabe, die auf dem Papier entwickelten Ideen in die Wirklichkeit umzusetzen, anderen Händen als denen treuer und erprobter Freunde anzuvertrauen.

Während er sich jedoch so sorgfältig bemühte, die richtigen Männer für die leitende Körperschaft der neuen Regierung zu finden, trat das Volk einstimmig mit dem Verlangen an ihn heran, sich an die Spitze der Regierung zu stellen und der erste Präsident der Republik zu werden. Als ihm die ersten Andeutungen darüber gemacht wurden, gab er zu, daß er wahrscheinlich von neuem die große Bürde eines öffentlichen Amtes werde auf sich nehmen müssen, und setzte hinzu, daß das bei seinem Alter ein Opfer bedeute, für das es keine Entschädigung gäbe. Als Antwort auf die vielen Briefe, in denen er zur Entscheidung gedrängt wurde, vertrat er diese Ansicht jedesmal, wenn er auf diesen Punkt zu sprechen kam. Obwohl er jedoch niemals eine bindende Erklärung abgab, hatte er sich bereits mit dem Gedanken vertraut gemacht, sich ins Unvermeidliche zu fügen. Er hatte einmal A gesagt und wollte nun auch B sagen. Seine einzige Sorge war, das Volk könnte erfahren, daß er sich vor dem Amte fürchte und seine Farm nur aus einem alles beherrschenden Pflichtgefühl verlassen habe. Außer seiner Abneigung vor einem neuen Kampf und der Furcht, daß seine Gründe mißverstanden werden könnten, hatte er dasselbe Mißtrauen in seine eigenen Fähigkeiten, das ihn schon so beunruhigte, als er das Kommando über die Armeen übernahm. Sein leidenschaftlicher Drang nach Erfolg, der, wenn es dazu kommen würde, für die Annahme der Präsidentschaft ausschlaggebend sein mußte, ließ ihn in fast krankhafter Weise einen Mißerfolg befürchten, obwohl er viel zu mutig und energisch war, um jemals einen Rückzug anzutreten. Die Verantwort-

lichkeit lastete schwer auf ihm, aber sie konnte ihn nicht unterjochen. Im Dezember 1788 schrieb er an Trumbull, daß er „nur Wolken und Finsternis“ um sich herum sehe, aber als die Entscheidung kam, war er bereit. Die Wahlen waren für die Föderalisten günstig. Die Wahlmänner gaben Washington einstimmig ihre Stimme, und, nachdem er vom Kongreß von seiner Wahl benachrichtigt worden war, begab er sich am 16. April von Mount Vernon nach New York, um die Regierung zu übernehmen und an die Spitze der Union in ihrem ersten Kampfe um ihr Bestehen zu treten.

Seit dem Tage, wo er ausgezogen war, um Shirley zu besuchen und gegen die Anmaßungen britischer Offiziere Front zu machen, sind Washingtons Reisen in ihrer Art denkwürdig gewesen. Er war nach Norden geeilt, um dem ersten kontinentalen Kongreß beizuwohnen, das Kommando über die Armee zu übernehmen und über die konstitutionelle Versammlung zu präsidieren. Jetzt aber unterzog er sich im Zenit seines Ruhmes einer Aufgabe, die vielleicht gefahrloser war, als eine Armee zu führen, jedoch desto mehr Schwierigkeiten in sich schloß und für seinen Ruhm, Ruf und Seelenfrieden bedrohlicher war als alles andere, was er bisher unternommen hatte. Er war sich dessen wohl bewußt und schrieb in sein Tagebuch: „Gegen zehn Uhr sagte ich Mount Vernon, meinem ruhigen Leben und meinem häuslichen Glück Lebewohl, und mit einem von ängstlicheren und schmerzlicheren Gefühlen beseelten Gemüt, als ich es auszudrücken vermag, machte ich mich auf den Weg nach New York mit der Absicht, gemäß dem Rufe meines Landes, ihm treu zu dienen, aber mit weniger Hoffnung, seine Erwartungen erfüllen zu können.“

Der erste Teil der Reise ging nur bis nach dem wenige Meilen von seinem Besitztum entfernten Alexandria, wo

ihm von ſeinen Freunden und Nachbarn ein öffentliches Mahl gegeben wurde. Als er ſich erhob, um dem als Redner des Volkes fungierenden Bürgermeiſter auf die freundlichen Worte des Willkommens zu antworten, war er tief bewegt. „Alles, was mir noch zu tun übrig bleibt", begann er, „iſt, mich und Sie alle unter die Fittiche des allmächtigen Weſens zu ſtellen, das uns auch bei früheren Gelegenheiten nach einer langen und traurigen Trennung wieder zuſammengeführt hat. Vielleicht ſteht uns auch diesmal dieſe göttliche Vorſehung zur Seite. Aber uns fehlen die Worte. Unausſprechliche Gefühle müſſen dann einem viel mehr ſagendem Schweigen überlaſſen bleiben, aber mit blutendem Herzen ſage ich allen meinen lieben Freunden und freundlichen Nachbarn Lebewohl."

So verließ er ſeine Heimat, traurig über das Scheiden, entſchloſſen, aber nicht fröhlich auf die Zukunft bauend, und ſchweigſam, wie es ſeine Gewohnheit war. Das einfache Mahl, das ihm ſeine Freunde und Nachbarn in Alexandria gaben, eröffnete nur den Strom der Lobreden und Abſchiedsfeiern, der immer mehr und mehr anſchwoll. Die Straßen, die er paſſierte, waren von Menſchen beſetzt, die gekommen waren, um ihn zu ſehen und ihm zuzujubeln. In jeder Ortſchaft wogten in den Straßen die Leute von den Farmen und den Werkſtätten auf und ab, um ſeinen Wagen zu erwarten, bei ſeiner Ankunft und ſeiner Abfahrt erklangen die Glocken zuſammen mit dem Donner der Salutſchüſſe. In Baltimore gab ihm eine Abteilung berittener Bürger das Geleit, und die Kanonen dröhnten ihm einen Willkommengruß entgegen. An der Grenze von Pennſylvanien hatten ſich der Gouverneur Mifflin, die Soldaten und Bürger zur Begrüßung eingefunden. In Cheſter ſtieg er zu Pferde und zog an der Spitze der Kavallerie in Philadelphia ein, wo Triumphbogen errichtet waren und ſich ſeine Ankunft zu einem Freudenfeſt

gestaltete. In Trenton gab es diesmal anstatt Schnee und Finsternis und eines Überfalls auf überraschte Hessen herrlichen Sonnenschein, Ehrenpforten und junge Mädchen, die vor ihm herschritten, Blumen auf den Weg streuten und Lob- und Dankeslieder sangen. Als er Elizabeth Point erreichte, wo er vom Kongreßkomitee erwartet wurde, bestieg er eine von dreizehn weiß uniformierten Lotsen geruderte Barke, die ihn dann nach New York brachte. Eine Unzahl von anderen Booten, von denen Musik und Gesang ertönte, gab ihm das Geleit bis New York, wo die festlich dekorierten Schiffe ihm zu Ehren einen Salut feuerten. Als er an Land stieg, weigerte er sich, einen Wagen zu benutzen, und ging, vom Gouverneur Clinton begleitet, zu Fuß nach seinem Hause. Er trug das bekannte Ledergelb und Blau, und als das Volk der stattlichen Figur und der so beliebten Farben ansichtig wurde, flogen die Hüte von den Köpfen, und die Menge beugte sich vor ihm wie das reife Getreide, wenn der Sommerwind darüber fegt, und brach in laute Jubelrufe aus.

Von Mount Vernon bis New York war es ein einziger Triumphzug gewesen. Es war keine kaiserliche Regierung vorhanden, die dem Ganzen durch militärisches Gepränge usw. ein besonderes Relief verleihen konnte; es gab keine Armeen, die mit ihren Trophäen die Augen der Zuschauer berücken konnten, noch war irgend welcher Glanz, Pomp, Reichtum und Luxus sichtbar, sondern einzig und allein kam die Volksstimmung zur Geltung, die spontan und aufrichtig und ein Zeichen der Dankbarkeit und Ergebenheit für den großen Mann war. Sie offenbarte den edlen Instikt des Heroenkultus, der immer in der Menschheit schlummert und durch das Erscheinen des wirklichen Helden entfacht wird. Wie ein derartiger Gefühlsausbruch, wenn er richtig verstanden wird, jeden Menschen tief ergreifen wird, so war auch Washington

sehr gerührt. Auch er war tief ergriffen und bewegt, aber äußerlich ruhig und gefaßt. Er nahm alles nüchtern, fast traurig auf und schrieb, als er später allein war, in sein Tagebuch:

„Die uns bei dieser Gelegenheit begleitenden Boote, von denen Musik und Gesang ertönte, die Ausschmückung der Schiffe, das Donnern der Kanonen und die Jubelrufe des Volkes, die zum Himmel emporstiegen, als ich die Kais passierte, alles das berührte mich gerade so schmerzlich (wenn ich an die Kehrseite der Medaille denke, was immerhin der Lohn für meine Arbeit sein kann) wie es erfreuend war."

Sogar in dem Augenblick des größten Triumphes dachte er nur an die Aufgabe, die ihm bevorstand. Das zeugt weder von Überhebung noch Cynismus, noch von Indifferenz oder Selbsttäuschung, sondern offenbarte nur ein tiefgehendes Gefühl und einen zuversichtlichen und klaren Blick für die bevorstehende Arbeit und den Kampf, die still und unbekannt hinter den Ehrenpforten und Jubelrufen des Volkes verborgen lagen.

Am 30. April wurde er in sein Amt eingesetzt. Im feierlichen Aufzuge ging es zuerst in den Saal, worauf er im Senatszimmer empfangen wurde. Dann begab er sich auf den Balkon, um den Eid zu leisten. Er trug ein dunkelbraunes Kostüm von amerikanischem Tuch, ein Schwert mit stählernem Griff gepudertes und der damaligen Mode entsprechend zurückgekämmtes Haar. Als er auf dem Balkon erschien, brach unten die Menge in laute Jubelrufe aus. Tief bewegt, verbeugte er sich schweigend, worauf sofort Ruhe eintrat. Dann nahm ihm der Kanzler Livingstone den Eid ab. Washington legte seine Hand auf die Bibel, verbeugte sich wieder und sagte, als die Eidesformel gesprochen war, ernst: „Ich schwöre, so wahr mir Gott helfe." Ehr-

erbietig beugte er sich dann noch einmal nieder und küßte die Bibel. Livingstone trat vor, und, die Hand emporhebend, rief er: „Ein Hoch dem Präsidenten der Vereinigten Staaten, George Washington!" Da brach der Jubel von neuem los, die Kanonen donnerten, und die Glocken erschallten. Washington begab sich in den Saal zurück, wo er seine Einsetzungsbotschaft an den Kongreß zur Verlesung brachte — die Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika unter neuer Verfassung hatte begonnen.

---

2. Kapitel.

Der Beginn der Regierung.

Washington war hoch befriedigt von seinem Empfang seitens des Volkes von Alexandria bis New York. Die Inaugurations-Feierlichkeiten hatten ihn tief gerührt, und als er sich vom Balkon nach dem Senatszimmer begab, bewiesen seine Haltung und sein Ton, daß er sich der Bedeutung des wichtigen Vorganges wohl bewußt war. Seine Ansprache an den versammelten Kongreß war ernst und eindrucksvoll, und mit ungeheuchelter Ehrfurcht erkannte er die führende Hand der Vorsehung in dem Geschick der Vereinigten Staaten an. Er gab dem Kongreß keine guten Ratschläge, sondern gab nur sein Vertrauen in dessen Weisheit und Patriotismus zu erkennen, legte ihm ans Herz, sich immer zu erinnern, daß der Erfolg der republikanischen Regierung wahrscheinlich vom Resultat ihres Versuches abhängen würde, rief ihm ins Gedächtnis zurück, daß über die Verbesserungen der Verfassung noch zu beraten wäre, und teilte ihm mit, daß er für seine Dienste keine pekuniäre Entschädigung annehme und nur erwarte, daß man, wie während der Revolution, nur seine Unkosten decken würde. Das war alles. Die erste Inauguration des ersten Präsidenten drückte nur einen Gedanken aus, aber dieser Gedanke wurde auch mit Nachdruck befolgt. Washington wollte, daß, wie er

selbst, der Kongreß die Schwere und Bedeutung der Aufgabe verstehen sollte, die ihnen auferlegt war; denn er war der Ansicht, daß, wenn er das durchsetzen könne, sich alles zum Besten wenden würde. Wie weit ihm dies glückte, ist nur schwer zu sagen, aber seine Absicht unterlag keinem Zweifel. Wenn er versucht hätte, die ersten Pläne des Kongresses zu beeinflussen, ehe er wirklich die Zügel der Regierung übernommen hatte, würde es aller Wahrscheinlichkeit nach von vornherein Eifersucht und Widerstand gegeben haben. Erst wenn er eine bestimmte Politik im Auge hatte, war es Zeit, den Senatoren und Repräsentanten zu raten, welchen Weg sie einschlagen sollten. Unterdessen war es angebrachter, ihren Patriotismus zu erwecken, sie sich ihrer Verantwortlichkeit bewußt zu machen und es ihnen zu überlassen, ihre Arbeit unter diesen Eindrücken zu beginnen.

Was ihn selbst betrifft, so blieben seine Gefühle dieselben. Er hatte das hohe Amt mit großer Sorge angenommen, und als die Gebete beendet und die letzten Kanonenschüsse gefeuert, die Musikklänge verrauscht, die Hochrufe verstummt und die Illuminationen verloschen waren, schrieb er, daß er mit der Übernahme seines Amtes jede Hoffnung auf ein stilles Glück aufgegeben habe, die Zuneigung des Volkes sei ihm jedoch eine Ermutigung gewesen, desgleichen der Glaube, daß seine Bestrebungen anerkannt würden und daß er, so unterstützt, sein Bestes tun wollte. In einige Monate später geschriebenen wenigen Worten gab er kurz und bündig zu verstehen, wie er eigentlich sein Amt auffasse, und welche ungeheueren Schwierigkeiten ihm bevorständen.

„Die Gründung unserer neuen Regierung", erklärte er, „schien der neueste große Versuch zu sein, menschliche Glückseligkeit durch einen annehmbaren Vertrag in bürgerlicher Gesellschaft zu fördern. In erster Linie sollte sie bis zu einem gewissen Grade eine Regierung des Entgegenkommens

wie auch eine gesetzliche Regierung sein. Viel mußte durch Klugheit, viel durch Ausgleich und viel durch Festigkeit erreicht werden. Nur wenige, die nicht philosophische Zuschauer sind, können sich von den Schwierigkeiten und der heiklen Lage einen Begriff machen, mit denen ich in meiner Situation zu rechnen hatte. Alle sehen und bewundern nur den Glanz, der das Äußere eines hohen Amtes umgibt. Für mich liegt nichts Besonderes darin, abgesehen von dem Schimmer, der von Macht zurückstrahlt, wenn sie menschliches Glück erstehen lassen kann. Bei unserem Fortschritt in politischem Glück ist meine Stellung neu, und ich befinde mich, wenn ich so sagen darf, auf jungfräulichem Boden. Kaum eine meiner Handlungen wird in ihren Ursachen von einer doppelten Auslegung verschont bleiben. Kaum ein Teil meiner Haltung dürfte später nicht als Präzedenzfall angeführt werden. Wenn ich nach allen meinen geringen, aber aufrichtigen Bestrebungen, das Glück meines Landes und seiner Bewohner zu fördern, mich der Hoffnung hingeben kann, daß meine Arbeit nicht ganz umsonst gewesen ist, so würde das die einzige wahre Belohnung für mich am Schlusse meines Lebens bedeuten."

In dieser nüchternen Anschauung und ruhigen Auslassung ist nichts besonders Anregendes zu finden. Die militärischen Eroberer und die Retter der Gesellschaft mit ihren epigrammatischen Redensarten, dramatischen Wirkungen und rhythmischen Proklamationen sind viel aufregender und sagen der Einbildung mehr zu. Aber es ist gerade dieser mit so intensiver Absicht und grimmer Beharrlichkeit verbundene Ernst, der die englisch sprechende Rasse über die ganze Welt verbreitet und eine erfolgreiche Regierung im Gefolge gehabt hat. Das von Napoleon geschaffene Reich war noch vor seinem Tode als Verbannter auf St. Helena zersplittert worden, aber das Werk Washingtons lebt noch. Was er vollbracht hat, und wie es zustande kam, bleibt nun noch übrig zu erörtern.

Die unter der ersten föderalen Regierung begonnene und durchgeführte Politik war so glänzend und so erfolgreich, daß wir ganz übersehen, daß Monate vergangen waren, ehe der erste Erfolg auch nur bekannt wurde. Als Washington am 1. Mai 1789 sein Amt übernahm, bestand die Regierung der Vereinigten Staaten nur aus einem Präsidenten und dem Kongreß. Die unvollkommene und aus den Fugen geratene Maschine der Konföderation arbeitete zwar noch ganz schwach und führte einige dringende Regierungsgeschäfte aus, und die neue Organisation hatte außer diesen Fragmenten eines abgetanen Systems nichts, womit sie arbeiten konnte. Es gab keine Ministerial-Departements, und es waren auch keine Einrichtungen für die Steuereinkünfte oder den Betrieb des Postwesens getroffen worden. Einige verstreute Soldaten bildeten die Armee, und eine Marine war nicht vorhanden. Es gab auch keine Fonds und keine finanziellen Hilfsquellen. Nicht einmal Überlieferungen und Methoden einer Regierung, und so unbedeutend diese Punkte erscheinen mögen, so sind doch feststehende Methoden nötig, um öffentliche Angelegenheiten prompt und richtig zu erledigen. Diese Formen mußten erst festgesetzt und angenommen werden, und obwohl sie heute nach einem jahrhundertelangen Gebrauch als selbstverständlich erscheinen, waren sie im Jahre 1789 der Gegenstand reiflicher Überlegungen und hitziger Debatten. Die Art und Weise, in der der Präsident angeredet werden sollte, führte noch kurz vor der Inauguration zu Meinungsverschiedenheiten. Amerika hat sich damals erst aus dem kolonialen Zustande befreit, und die kolonialen Sitten waren noch vorherrschend. In Privatbriefen sehen wir auf Washington als „Seine Hoheit" und in einigen Zeitungen sogar als „Seine Hoheit der General-Präsident" hingewiesen, während das Senatskomitee die Anrede „Seine Hoheit der Präsident der Vereinigten Staaten und Beschützer

der Freiheit" befürwortete. Im Hause machte sich jedoch der demokratische Geist bemerkbar, die vorgeschlagenen Titel wurden scharf angegriffen, und man einigte sich schließlich, Washington nur als „Präsident der Vereinigten Staaten" zu bezeichnen, wodurch die Frage endgültig erledigt wurde. Washington selbst gab nur wenig auf Titel, obwohl er, wie er an John Adams und Frau Warren schrieb, sie für ein hohes Amt für nötig hielt. In diesem Falle erblickte er jedoch eine verborgene Gefahr in dem leeren Titel, und so gab er seine Befriedigung über die Entscheidung des Hauses zu erkennen. Ein anderer Punkt betraf die Beziehungen des Präsidenten zum Senat. Sollte er mit ihm schriftlich oder mündlich verkehren, d. h. seinen Beratungen beiwohnen, wodurch dem Senat der Anstrich eines exekutiven Rates gegeben wurde? Es wurde prompt entschieden, daß die Ernennungen schriftlich erfolgen sollten. Was jedoch Verträge betraf, so hielt man es zuerst für das Beste, daß der Präsident sie dem Senat persönlich übermitteln sollte, und so wurde mit großer Sorgfalt festgesetzt, daß er, während über die Angelegenheit debattiert wurde, neben dem Vizepräsidenten zu sitzen habe. Von dieser Einrichtung kam man jedoch bereits nach dem ersten Versuch wieder ab und beschloß, daß, wie die Ernennungen, auch die Verträge schriftlich unterbreitet werden sollten.

Die letzte und wichtigste Frage betraf die Lebensführung des Präsidenten und die Etikette, die er zu beobachten haben würde. Wie in der Titel-Angelegenheit, so legte Washington auch dieser Frage, die manche Leute nur für eine leere Formsache halten mögen, eine große Bedeutung bei und dachte gründlich über sie nach. Sein Verhalten würde als Präzedenzfall für die Zukunft gelten und auch die gegenwärtige Kritik herausfordern. Er beschloß daher, einen Modus zu finden, der alle Angriffe abwehren und

auch für seine Nachfolger bindend sein würde. Er schrieb an Madison: „Nach meinem Erachten müssen wir einen Weg finden, der ihm (dem Präsidenten) genügend Zeit läßt, alle offiziellen Pflichten seines Amtes zu erfüllen. Das sollte der Hauptpunkt sein. Dann sollte so viel wie möglich darauf gesehen werden, daß er einesteils nicht durch eine allzu große Reserve und ein zu großes Fernhalten von der Gesellschaft den Vorwurf des Hochmuts und mangelhafte Situationskenntnis heraufbeschwöre, anderntells nicht durch ein zu freies und familiäres Verhalten der Unziemlichkeit und einer Herabsetzung der Achtungswürdigkeit geziehen werde." Dieser Brief sowie andere Fragen wurden dem Vizepräsidenten, Jay und Hamilton übersandt. Alle stimmten den von Washington entwickelten Ansichten zu. Adams, der gerade von Europa gekommen war, wollte dem Amte, von dem er eine hohe Auffassung hatte, mehr Glanz verleihen, weil er das für unsere Beziehungen zu den fremden Mächten nötig hielt. In der Hauptsache jedoch waren alle, die gefragt wurden, damit einverstanden, eine Grenze zwischen allzu großer Reserve und allzu großer Familiarität zu ziehen, und diese Haltung nahm Washington denn auch ein. Er tat es folgendermaßen. Er beschloß, keine Besuche zu erwidern, keine allgemeinen Empfänge außer an bestimmten Tagen zuzulassen und offizielle Besucher nur zu bestimmten Stunden zu empfangen. Die dritte Frage betraf die Diners. Die Präsidenten des Kongresses hatten bisher jeden eingeladen, was, sehr zum Nachteil von Zeit und Würde, sozusagen eine öffentliche Tafel zur Folge gehabt hatte. Viele Personen, denen diese Mode nicht zusagte, waren der Meinung, daß der Präsident überhaupt niemand zum Essen einladen solle. Aber Washington, der niemals ein Freund des Extremen war, entschied, daß er offizielle Persönlichkeiten und vornehme Fremde zum Diner einladen würde, sonst aber niemanden, auch wollte er selbst keine Einladungen an-

nehmen. Später empfing er jeden Dienstag von 3–4 Uhr nachmittags, und seine Frau hielt Freitags Empfang ab. Diese Empfänge und ein öffentliches Diner in jeder Woche waren die einzigen gesellschaftlichen Unterhaltungen, für die der Präsident Zeit und Gesundheit übrig hatte.

Durch dieses vernünftige (scheinbar) so unwichtige Arrangement verstand Washington, allen Berechtigten freien Zutritt zu verschaffen und trotzdem die Würde und Reserve zu bewahren, die er seiner Stellung schuldig war. Das war einer der wirklichen, wenn auch unbeachteten Dienste, die er der neuen Regierung leistete, und die so viel zu ihrer Befestigung beitrugen; denn es wäre nur zu leicht gewesen, die Präsidentenwürde durch eine falsche Idee von republikanischer Einfachheit in den Staub zu ziehen. Ebenso leicht würde es gewesen sein, sie sowohl durch eine kühle Zurückhaltung als auch durch Aufwand und Gepränge verhaßt zu machen. Mit seiner gewohnten gesunden Urteilskraft und feinem Taktgefühl verstand es Washington geschickt, zwischen den beiden drohenden Gefahren zu lavieren, aber trotz der Klugheit in seinem Arrangement und seiner Einfachheit kam er nicht ohne Verleumdung davon. Einmal wurde ihm vorgeworfen, daß man bei seinen Empfängen stehen müsse, was als Übergang zur Monarchie ausgelegt wurde. Washington erwiderte darauf mit der ihm eigenen Offenherzigkeit, daß es nicht Brauch sei, sich bei derartigen Gelegenheiten zu setzen, und wenn es der Fall wäre, so sei kein Zimmer vorhanden, das groß genug sei, um die nötige Anzahl Stühle zu fassen. Da auch der ganze Empfang vollkommen unzeremoniell verliefe, so stände es jedem frei, nach Belieben zu kommen und zu gehen. Als auch seine Art sich zu verbeugen bekrittelt wurde, beantwortete er diese Anklage mit einer von Bitterkeit und Verachtung durchsetzten Ironie: „Daß ich nicht imstande bin, Ver-

beugungen nach dem Geschmack des armen Obersten B. zu machen (der, beiläufig erwähnt, wohl niemals eine derselben gesehen hat), ist sehr bedauerlich, besonders, weil sie bei diesen Gelegenheiten ohne Unterschied gemacht und nach bestem Können ausgeführt wurden. Wäre es nicht besser gewesen, man hätte sie mit dem Mantel der christlichen Liebe zugedeckt und sie mit der Steifheit des Alters oder der Ungeschicktheit meines Lehrmeisters entschuldigt, als sie für unerläßliche Attribute des Amtes zu erklären, das, wie Gott weiß, für mich keinen Reiz besitzt."

Als die Partei-Feindlichkeiten schärfer wurden, gingen diese Angriffe aus den privaten Unterhaltungen in die Zeitungen und in die Auslassungen der Straßenredner über, und ein ganz besonderer Lärm wurde über den Umstand geschlagen, daß auf einem öffentlichen Balle der Präsident und seine Frau zu einem Sofa auf einer erhöhten Tribune geleitet wurden und die Gäste vor ihnen defilierten und sich verbeugten. In diesem harmlosen Vorgange wurde ein monarchistischer und aristokratischer Anstrich erblickt, und Jefferson registrierte ihn sorgfältig in jener Sammlung von traurigen Verunglimpfungen, die der Nachwelt nicht vorenthalten wurde, nachdem sich bereits das Grab über ihn und den, den er bei Lebzeiten so gefürchtet und gehaßt, geschlossen hatte. Dieser Vorfall war jedoch nur ein Beispiel für das politische Kapital, das aus der Haltung des Präsidenten geschlagen wurde. Die Feier des Geburtstages, der Vorschlag, Washingtons Kopf auf die Münze zu prägen, und andere ähnliche Kleinigkeiten, alles mußte für denselben Zweck herhalten. Die Dynastie Cleons hatte lange gedauert, so lange, daß sogar die Reihenfolge der Päpste daneben nur als temporär erscheint, und zu Washingtons Zeiten florierte sie gerade so üppig wie in Athen und wie auch heute noch. Das Ziel des Angriffes wechselt, aber

die Gründe und Absichten sind so alt und so dauernd wie die menschliche Natur. Neid und Bosheit werden immer ein passendes Obdach unter dem Deckmantel der angeblichen Hingebung für das öffentliche Wohl finden und Rache für den eigenen Mangel an Erfolg durch die Pose als Volkstribun und das Bemühen, das erhebendste Amt in den Schmutz zu ziehen, auszuüben suchen.

Aber die Zeit gleicht alles aus. Die Demagogen und Kritiker, die Washingtons Betragen und Haltung angegriffen haben, sind vergessen, während die klugen und einfachen Gebräuche, die von ihm eingeführt und dem hohen Amte, das er bekleidete, zu Grunde gelegt wurden, infolge ihres vernünftigen Charakters alles überdauert haben. Wir entsagen gern allen Erinnerungen an die kühnen Verteidiger der Freiheit, die in diesen unwichtigen Formalitäten die Vorläufer einer Monarchie erkennen wollten. Wir würden sogar nichts dagegen haben, wenn das feine Vermächtnis Jeffersons der Vergessenheit anheimfiele. Aber wir würden niemals das von einer liebenden Hand geschaffene Bild veräußern, das jene in schwarzen Sammet gekleidete, stattliche Persönlichkeit zeigt, wie sie, die Hand auf den Schwertgriff gestützt, bei einem von Frau Washingtons Empfängen steht und mit ruhiger und vornehmer Würde, die viel Freundlichkeit, aber keine billige Familiarität verrät, die Gäste empfängt, die ihm ihre Aufwartung machen wollen. Es gereichte der Republik zum Vorteil, daß sie beim Beginne ihrer Existenz einen Mann an der Spitze hatte, der durch seine Herzensgüte, seinen gesunden Verstand, seine guten Sitten und seine vornehme Erziehung dem Amt, das er bekleidete, und der Regierung, die er begründete, die einfache Würde verlieh, die ein Teil von ihm selbst und seines eigenen herrlichen Charakters war.

So wurden die Formalitäten und öffentlichen Empfänge erledigt, die in ihrer Art wichtig waren, an die sich dann die

ernsten Wirklichkeiten der Regierungen anschlossen, die Ordnung und Einführung verlangten. Beim Beginne, besonders während der letzten sechs Jahre, wußte Washington in Regierungsangelegenheiten nur im allgemeinen Bescheid. Er hielt es deshalb für seine erste Pflicht, sich mit diesen Sachen vertraut zu machen, und obwohl er sich inmitten der Aufregungen einer neuen Regierung befand, ließ er sich alle Schriftstücke jeder Abteilung der Konföderation seit der Unterzeichnung des Friedensvertrages kommen, sah sie systematisch durch und machte sich über ihren Inhalt Notizen und Auszüge. Diese Gewohnheit befolgte er während seiner Präsidentschaft mit allen offiziösen Dokumenten. Das natürliche Ergebnis ließ nicht auf sich warten. Er wußte von vornherein mehr über die Tatsachen in jeder Abteilung der öffentlichen Angelegenheiten als irgend ein anderer und unterließ nicht, sich während seiner Regierung immer neue Kenntnisse anzueignen. In dieser Methode und dieser Fähigkeit, das Beste zu wollen, ist eine teilweise Erklärung für die leichte Beherrschung der Angelegenheiten zu suchen, die er immer offenbarte, gleichviel ob er auf seiner Plantage, im Felde oder im Kabinett weilte. Es war in der Tat ein glänzender Beweis jener „großen Geduld", die einem bedeutenden französischen Naturforscher zufolge Genie sein soll.

Während er so die amtlichen Formalitäten erledigte und sich mit den öffentlichen Fragen vertraut machte, war es nötig, einen Modus zu finden, um mit den fremden Mächten zu verhandeln. Bei der Gründung der Republik waren nicht viele Vertreter der fremden Nationen vorhanden; es gab jedoch einen, der, vielleicht auch nicht ganz grundlos, glaubte, besondere Privilegien beanspruchen zu können. Der Gesandte Frankreichs, Graf von Moustier, wünschte privaten Zutritt zum Präsidenten zu haben und sogar

das Recht amtliche Angelegenheiten mit ihm zu besprechen. Washingtons Antwort auf dieses Verlangen war in ihrer Art ein Muster. Nachdem er bemerkt hatte, daß es sich doch nur um Handelssachen handeln könnte, mit denen er nicht vertraut wäre, fuhr er fort: „Jeder, der nur etwas über meine Haltung im öffentlichen Leben weiß, wird überzeugt sein, daß es nicht meine Gewohnheit ist, die Erledigung oder den Erfolg geschäftlicher Dinge von einem zeremoniellen Festhalten an leeren Förmlichkeiten abhängig zu machen. Jede dieser Persönlichkeiten wird es auch begreifen können, daß es mir nicht gleichgültig sein kann, eine der wichtigsten Funktionen meines Amtes wegen der Aufrechterhaltung einer eingebildeten Würde zu verlieren. Vielleicht ist es jedoch für einen jungen Staat nicht angebracht, gänzlich mit einer Etikette zu brechen, die die Klugheit der Staatsmänner erfunden und die die gemeinsame Zustimmung der Nationen gefunden hat, jedenfalls nicht ohne zwingende Gründe. Was mich selbst betrifft, so hat mich vielleicht die Erfahrung gelehrt, daß es am besten ist, geschäftliche Angelegenheiten, deren Einzelheiten und Fortschritt zu unvorhergesehenen Fehlern und unbeabsichtigten Mißverständnissen führen könnten, nur schriftlich zu erledigen. Wenn ich mit jemand zu verhandeln habe, so befolge ich immer noch diesen Weg. Ich bin jedoch zu der Überzeugung gekommen, daß auch die gebildetsten Nationen bezüglich der auswärtigen und der anderen Abteilungen ein System besitzen, das infolge der Nützlichkeit, der Zweckmäßigkeit und der Bedeutung einer Sache die Erledigung und Ausführung der geschäftlichen Dinge durch die Spitzen dieser Abteilungen verlangt."

Der Graf von Moustier beeilte sich, sich mit dem Hinweis zu entschuldigen, daß er sich auf Englisch schlecht ausgedrückt habe, was allerdings überbescheiden war, da er

sich sehr gut ausgedrückt hatte. Er versuchte auch das Vernünftige und Angebrachte seiner ursprünglichen Vorschläge zu erklären und zu verteidigen; es war jedoch vergeblich. Washingtons Brief war entscheidend, und der Gesandte wußte es. Der Graf war sich bewußt, daß er es mit einem guten Soldaten zu tun hatte, der jedoch in der Staatskunst noch ein Neuling war. Er beabsichtigte, aus der Stellung Frankreichs Kapital zu schlagen, ihm besondere Privilegien zu sichern und ihm zu ermöglichen, der neuen Regierung des Volkes, dem es bei der Erlangung seiner Freiheit geholfen hatte, ein unauffälliger aber einflußreicher Gönner zu werden. Man wies ihn jedoch schnell, fast ehrerbietig, ab, aber in einer so festen und bestimmten Art, daß es keine Widerrede gab. Er wurde sich klar, daß keiner Nation besondere Privilegien zuteil werden würden. Frankreich war der gute Freund und Bundesgenosse der Vereinigten Staaten, aber es war nur ihresgleichen, ihnen in nichts überlegen. Durch diese Korrespondenz wurde auch festgestellt, daß dem Präsidenten, der die Souveränität des Volkes repräsentierte, auch die Achtung zukommen solle, die dieser Souveränität gebührte. Das Gepränge und der Pomp der Diplomatie der alten Welt wurde in Amerika weder gewünscht, noch erstrebt; trotzdem sollte der Präsident nicht persönlich, sondern nur durch die Vermittelung der in Frage kommenden Kabinettsmitglieder zu erreichen sein und alle diplomatischen Mitteilungen der Sitte der zivilisierten Nationen gemäß schriftlich gemacht werden. Innerhalb eines Monates wurde also Frankreich und in der Folge auch den anderen Nationen unauffällig zu verstehen gegeben, daß die neue Republik wie andere freie und unabhängige Regierungen behandelt werden müsse und in ihrer Stellung den ausländischen Nationen gegenüber nichts Koloniales oder Unterwürfiges liegen würde, ganz gleich, ob diese Nationen früher Freunde oder Feinde gewesen waren.

Es waren Takt, Entschlossenheit und ein sicheres Urteil nötig, um die angebrachten Beziehungen zu den fremden Gesandten festzustellen. Einmal ausgeführt, war es jedoch für immer getan. Das war aber nicht der Fall bei einer anderen und wichtigeren Klasse von Leuten, deren Beziehungen zu der neuen Regierung gleich in der ersten Stunde ihres Bestehens festgesetzt werden mußten. Tatsächlich hatte Washington bereits vor dem Verlassen Mount Vernons Briefe von Persönlichkeiten empfangen, die sich berufen fühlten, gegen ein gewisses Gehalt der Regierung Dienste zu leisten. In einem Briefe an Mrs. Wooster, für die er, da sie Witwe eines alten Soldaten war, großes Interesse hatte, schrieb er kurz nach seiner Ankunft in New York: „Als ein im öffentlichen Leben stehender Mann, der nur um das öffentliche Wohl besorgt ist, muß es mir gestattet werden, meinen Pflichten nachzukommen, ohne auf meine persönlichen Anschauungen und Wünsche Rücksicht zu nehmen. Es muß mir erlaubt sein, nach den besten Ratschlägen, die ich erhalten kann, und mit Rücksicht auf Charakter und Umstände, nur solche Persönlichkeiten für ein Amt zu ernennen, die nach meinem Urteil am besten dazu berufen sind, den ihnen gestellten Aufgaben gerecht zu werden." Diese Anschauung haben sich viele Präsidenten und viele Parteien seit dem Jahre 1789 in veränderter Form zu eigen gemacht. Washington hielt sich jedoch streng im Rahmen seiner Erklärungen. Zugleich wollte er aber nicht nur als ein Examinator erscheinen.

Politische Parteien, wie wir sie heute kennen, bestanden beim Beginn der Regierung nicht; nichtsdestoweniger gab es zwei Parteien, die durch den Beschluß, der die Annahme der Verfassung zur Folge hatte, geteilt waren. Washington wählte und beabsichtigte, seine Kandidaten, so weit er konnte, nur aus Leuten zu erwählen, die sich für die Verfassung

erklärt hatten und Freunde des neuen Systems waren. Es liegt ferner auf der Hand, daß er nichts unterließ, um den Offizieren und Soldaten der Armee, die er so hoch schätzte, den Vorzug zu geben. Abgesehen davon, war er bei seinen Ernennungen beinahe ängstlich bemüht, jeden Anschein persönlicher Bevorzugung zu vermeiden, wie aus dem Briefe zu ersehen ist, in dem er sich weigert, seinen Neffen Bushrod zum Distriktsanwalt zu ernennen. Auch ließ er sich in keiner Weise beeinflussen. Er liebte es auch, seine Entscheidungen auf Grund eines sorgfältigen Studiums des schriftlichen Materials zu treffen. Diese Prinzipien, die er strikt befolgte, sowie sein eigener Scharfblick und seine Menschenkenntnis führten im Laufe von acht Jahren zu einer Reihe von Ernennungen, die geradezu bewundernswert waren. Die einzige Zurückweisung, mit Ausnahme des besonderen Falles von John Rutledge, war die Benjamin Fishbourns als Kommandanten des Hafens von Savannah, die auf die wohl persönliche Feindschaft der Senatoren von Georgia zurückzuführen war. Washington, der sich alle Mühe gegeben hatte, war ziemlich erbittert über die Zurückweisung eines alten Soldaten. Er machte sie zum Gegenstand einer scharfen Botschaft, betonte die Mühe, die er sich um eine Ernennung gäbe, und unterließ auch nicht, darauf hinzuweisen, daß seine Bemühungen für den Senat zwecklos wären, wenn man seine Ernennungen zurückweise. In Anbetracht der Tatsache, daß es eine neue Regierung war, muß die Vermeidung von Fehlern bei den Ernennungen ganz außergewöhnlich erscheinen, und der Wert dieser Erfolge kann nur durch die unheilvollen Folgen ermessen werden, die eine Ernennung von unfähigen Offizieren oder Übeltätern im Amte zur Folge gehabt hätten, gerade als der große Versuch gewagt wurde und den Zweiflern und Kritikern ausgesetzt war, die nur zu

bereit waren, in jedem etwas zu finden und Fehler zu entdecken.

Die allgemeine Haltung der Regierung und ihr Ruf in weit verschiedenen Angelegenheiten hingen größtenteils von den Persönlichkeiten ab, die die kleinen exekutiven Ämter inne hatten. So wichtig diese auch waren, so kamen doch in erster Linie die Männer für das Schicksal der Republik unter der neuen Verfassung in Betracht, die Washington in sein Kabinett berufen hatte, um mit ihnen über die einzuschlagenden politischen Wege zu beraten, die die Grundlage für die erforderliche Regierung bilden sollten. Der Kongreß, der mit mancher Sorge zu kämpfen und sich mit Steuer- und Einkünftefragen zu beschäftigen hatte, brachte es fertig, im Laufe des Sommers drei Exekutiv-Abteilungen einzurichten und das Amt eines Generalanwalts ins Leben zu rufen. Washington gab sich bei der Besetzung dieser Stellen natürlich die größte Mühe und hatte die Genugtuung, ein Kabinett zu bilden, das wegen der Höhe seiner Fähigkeit einzig in der Geschichte der Vereinigten Staaten dasteht.

Edmund Randolph wurde zum Generalanwalt ernannt. Da er früh seinen Vater verloren hatte und in die Armee eingetreten war, so hatte ihm Washington eine fast väterliche Fürsorge angedeihen lassen, und zur Zeit seiner Ernennung war er einer der markantesten Erscheinungen im öffentlichen Leben, wie auch einer der führenden Rechtsanwälte in Virginien. Er entstammte einer der ältesten und einflußreichsten virginischen Familien, war Gouverneur seines Heimatstaates und Führer der konstitutionellen Versammlung gewesen, der er den sogenannten virginischen Plan unterbreitet hatte. Er hatte sich geweigert, die Verfassung zu unterzeichnen, war jedoch schließlich infolge Washingtons Einfluß für sie eingetreten. Damals sowie heute haben

nirgends Zweifel über Randolphs große Talente und Fähigkeiten für sein Amt bestanden. Sein einziger Fehler war nur ein Mangel an Charakterstärke und Willenskraft, was sich in einer gewissen furchtsamen Zurückhaltung sowie in einem schwachen Zielbewußsein, wie bei der Verfassungsfrage, offenbarte. Er kam seinen Pflichten in bewunderswerter Weise nach, aber bei der Entscheidung wichtiger Fragen, die dem Kabinett unterbreitet wurden, machte sich eine von allen Mitgliedern empfundene Meinungsunsicherheit bemerkbar[1]).

Henry Knox, der an der Spitze des Kriegsdepartements unter der Konföderation gestanden hatte, wurde von Washington beibehalten, der ihn zum Kriegssekretär unter dem neuen System ernannte. Es war eine glückliche und ausgezeichnete Wahl. Knox war ein vorzüglicher Soldat, hatte sich während der Revolution ausgezeichnet und war ein besonderer Schützling Washingtons. Er war kein Staatsmann von Beruf oder Neigung und besaß auch keine außergewöhnlichen Talente; aber er war ein fähiger Kopf, hatte gesunde Ansichten, kam seinen Pflichten nach, war seinem Vorgesetzten sehr ergeben und hielt in unerschütterlicher Treue an seiner Loyalität der Regierung und ihren Maßnahmen gegenüber fest. An Henry Knox Verhalten hat

[1]) Dieser Passus ist vor der kürzlich erfolgten Veröffentlichung von Conways „Life of Randolph" niedergeschrieben worden. Nach meiner Ansicht wird in der umfassenden Biographie die von mir gegebene Schilderung Randolphs nur bestätigt. Wenn mir angesichts dieses neuen Materials überhaupt Irrtümer nachzuweisen sind, so habe ich wohl nur zu günstig geurteilt. Um Randolph zu rechtfertigen, hat Conway so weit wie möglich fast jede bedeutende Persönlichkeit jener Periode geopfert. Von Washington an, den er der Greisenhaftigkeit beschuldigt, hat es kaum einen Mann im Leben Randolphs gegeben, den er nicht angegriffen hat. Trotzdem führt er, so weit ich übersehen kann, keine Gründe an, um die gegenwärtige Meinung über Randolph zu ändern.

niemals ein Zweifel bestanden, und Washington fand ihn ebenso treu und fähig im Kabinett, wie er sich im Felde gezeigt hatte.

Zweiter im Range, aber erster an Wichtigkeit, war der Schatzamtssekretär. „Die Finanzen! Ja, mein Freund, alles, was von der amerikanischen Revolution übrig geblieben ist, steht da auf dem Spiele", hatte Gouverneur Morris an Jay geschrieben. Dasselbe hätte er auch über die amerikanische Union schreiben können, denn ihr Schicksal hing von Anfang an von dem Schatzamt ab. Aber man scheint hier weniger als bei den andern Ämtern um den richtigen Mann verlegen gewesen zu sein. Washington hätte ohne Zweifel gern Robert Morris, dessen wertvolle Dienste während der Revolution er nicht vergessen konnte, erwählt. Das konnte er jedoch nicht tun, und so ernannte er nach eigenem Ermessen und auf Morris Rat Alexander Hamilton zum Schatzamtssekretär. Das Verständnis, die richtigen Leute für die Erledigung der Aufgaben zu finden, die, ob im Kriege oder Frieden, niemand allein vollbringen kann, gilt für ein bekanntes Kennzeichen von Größe. Napoleons Feldherren waren ein trefflicher Beweis seines Genies, und Washington stand eine ähnliche Gabe zur Verfügung. Die Generäle, denen er vertraute, waren die besten Offiziere, und die Staatsmänner, mit denen er sich beriet, stehen groß in der Geschichte da. Er war, wie andere Sterbliche, nicht unfehlbar. Auch er besaß seinen Varus, und es kam die Zeit, wo er den bitteren Ruf des großen Kaisers nach seinen verlorenen Legionen wiederholen konnte. Aber die Fehler gehörten zu den Ausnahmen. Seine Wahl offenbarte einen starken und scharfsichtigen Verstand, und das schlagendste Beispiel dieser Fähigkeiten war sein Schatzamtssekretär. Er kannte Hamilton gut. Er hatte ihn als tüchtigen, vollendeten und tätigen Stabsoffizier schätzen ge-

lernt. Er hatte gesehen, wie er einmal in einem Sturm von knabenhafter Wut von seiner Seite gewichen war, und er hatte ihn beobachtet, wie mit unvergleichlicher Tapferkeit die Yorktowner Schanzen erstürmte. Er kannte Hamiltons bewundernswertes Geschick, finanzielle und politische Aufgaben zu lösen, und hatte in ihm einen der führenden Männer bei der Abfassung der Konstitution gefunden. Er begriff Hamiltons Stärke und wußte, wo er gefährlich werden konnte. Nun berief er ihn in sein Kabinett und vertraute ihm das Amt an, von dem der sofortige Erfolg der Regierung abhing. Es war eine ausgezeichnete Wahl. Während seines Lebens das Ziel aller Ausfälle seiner politischen Gegner, der Führer und das Opfer der Spaltung, die in seiner Partei herrschte, wurde Hamilton nach seinem Tode die Zielscheibe der Angriffe und der Schmähungen seiner politischen Feinde, die mit wenigen Unterbrechungen sechzig Jahre lang die Kontrolle über die Regierung hatten. Seine Arbeit konnte jedoch nicht ungeschehen gemacht werden, und nun die Erregung nachgelassen hat, hat sich sein Ruhm von jener seltenen und hohen Art erwiesen, der sich mit den Jahren vergrößert, bis er in der Geschichte, mit Ausnahme seines großen Vorgesetzten und Abraham Lincolns, alle unsere Staatsmänner in den Schatten gestellt hat. Die Aufzabe, die ihm zufiel, bestand darin, eine nationale Regierung zu begründen, und in der Lösung dieser Aufgabe zeigte er sich als der vollendete Typ eines erfinderischen Staatsmannes und einer der seltenen Männer, die wirklich etwas leisten, und deren Leistungen die Zeit überdauern.

Der letzten Erwähnung, obwohl dem Rang nach das erste Amt, bedarf das Staatsdepartement. Für diesen hohen Posten hatte Washington Thomas Jefferson ausersehen, der damals unser Gesandter in Paris war und erst im folgenden März sein Amt antrat. Unter den vier Kabinettsmitgliedern

war Jefferson der einzige, der seine Erwählung der öffentlichen Meinung zu verdanken hatte. Er war auf Jefferson nur wegen dessen großen Rufes, wegen seiner unzweifelhaften Fähigkeiten, seines Ansehens im Lande und seiner Erfahrenheit in den auswärtigen Angelegenheiten verfallen.

Mit den drei Anderen verband ihn eine große persönliche Freundschaft und gute Bekanntschaft. Seine Beziehungen zu dem Staatssekretär waren, so weit sich übersehen läßt, rein offizieller Art gewesen, und, wenn man nach einer Äußerung urteilen darf, die Washington einige Jahre vor der Ernennung gemacht hatte, ist die Wahl auf ihn nur im Landesinteresse gefallen. Nur ein einziges Mal wird in der gesamten veröffentlichten Korrespondenz, die vor dem Jahre 1789 liegt, in einem Brief vom 8. Januar 1783 an Robert Livingstone auf Jefferson Bezug genommen. Dort heißt es: „Welches Amt, von dem Sie sprachen, ist Mr. Jefferson übertragen worden? Wenn es sich um das des Friedenskommissars handelt, so hoffe ich, daß er zu spät eintreffen wird, um irgendwelchen Einfluß auszuüben." Es liegen keine Anzeichen vor, daß ihre persönlichen Beziehungen damals oder später andere als angenehme gewesen sind. Trotzdem offenbart dieser kurze Passus ein starkes Mißtrauen, besonders, weil Washington in seinen Briefen nur sehr selten andere Leute zu kritisieren pflegte. Er zweifelte nicht an Jeffersons Fähigkeiten, weil das niemand tun konnte, noch weniger an seinem Patriotismus; aber er verstand sich auf Charaktereigenschaften, und es war ihm klar, daß es Jefferson an der Kühnheit und Entschlossenheit fehlte, die für eine so wichtige Angelegenheit, von deren Ergebnis die Anerkennung unserer Unabhängigkeit abhing, nötig waren.

Die Wahrheit war, daß die beiden Männer grundverschieden waren und sich niemals sympathisch gegenüberstehen konnten. Washington war stark, draufgängerisch, mann-

haft und zu Zeiten jähzornig. Jefferson war behende, listig und weibisch in seinen Gefühlen. Washington war ein ausgesprochener Kämpfer, der allerdings sein früheres Draufgängertum durch eine eiserne Selbstdisziplin unterjocht hatte, aber er war immer eine Kämpfernatur. Jefferson liebte den Frieden und die Ruhe, haßte Streitigkeiten und Blutvergießen und zeigte sich in der Behandlung öffentlicher Fragen zuweilen sehr furchtsam. Washington war seiner Abstammung gemäß entschlossen und konservativ, Jefferson schnell, für Eindrücke empfänglich und immer auf neue Sensationen aus, wenn diese auch öfters phantastischen Anstrich besaßen. Eine durch und durch liberale und offenherzige Persönlichkeit, verhielt sich Washington neuen Vorschlägen gegenüber, ob diese nun auf öffentlicher Politik oder mechanischer Erfindung beruhten, niemals taub, sondern erwog sie alle, ehe sie angenommen wurden. Für Jefferson dagegen mußte es immer etwas Neues geben; er ging auf alles ein, ob es einen Staat zu regieren gab oder ein Pflug zu verbessern war, vorausgesetzt, daß es einen Anstrich von Geist hatte. Die beiden Männer hätten sich leicht auf gemeinsame Ideen betreffs der Republik einigen können, aber sie zogen an verschiedenen Strängen, und zwischen ihnen waren keine Gedankengemeinschaft und keine übereinstimmenden Gefühle möglich. Daß Washington nur aus staatlichen und öffentlichen Beweggründen handelte, ist unzweifelhaft, aber er beging den Fehler, daß er sich einen Mann zur Seite stellte, dem er nicht dieselbe Zuneigung und Sympathie entgegenbringen konnte wie seinen andern Ratgebern. Das Resultat konnte natürlich nicht ausbleiben, und so waren Uneinigkeiten im Kabinett, Abgung und Mißtrauen, um nicht zu sagen wirkliche Entfremdung, die Folge.

Wenn wir jedoch das Kabinett betrachten, wie es sich beim Beginn offenbarte, so können wir nur seine glückliche

Zusammensetzung und die großen Fähigkeiten bewundern, die sich zur Leitung und Schaffung der großen nationalen Regierung zusammenfanden. Dieses Kabinett ist immer so hingestellt worden, als ob es ohne Rücksichten auf Parteizwecke gebildet wurde, aber diese Ansicht ist in jeder Hinsicht unrichtig. Washington selbst verlieh ihm Farbe, denn er urteilte sehr richtig, daß er der Erwählte des Volkes und nicht einer Partei sei. Er wollte über den Parteien stehen und tatsächlich nichts von Parteien wissen, sondern alle sollten nur auf das Wohl des Landes bedacht sein. Es kam die Zeit, wo er sich um die Partei-Erbitterungen und Partei-Gehässigkeiten große Sorge machte und sie scharf verurteilte, aber wir können sehen, daß die von ihm so beklagten Parteiströmungen nur auf seine eigene Politik und Regierung zurückzuführen waren. Tatsache war, das Washington, der mehr als irgend ein Staatsmann unserer Geschichte über den Parteien stand, wie wir noch sehen werden, nichtsdestoweniger, wie alle willensstarken und robusten Naturen



und alle großen politischen Führer, Parteimensch war. Es ist richtig, daß in seinem Kabinett die Führer und Begründer zweier großer politischer Gedankenschulen saßen, die seit dieser Zeit das Land geteilt haben. Als jedoch diese Parteien sich mehr entwickelt hatten, wurde das Kabinett eine Stätte des Konfliktes und ging in die Brüche, um auf Parteiprinzipien von neuem aufgebaut zu werden. Als es zuerst ins Leben gerufen wurde, existierten die beiden Parteien unserer folgenden Geschichte, mit der wir vertraut sind, noch nicht, und sie entwickelten sich erst unter Washingtons Regierung. Trotzdem war das Kabinett von 1789, soweit die Parteifrage in Betracht kam, eine Parteisache. Der einzige politische Kampf, der zu verzeichnen war, herrschte über die Annahme der Verfassung. Die Parteien des ersten Kongresses waren die Föderalisten und die Anti-Föderalisten,

die Freunde und die Feinde der Verfassung. Unter denen, die sich der Verfassung widersetzten, befanden sich viele bedeutende und fähige Leute, aber Washington forderte Sam Adams oder Georg Mason oder Patrick Henry oder George Clinton nicht auf, in sein Kabinett zu treten. Im Gegenteil, er hielt sich nur an Freunde und Unterstützer der Verfassung. Hamilton war ihr berühmtester Verteidiger. Auch Randoph brachte nach vielem Schwanken Virginien auf die Seite der Verfassung. Knox war ihr treuester Freund, und obwohl Jefferson sie in seinen Briefen bemängelt und bekrittelt hatte, hat er es öffentlich nicht getan und wurde sehr richtig für ihren Anhänger gehalten. Mit andern Worten, das Kabinett bestand aus der Verfassungspartei, die damals die herrschende Partei war. Das war natürlich nicht anders zu erwarten, und Washington war ein viel zu kluger und großer Führer, um anders gehandelt zu haben. Das Kabinett wurde mit Rücksicht auf bestehende Zwistigkeiten gegründet, und als diese wechselten, veränderte sich auch das Kabinett, dem sie entsprungen waren.

Abgesehen vom Kabinett waren die wichtigsten Ernennungen die des Obergerichtes. Damals sahen wohl die wenigsten die Bedeutung dieses Regierungszweiges voraus, die sie für die Geschichte des Landes und die Entwickelung unserer Einrichtungen gewinnen sollte. Zugleich mußte es jedoch jedem einleuchten, daß vieles von der Zusammensetzung dieser Körperschaft abhängen würde, die der letzte Dolmetscher der Verfassung sein sollte. Das Gelingen des ganzen Planes hätte leicht durch die Wahl der Männer als Richter, denen es vielleicht an Fähigkeit und Charaktereigenschaften fehlte, in Frage gestellt werden können. Washington traf seine Entscheidungen mit der gewohnten Sicherheit. An die Spitze des Gerichts stellte er John Jay, einen der bedeutendsten Männer der damaligen Zeit, dessen Persönlichkeit dem Amte

sofort den Stempel seines eigenen hohen Charakters und makellosen Rufes aufdrückte. Ihm wurden Wilson von Pennsylvanien, Cushing von Massachusetts, Blair von Virginien, Iredell von Nord-Karolina und Rutledge von Süd-Karolina beigegeben. Alle waren bekannte und fähige Leute, erprobte Rechtsanwälte und, was besonders zu bemerken ist, Freunde der Verfassung.

Auf diese Weise wurde die Arbeit der Regierungsorganisation in ihren ersten wesentlichsten Punkten vollendet. Es war die Arbeit des Präsidenten, und da sie sehr anstrengend und aufreibend war, sollte nicht außer acht gelassen werden, daß sie nur unter schweren physischen Leiden vollbracht wurde. Kurz nach der Inauguration machte sich bei Washington an der Hüfte ein Geschwür oder Karbunkel bemerkbar, was ihn einmal fast an den Rand des Grabes brachte. Sechs Wochen lang konnte er nur auf einer Seite liegen, erduldete die heftigsten Schmerzen und konnte sich kaum bewegen. Er betrachtete seine Krankheit nur als etwas Gelegentliches und vollkommen Nebensächliches und verstand es, durch Geistes- und Willensstärke die Schmerzen so zu beherrschen, daß die große Aufgabe, die Regierung zu organisieren, in keiner Weise verschoben oder unterbrochen wurde.

Als die Arbeit vollendet war und der Kongreß sich vertagt hatte, faßte Washington, da er nach seiner Überzeugung eine kleine Erholung verdiente, den Entschluß, den Plan auszuführen, den er beim Beginn seiner Präsidentschaft hatte, nämlich die östlichen Staaten zu besuchen. Das war jedoch nur ein Teil des allgemeinen Planes, während seiner Amtszeit die ganze Union zu besuchen. Das persönliche Erscheinen des Präsidenten, der das ganze Volk repräsentierte, würde diesem die Existenz und das wirkliche Vorhandensein einer Zentralregierung vor Augen führen, die vielen, um

nicht zu sagen den meisten Persönlichkeiten in den entfernteren Staaten, nur unbestimmt und entfernt erscheinen mußte. Aber General Washington war für niemand ein unbestimmter und entfernter Begriff. Jeder Mann, jede Frau und jedes Kind hatte von dem Führer der Revolution gehört und liebte ihn. Überall war sein Name bei seinen Landsleuten gleichbedeutend mit politischer Freiheit und Sieg in der Schlacht. Und wenn er jetzt als die Spitze der neuen Regierung erschien, so erhielt diese Regierung in gewisser Hinsicht die Bedeutung des Charakters ihres Chefs. Seine Reise war ein wohlüberlegter Appell für seine Sache an das menschliche Interesse, das ein Mann sofort erregt, das sich jedoch nur langsam für Verfassungen und Regierungsformeln bildet. Die Welt ist der richtigen Art von Heroenkultus vielen Dank schuldig, und die Vereinigten Staaten machen hiervon keine Ausnahme.

Die Reise selbst war ereignislos und wurde mit Washingtons gewohnter Genauigkeit ausgeführt. Sie diente auch seinem Vorhaben und erregte einen populären Enthusiasmus, der der föderalen Regierung gute Aussichten bot und das erste Versprechen einer loyalen Ergebenheit war, das New-England jetzt dem Präsidenten gab, wie es vorher ein solches bereits dem General gegeben hatte. In der Reihenfolge der Volksversammlungen, Umzüge und Festlichkeiten, welche die öffentliche Freude dokumentierten, verdient ein Zwischenfall während der Reise Erwähnung, der heute noch bemerkenswert und von einer wirklichen Bedeutung ist. John Hancock war Gouverneur von Massachusetts. Es hat keinen Zweck, sich über ihn lange aufzuhalten. Er war ein Mann von nur geringen Fähigkeiten, von großem Reichtum und allzeit bereitem Patriotismus, erfüllt von einem übertriebenen Gefühl seiner eigenen Wichtigkeit und einem feinen Geschmack für eindrucksvolles Gepränge. Jede seiner Äußerlichkeiten, von seinem schönen

Hause und seinem Copley-Bild bis zu seinem imponierenden Podagra und seiner unsterblichen Unterschrift waren prunkhaft und wirkungsvoll. Er war der Gouverneur des Staates Massachusetts und sehr stolz sowohl auf diesen alten Staat als auch auf seinen Gouverneur. Innerhalb seiner Grenzen war er der Vertreter seiner Souveränität, und er glaubte, daß der Präsident der Vereinigten Staaten ihm Ehrerbietung zollen müsse, als sie beide auf dem Boden von Massachusetts standen. Er begab sich nicht zum Empfange Washingtons, und dieser speiste darauf nicht mit ihm, wie eigentlich bestimmt war. Die Geschichte ließ einen kleinen Sturm erwarten. Denn hier war offenbar ein Mann, der neue Ansichten über die Souveränität der Staaten und das Ansehen der Union der Staaten hatte. Es wäre ganz im Sinne John Hancocks gewesen, den Präsidenten des Kongresses wieder abreisen zu lassen, ohne daß er den Gouverneur des Staates zu Gesicht bekommen hätte, aber bei George Washington ging das, gleichviel welches Amt er bekleidete, nicht an. Gegen Mittag des Sonntags, am 26. Oktober, sandte der Gouverneur daher an den Präsidenten einen Brief, in dem er sich wegen seines Ausbleibens entschuldigte und anfragte, ob er, trotz seines schlechten Gesundheitszustandes, innerhalb einer halben Stunde seine Aufwartung machen dürfe. Washington antwortete umgehend, daß er sehr erfreut sein würde, Seine Exzellenz begrüßen zu können, bat ihn aber mit einem Anflug von Ironie, seine Gesundheit nicht aufs Spiel zu setzen. Eine halbe Stunde später erschien Hancock. Bühnenwirksam, wenn auch unterlegen, ließ er sich, in Flanell eingewickelt, auf den Schultern einiger Männer nach oben tragen und machte seine Aufwartung. Das alte Haus in Boston, wo sich diese Szene abgespielt hat, ist seitdem durch verschiedene neue Bauten ersetzt worden, aber der Grund und Boden, auf dem es sich erhob, ist pflichtgemäß un-

vergessen geblieben und gewürdigt worden. Dem Boden kommt auch eine größere Bedeutung zu, als wir wohl denken. Denn auf ihm wurde an dem herbstlichen Sonntag entschieden, daß es mit dem Gedanken vorbei war, die Staaten könnten die Konföderation, die sie gebildet hatten, ihr eigen nennen und sie tyrannisieren, und daß der Präsident der neuen Vereinigten Staaten in Zukunft als der offizielle Vorgesetzte jedes Gouverneurs im Lande zu betrachten sei. Es war nur eine reine Etikettenfrage, weiter nichts. Aber wie würde die allgemeine Regierung in der Achtung des Volkes gesunken sein, wenn der Präsident nicht mit vollendeter Würde und bestimmter Entschlossenheit ihre Stellung gewahrt hätte. Die Menschen werden stark durch äußere Eindrücke beeinflußt, und Washington wußte das. Daher sein Verlangen, die Frage des Vorranges zwischen der Union und den Staaten ein und für allemal erledigt zu sehen. Überall und immer hatte nach seiner Meinung die Union zuerst zu kommen[1]).

So reiste der Präsident weiter nach dem Norden und kehrte auf einem andern Wege nach New York zurück; die großartige Arbeit aber, das Volk mit seiner Zentralregierung bekannt zu machen, war gelungen. Unterdessen waren die Räder in Bewegung gesetzt worden, die Maschine arbeitete, und die wichtigsten Beamten standen auf ihren Posten. Die einleitende Arbeit war erledigt worden, und jetzt hieß es, einen Entschluß über die zu verfolgende Politik zu fassen und sich davon zu überzeugen, ob das neue System in der Tat die Aufgabe lösen konnte, für die es geschaffen worden war.

[1]) Die letzte zeitgemäßeste Abhandlung über diesen Vorgang mit Hancock findet sich auf Seite 508 im Juniheft, 1888, des „Magazine of American History". Der Artikel ist betitelt „Incidents in the Life of John Hancock Scott (from the Diary of General W. H. Sumner)".

3. Kapitel.

Innere Angelegenheiten.

Die Ereignisse während Washingtons Regierung im einzelnen zu schildern, hieße die Geschichte des Landes in jener Periode schreiben. Hier müssen wir uns darauf beschränken, ohne allzu große Rücksichtnahme auf chronologische Folge den Anteil zu erörtern, den der Präsident an der Entwickelung der neuen Politik genommen hat, sowie seine Haltung in den aufgeworfenen Fragen. Uns interessieren hauptsächlich nur der Einfluß und die Wirkung Washingtons auf unsere Geschichte und nicht die Geschichte selbst. Was hat er vollbracht, und welchen Eindruck gewinnen wir von dem Manne aus seinen Worten und Taten? Das sind die einzigen Fragen, die uns kurz einen Aufschluß über eine Karriere geben können, die so weitreichenden Einfluß ausgeübt hat.

Der Kongreß kam zum ersten Male mit der nun wirklich bestehenden Regierung am 4. Januar 1790 in Berührung. Am Tage des Beginnes der Sitzungen fuhr Washington in einem vierspännigen Wagen allein nach der Kongreßhalle. Auf seinen zwei weißen Pferden ritten ihm Oberst Humphreys und Major Jackson vorauf, während unmittelbar hinter ihm der Wagen mit seinen Privatsekretären und Mr. Lewis zu Pferde folgten. Dann kamen in ihren eigenen Kutschen der

Oberrichter, der Kriegsminister und der Finanzminister. Als der Präsident die Halle erreichte, wurde er am Eingange vom Pförtner des Kongresses empfangen und nach der Senatskammer geleitet. Dort schritt er durch die zu beiden Seiten aufgestellten Kongreßmitglieder und setzte sich dann neben den Vizepräsidenten. Als Ruhe und Ordnung eingetreten war, erhob er sich und sprach zu den vor ihm stehenden versammelten Volksvertretern. Nach Beendigung seiner Rede verbeugte er sich und zog sich mit seinem Gefolge in derselben Weise zurück, in der er gekommen war. Jefferson warf diese einfache Zeremonie über den Haufen und schlug die geschriebene Botschaft vor, die durch einen Sekretär übermittelt und nach heutiger Art in einem betäubenden Lärm zur Verlesung gebracht werden sollte. Jefferson führte diese Änderung natürlich nur unter dem Deckmantel der Freiheit ein, und weil er ein Gegner öffentlicher Reden war. Vom letzteren Standpunkt gesehen, war es verständlich, aber der scheinbare Grund war so wenig stichhaltig und so bedeutungslos wie alle seine französischen Grillen, denen er unterworfen war. Es gehört sich, daß das Haupt des Staates den Vertretern des Volkes, das ihn erwählt hatte, von Angesicht zu Angesicht gegenübersteht. Das ist, um nur ein Beispiel anzuführen, seit mehr denn einem Jahrhundert der Brauch in Massachusetts gewesen, wodurch in jenem Staate weder die Freiheit bedroht gewesen ist, noch er es nötig gehabt hat, föderalistische Hilfe zur Erlangung eines republikanischen Regimes in Anspruch zu nehmen, weil er sich von dieser alten Sitte nicht losreißen konnte.

Die von Washington angenommenen Formalitäten verrieten die ernste und einfache Würde, die alle seine Taten kennzeichnete, und es war sinnlos, das zu verwerfen, was sein unantastbarer Takt und sein patriotisches Empfinden für angebracht erachtet hatten.

Formalitäten sind in ihrer Art wichtige Dinge. Sie mögen Gefahren für die Freiheit bergen, oder sie mögen allem Würde verleihen und Achtung erzeugen, was die Freiheit so teuer erscheinen läßt. Das Nettoergebnis dieser Vorgänge ist sehr eigentümlich gewesen. Jeffersons schriftliche Botschaft ist beibehalten worden; zugleich umgeben wir aber die Amtseinsetzung unserer Präsidenten mit einem Pomp und Glanz, gegen den der von den Föderalisten gefürchtete nicht aufkommen kann, und der in dem Helden mit der schriftlichen Botschaftsphantasie Gedanken an Monarchie und Despotismus entstehen lassen würde. Der Urheber der Unabhängigkeitserklärung war ein Patriot und ein Freiheitsheld, aber der, der die Revolution durchgekämpft hatte, war ein gleicher Wächter über die amerikanische Freiheit. Sein klarer Verstand wurde niemals durch die Phantasie jener Pariser Freiheit getrübt, die Tatsachen mit Namen verwechselte und mit Schrecken und dem ersten Kaiserreiche endete. Das Volk der Vereinigten Staaten bringt heute dem höchsten Amt des Landes eine Achtung und eine Würde entgegen, die es für die machtvolle Souveränität, die es repräsentiert, für angebracht hält, und hierin liegt das echt amerikanische Empfinden, welches Washington in seinem einfachen Zeremoniell zu erkennen gab, das er für seine Begegnungen mit dem Kongreß angenommen hatte.

In dieser so vorgebrachten ersten Botschaft wies Washington auf die Dinge hin, denen der Kongreß seine Aufmerksamkeit zuwenden sollte, und die in ihrer Entwickelung die Politik seiner Regierung wurde. Seine erste Anregung ging dahin, für eine gewöhnliche Verteidigung durch angebrachte militärische Einrichtungen Sorge zu tragen. Große Bedeutung legte er auch der Erziehung bei, für die er die Hilfe des Kongresses beanspruchte und die Gründung einer nationalen Universität befürwortete, einen Plan, der ihn sehr beschäftigte,

und zu dem er immer wieder zurückkehrte. Die Geschichte dieser beiden Anregungen ist bald erzählt. Für die Armee wurden ohne Widerrede Vorkehrungen getroffen, die nach Washingtons Ansicht allerdings unzureichend waren, und einige Verbesserungen wurden von Zeit zu Zeit je nach Bedarf und Zweckmäßigkeit gemacht. Aber für die Erziehung wurde nichts getan, und mit der nationalen Universität ist man über die Anregungen des ersten Präsidenten auch heute noch nicht hinausgekommen.

Er schlug auch die Einführung eines allgemeinen Münz-, Gewichts- und Maßsystems vor. Innerhalb zweier Jahre wurde auf einen zweckentsprechenden Bericht Hamiltons hin eine Münze eingerichtet, und seinen und Jeffersons Bestrebungen ist auch unser Dezimalsystem zu verdanken. Über die Prägungen auf den Münzen, in denen der ewig wachsame Jefferson monarchistische Gefahren witterte, kam es zu Diskussionen, aber mit dieser Ausnahme ging die Annahme des allgemeinen Münzsystems ziemlich friedlich vonstatten. Den Maßen und Gewichten war nicht dasselbe Schicksal beschieden. Sie hatten einen langen Bericht Jeffersons im Gefolge und dreißig Jahre später eine noch längere und gelehrtere Abhandlung von John Quincy Adams. Das war aber alles. Wir bedienen uns immer noch des von unseren englischen Vorfahren ererbten Daumenmaßes, und mit Washingtons allgemeinem Standard sind wir nicht weiter als mit der nationalen Universität gekommen.

Eine andere Anregung, die auf eine Ermutigung und den Schutz von Erfindungen zielte, hatte in demselben Jahre die Patent- und Urheberrechts-Gesetze zur Folge, die die Basis unseres heutigen Systems wurden. Dasselbe Glück wurde auch der Anregung für allgemeine Naturalisationsbestimmungen zuteil; das Gesetz von 1790 wurde ruhig angenommen, ohne daß irgend jemand damals geahnt hätte,

daß seine Änderung, die nur zehn Jahre später erfolgte, ein Teil einer Politik werden sollte, die nach einem hitzigen Kampfe das Schicksal der Parteien entschied und die maßgebende Macht der Regierung einführte. Auch das Postwesen wurde der Fürsorge des Kongresses empfohlen, und wie für die Armee, wurden auch für dieses Vorkehrungen getroffen, am Anfang noch ungenügend, aber sich mehr und mehr verbessernd, um den vom Volke gestellten Anforderungen gerecht zu werden.

Vorkehrungen wurden ferner nach und nach und unter gelegentlichen Kämpfen für einen diplomatischen Dienst getroffen, wie ihn der Präsident angeraten hatte. Das war jedoch nur das Sprungbrett für unsere auswärtige Politik, auf der wenige Jahre später größtenteils unsere politische Geschichte beruhte, und die ein Kapitel für sich beansprucht.

Ein Paragraph, der sich mit den Indianer-Angelegenheiten beschäftigte, informierte den Kongreß, daß Maßnahmen getroffen worden seien, um mit unseren wilden Nachbarn in Frieden leben zu können, daß man sich aber immerhin auf die Anwendung von Gewalt gefaßt machen müsse. Diese kurze Mitteilung war der Anfang einer wichtigen Politik, die in ihren Folgen und Wirkungen eine bedeutende Rolle in der Geschichte der nächsten acht Jahre spielte.

Nachdem die verschiedenen Angelegenheiten so erledigt waren, blieb nur noch die Bitte an das Haus übrig, für die Einkünfte und den öffentlichen Kredit Sorge zu tragen. Daraus entstand Hamiltons Finanzpolitik, die Parteien schuf, und außerdem offenbarte die Rede das allgemeine Verlangen, alle Anstrengungen für den Fortschritt der Industrie, des Handels und der Landwirtschaft zu machen.

Die Rede an und für sich, obwohl nur kurz, gab die Grundgedanken eines zielbewußten Systems zu erkennen,

das auf die Einrichtung einer starken Regierung mit erweiterter Machtbefugnis ausging. Es zerschnitt mit einem Hieb alle Bande zwischen der neuen Regierung und den schwachen Überbleibseln der entschlafenen Konföderation. Es offenbarte eine großzügige Auffassung über die Pflichten der Regierung unter der Verfassung und ließ in jedem Paragraphen den Geist eines starken Nationalgefühls erkennen, das auf das Volk in jedem Staat der Union direkt einwirken mußte.

Ehe wir die Finanzfrage erörtern, die in unseren internen Angelegenheiten die Hauptfrage bildete, erscheint es angebracht, kurz auf die Geschichte unserer Beziehungen zu den Indianern einzugehen. Die Politik, die in dieser Hinsicht befolgt wurde, stammte von Washington, und obwohl sie mehr oder weniger bestimmend auf die allgemeinen Ereignisse jener Periode wirkte, wurde sie doch nicht die direkte Ursache von Parteizwistigkeiten. Die „Indianer Frage" beschäftigt uns auch heute noch, sie hat jedoch viel von ihrer einstigen Schärfe verloren. Es kann nicht geleugnet werden, daß wir innerhalb weniger Jahre Indianerkriege hatten, die von den Truppen der Vereinigten Staaten geführt wurden, sowie fortgesetzte Feindseligkeiten zwischen den Wilden und den Grenzern. An und für sich waren diese Vorgänge jedoch uninteressant. Für die Mehrzahl des amerikanischen Volkes besaßen die Kämpfe nur ein vorübergehendes Interesse; man las über sie in den Zeitungen, ohne ihnen eine besondere Wichtigkeit beizumessen. Außerdem hatte man im Volke lange Zeit eine falsche Vorstellung von dem Indianer. Er ist uns in oft verändertem Lichte gezeigt worden, einmal als das unschuldige Opfer gewissenloser Agenten und Händler, dann wieder als ein brutaler Mörder und Räuber mit den Lastern und Fehlern des westlichen Grenzers, ohne jedoch dessen versöhnende Tugenden zu besitzen. Schließlich, und

das ist das Wichtigste, haben wir ihn auch in den Cooperschen Erzählungen und in den Kolportageromanen als den seltenen Helden und den herkömmlichen romantischen Schurken kennen gelernt. Dadurch ist in der Einbildung des Volkes ein Wesen entstanden, das überhaupt wohl nur in der Einbildung bestanden hat, und das sicherlich nichts mit dem nordamerikanischen Indianer zu tun hat.

Wir geben niemals gern zu, daß unsere Vorstellungen auf Einbildung beruhen, aber bei Völkern, mit denen wir nur wenig in Berührung kommen, ist es in neun von zehn Fällen sicher der Fall. So auch hier. Auf diese Weise sind hier nun zwei gleichartige und scharf gezeichnete Typen entstanden, die einesteils ein Muster von Tugend, andernteils die leibhaftige Bosheit verkörpern. Der indianische Held ist eine Persönlichkeit von außergewöhnlichem, edlem Charakter und einer Begabung, mit der die vollendetste Zivilisation Ehre einlegen würde. Er ist das Erzeugnis des Vortragenden, des Schriftstellers oder des Philanthropen und hat mit Tatsachen nur sehr wenig zu tun. Der gewöhnliche Typ jedoch, und der sich beim Volke eigentlich am meisten eingebürgert hat, ist der indianische Bösewicht. Er wird stets als schlau, verräterisch, grausam und feige geschildert, und ohne jede für ihn einnehmende Eigenschaft hingestellt. Und hierin liegt allerdings viel Wahrheit. Denn in der Tat ist der Indianer schlau, verräterisch und grausam, aber alle sind tapfere Kämpfer. Die auf Cooper zurückzuführende Vorstellung, die den Indianer als eine „feige Rothaut" schildert, die ganz unfähig ist, sich auch nur einen Augenblick mit einem Weißen im ehrlichen Kampfe zu messen, beruht nur auf der berechneten Täuschung, der weißen Rasse zu schmeicheln. Parkmans musterhafte Erzählungen haben viel dazu beigetragen, diese Vorstellung zu zerstören; aber Ideen, die sich einmal eingebürgert haben, sind nur schwer wieder aus-

zurotten. Sie sind nicht zum wenigsten auf die Theorie zurückzuführen, daß Grausamkeit Feigheit in sich schließt, ebenso wie wir z. B. behaupten, daß ein Bramarbas ein Feigling sein muß, was auch unrichtig ist.

In der Tat offenbart die Geschichte vielmehr, daß der nordamerikanische Krieger einer der bedeutendsten wilden Kämpfer ist, die wir kennen, und die Zahl der Weißen, die für jeden im Kriege getöteten Indianer niedergemacht worden sind, weist ein erstaunliches Mißverhältnis bei den Verlusten nach. Kapitän James Smith, der lange Jahre gefangen gehalten wurde, und der die meisten Feldzüge des letzten Jahrhunderts mitgemacht hat, hat erklärt, daß auf einen Indianer funfzig Weiße kämen, Frauen und Kinder allerdings inbegriffen, aber sogar in der Schlacht bei Big Kanawha verloren die virginischen Schützen, obwohl sie, in der Minderzahl, die Indianer besiegten, zwei Mann für einen Indianer, und das gleiche Mißverhältnis scheint sich bis auf den heutigen Tag erhalten zu haben.

Auch kämpfte der Indianer nicht nur mit größter Tapferkeit und, wenn umzingelt, bis zum letzten Atemzuge, sondern er besaß auch Disziplin und verfolgte eine Kriegstaktik, die sich in der Wildnis immer als sehr wirkungsvoll erwies. Hätte man den Versuch unternommen, so erscheint es nicht als unwahrscheinlich, daß die Indianer bessere Soldaten geworden wären als die berühmten Sikhs; denn die Franzosen, die sich der Rothäute sehr geschickt bedienten, fanden in ihnen einen furchtbaren und tatkräftigen Bundesgenossen. Sie schnitten mehr als ein englisches und amerikanisches Heer ab, und die Tatsache, daß sie sich mehr auf den Hinterhalt und die Überrumpelung verlegten, tut ihren Heldentaten keinen großen Abbruch. Es war eine anerkannte Kriegsmethode, und sie machten davon den ausgiebigsten Gebrauch. Sie haben in manchen Schlachten einem ruhm-

reichen Gegner gegenüber gestanden. Oft schwankte das Schlachtenglück lange hin und her, und jahrelang haben sie gegen eine große Übermacht einen erbitterten Guerillakrieg mit außerordentlicher Zähigkeit und großem Erfolge geführt. Es gibt, abgesehen von den Zulukaffern und den Maori, keine Wilden, die die angeborenen Kampfesfähigkeiten des nordamerikanischen Indianers besitzen, und obwohl den Zulus eine größere Tollkühnheit eigen zu sein scheint, haben sich die Indianer durch ihre schlaue Taktik doch als die Überlegeneren erwiesen. Mit einem Wort, der Indianer ist immer ein gefährlicher Wilder gewesen, ohne Zweifel verräterisch, grausam und hinterlistig bis zum Äußersten, aber ein todesmutiger, hartnäckiger und mit einem angeborenen Kriegssinn ausgestatteter Kämpfer. Auch darf man nicht außer acht lassen, daß er im Jahre 1790 viel fürchterlicher war als heute, wo sich ihm überall die Kultur entgegenstellt und ihn umschließt. Als die Verfassung ins Leben gerufen wurde, gab es nur noch wenige Indianer in den atlantischen Staaten; aber sie dominierten jenseits der Alleghanies, und sie fanden in der noch jungfräulichen Wildnis einen Bundesgenossen und eine Zufluchtsstätte. Dort lagen sie wie ein Gespenst an der nahen Grenze und bedrohten das Vordringen unseres Volkes nach dem Westen mit Krieg, Plünderung und einem hartnäckigen Widerstande. Sie waren ein Schmerzenskind für die neue Regierung, der nur beschränkte Mittel zur Verfügung standen, und die nur drei Millionen Untertanen repräsentierte.

Glücklicherweise stand ein Präsident an ihrer Spitze, der infolge seiner genauen Kenntnis der Indianer der schweren Frage gewachsen war. Hatte er doch schon in den ersten Jahren seiner früheren Regierungsdienste mit den Indianern verhandelt, sich seitdem in Friedens- und diplomatischen Missionen mit ihnen vertraut gemacht und auch so manchen blu-

tigen Strauß mit ihnen ausgefochten. Er wußte ganz genau, wie er sich ihnen gegenüber zu verhalten hatte und beurteilte sie, wie er es mit allen Dingen machte, nach ihrem wahren Wert. Er war frei von den unangebrachten Sentimentalitäten, die in den Rothäuten nur edle und unterjochte Wesen sahen, was später zuweilen so von Nachteil gewesen ist, andererseits vertrat er auch nicht den mehr brutalen Standpunkt des kriegerischen Kundschafters oder Hinterwäldlers. Er kannte den Indianer, wie er wirklich war, und hielt ihn für einen gefährlichen, hinterlistigen, kriegslustigen Wilden. Er konnte besser als irgend jemand anders die Schwierigkeiten beurteilen, die mit einem Indianerkriege verknüpft waren, wozu eine Armee in die Wildnis entsandt werden mußte, und die Truppen von aller Verpflegung abgeschnitten waren. Auch war es ihm klar, daß die westlichen Stämme eine stete Versuchung für England und Spanien waren und mit verheerender Gewalt auf uns losgelassen werden konnten. Um die Frage zu lösen, hielt er es, wie es seine Gewohnheit war, für angebracht, zuerst gerecht zu sein, und er beschloß also, alle auf die Erhaltung des Friedens zielenden Maßnahmen zu unterstützen und durch eine gerechte Behandlung und bindende Verträge den Frieden zu wahren, der damals für die junge Republik von so großer Wichtigkeit war. Er bedachte jedoch auch, daß friedliche Absichten nur eine ungewisse Sicherheit boten, und daß energische und entscheidende Schritte oft das einzige Mittel waren, um den Frieden zu wahren, die Ordnung an der Grenze aufrecht zu erhalten und englischen und spanischen Intriguen den Weg zu verschließen. Diese Politik offenbarte er in den kurzen Ausführungen seiner ersten Rede, und es bleibt für uns noch übrig, die Ausführung seiner Pläne zu verfolgen.

Als Washington die Präsidentschaft übernahm, waren

die Aussichten betreffs der Indianer sehr trübe. Der kontinentale Kongreß hatte die besten Absichten zu erkennen gegeben und auch Energie verraten, aber seine gutgemeinten Pläne waren durch das Verhalten der verschiedenen Staaten beeinträchtigt worden, über die er keine Macht besaß. Trotz einiger Mißhelligkeiten herrschte in New York Frieden, denn die „sechs Nationen" waren übereingekommen, einen gemeinsamen Vertrag abzuschließen und kurz vorher auch zwei Sonderverträge, die im großen und ganzen gerecht und befriedigend waren. Zugleich war ein gemeinsamer Vertrag mit den westlichen Indianern abgeschlossen worden, der einige Ungerechtigkeiten des Vertrages von 1785 aufhob, und der ebenfalls recht und billig war. In diesem Vertrage waren jedoch die Wabash-Stämme nicht einbegriffen, und diese lagen mit der Bevölkerung von Kentucky in Fehde. Diese erprobten Hinterwäldler verübten aber sofort Wiedervergeltung und befolgten dabei das einfache Hinterwäldler-Prinzip, daß Stammesunterschiede zwecklos und alle Indianer als Feinde zu betrachten seien. Es muß zugegeben werden, daß diese Ansicht nicht viel Kopfzerbrechen verursachte, aber sie verleitete die Kentuckier, bei ihren Überfällen viele Indianer niederzumetzeln, die nicht zu den Wabashs gehörten, sondern unter dem Schutze des Vertrages standen. Das Ergebnis dieser Unparteilichkeit war, daß, abgesehen von den immerwährenden Unruhen mit den Wabashs, auch jeden Augenblick ein allgemeiner Krieg mit den westlichen und nordwestlichen Stämmen ausbrechen konnte.

Südlich vom Ohio standen die Dinge noch viel schlechter. Allerdings unterhielten die Choctaws wegen der Entfernung von den Grenz-Niederlassungen zu unserer Regierung ausgezeichnete Beziehungen, aber die Cherokesen waren gerade von Sevier und seinen Leuten geschlagen und aus dem Staate Frankland, der nur kurze Zeit bestand, ver-

trieben worden, worauf sie Zuflucht bei den Creeks gesucht hatten. Letztere waren ein gefährlicher Stamm. Er bestand nicht nur aus vorzüglichen Kriegern, sondern war auch, dank seines Bündnisses mit Spanien, von dem er außer Unterstützung auch Gewehre, Munition und Vorräte erhielt, gut bewaffnet. An seiner Spitze stand außerdem ein Häuptling von bewundernswerten Fähigkeiten, ein schottischer Mestize, der in Charleston erzogen worden war und Alexander McGillivray hieß. Wie sich bald ergab, war es für einen so ausgerüsteten und befehligten Stamm nicht schwer, Unruhen zu erregen. Georgia hatte Anspruch erhoben und Besitz von Ländereien unter Hinweis auf Verträge ergriffen, die es angeblich abgeschlossen hatte, worauf die Creeks die Gültigkeit der Abmachungen anfochten und den Krieg erklärten, in dem sie sich bereits als Meister gezeigt hatten. Die Georgier hatten schon ihre Nachbarn um Beistand ersucht und verlangten solchen nun auch von der neuen allgemeinen Regierung. Mit Bewilligung des Kongresses ernannte Washington darauf General Lincoln, Oberst Humphrey und David Griffin von Virginien, die alle von dem Schauplatze des Krieges sehr entfernt waren und eine treffliche Wahl bedeuten, zu Kommissaren, um die Schwierigkeiten beizulegen. Die Creeks bewiesen den Kommissaren sofort ein großes Entgegenkommen. Als ihnen jedoch klar wurde, daß sie ihr Land aufgeben sollten, weigerten sie sich, noch weiter zu verhandeln, und erklärten, neue Unterhandlungen abwarten zu wollen.

Washington führte diesen Mißerfolg, und wahrscheinlich auch mit Recht, auf die Intriguen und den Einfluß Spaniens zurück. Am Tage der Einsendung des Berichtes der Kommissare an den Kongreß schrieb er an den Gouverneur von Süd-Karolina, Pinckney: „Was mich betrifft, so bin ich der festen Überzeugung, daß die gegenwärtige Gesamtregierung

bemüht sein wird, nationale Gerechtigkeit, Redlichkeit und Ehrenhaftigkeit ihren Verhandlungen zu Grunde zu legen. Sollte jedoch die Regierung, nachdem sie vergebens versucht hat, friedliche Maßnahmen zu treffen, gezwungen sein, zum Schutze ihrer Bürger Waffengewalt anzuwenden, so bin ich der Ansicht, daß eine vernünftige Politik der Sparsamkeit auf energische Maßregeln hinweisen wird, die besser sind als eine abwartende und zögernde Haltung."

„Zögern" war der Fluch unserer Indianer-Politik gewesen, und das wollte Washington in erster Linie ausrotten. Ob Krieg oder Frieden, jetzt hieß es, schnell und entschlossen handeln. Von diesem Gedanken beseelt, sandte er daher sofort einen andern Kommissar, Oberst Willet, nach dem Süden, der es verstand, McGillivray und seine Häuptlinge zu bewegen, ihn nach New York zu begleiten. In entsprechender Zeit kamen der schottische Mestize und achtundzwanzig seiner Häuptlinge dort an. Sie wurden am Sitze der Regierung gut aufgenommen und bewirtet und schlossen mit Knox, der als Vertreter der Vereinigten Staaten fungierte, einen Vertrag ab, in dem von beiden Teilen Zugeständnisse gemacht wurden. Die Creeks verzichteten auf alle Ländereien nördlich und östlich des Oconees, und die Vereinigten Staaten enthielten sich gemäß einer kürzlich angenommenen Bestimmung, die den Handel und Verkehr mit den Indianern regelte, aller Ansprüche auf südlich und westlich von diesem Flusse gelegene Ländereien, auch versprachen sie, den Stämmen alljährlich ein Geschenk zu machen. Washington verehrte ihnen dann noch Wampum und Tabak und schüttelte ihnen die Hände, worauf die Häuptlinge den Heimweg antraten. Auf beiden Seiten, besonders unter den Georgiern, machte sich jedoch Unwillen bemerkbar; aber nichtsdestoweniger wurde der Vertrag wenigstens eine Zeitlang gehalten, und es herrschte Friede.

Washingtons Gerechtigkeits-Politik war erfolgreich gewesen, und die Indianer hatten eine Ahnung von der Macht und den ehrlichen Absichten der neuen Regierung erhalten, was von wirklichem Vorteil war. Noch wertvoller war für das amerikanische Volk die Lehre, daß die Zentralregierung die Indianer nur gerecht behandeln wollte und jeden einzelnen Staat hindern würde, ihre Politik, die nur das Beste des Landes im Auge hatte, durch unlautere Mittel zu vereiteln. In derselben Angelegenheit kam es bald wieder zu Unzuträglichkeiten und schließlich so weit, daß Staaten, die der Gedanke an Staatsrechte dünkelhaft gemacht hatte, ihren Widerstand gegen die Indianer-Politik auf die Spitze trieben und den Maßnahmen der föderalen Regierung Trotz boten. Das tut jedoch der Klugheit des Präsidenten keinen Abbruch, der die gerechte Politik den Indianern gegenüber ins Leben gerufen und der selbstsüchtigen Ungerechtigkeit der in Frage kommenden Staaten ein Ende bereitet hatte. Wenn man von der von Washington begonnenen Politik der Gerechtigkeit und Entschlossenheit niemals abgewichen wäre, so würde es für die Ehre und die Interessen der Nation und der einzelnen Staaten besser gewesen sein.

Dieselbe friedliche Politik, die sich im Süden so bewährt hatte, wurde auch im Westen versucht und versagte dort. Mit ihrer bekannten berechnenden Klugheit brachten die Engländer die Indianer dazu, den Ohio als ihre Grenze zu beanspruchen, was gleichbedeutend mit Krieg und mörderischen Überfällen war auf jeden, der den Fluß befuhr. Natürlich blieb die Vergeltung nicht aus, und im April 1790 drang Oberst Harmer mit einer Abteilung Miliz aus Kentucky in das Gebiet der Indianer ein, verbrannte eine verlassene Ortschaft und zog wieder ab, ohne irgend etwas von Bedeutung erreicht zu haben. Die planlose Kriegsführung von Mord und Plün-

derung wurde eine Zeitlang fortgesetzt, dann aber merkte Washington, daß die Zeit für die andere Seite seiner Politik gekommen sei. Auf alle Fälle sollte nicht länger gezögert, sondern gehandelt werden. Da die friedlichen Absichten gescheitert waren, so sollten Krieg und die endgültige Erledigung der Dinge auf irgend eine Art die Parole sein.

Im Herbst 1790, kurz nach seinen erfolgreichen Verhandlungen mit den Creeks, mobilisierte er demzufolge gegen vierhundert Mann reguläre und elfhundert Mann Miliztruppen in Pennsylvanien und Kentucky und ließ sie unter Harmer in das Gebiet des Miamiflusses einrücken. Die Expedition verbrannte eine Ortschaft am Scioto, worauf Oberst Hardin der sich mit einigen hundertundfünfzig Mann auf die Verfolgung der Indianer gemacht hatte, in einen Hinterhalt fiel, seine Regulären abgeschnitten wurden und die Miliz anscheinend mit Erfolg das Hasenpanier ergriff. Harmer trat darauf den Rückzug an, nach ein oder zwei Tagen besann er sich jedoch eines Besseren, avancierte von neuem und entsandte Hardin abermals, aber mit einer stärkeren Abteilung, nach vorn. Wiederum wurde die Avantgarde überrumpelt und die Regulären fast alle niedergemacht, während die Miliz, die sich diesmal besser hielt, gegen einhundertundfünfzig Mann verlor. Der Kampf endete mit der Niederlage der Weißen nach einem ziemlich heftigen Zusammenstoß. Jetzt zog sich Harmer endgültig zurück, erklärte jedoch, was nur schwer verständlich ist, daß er einen — Sieg errungen habe. Nach seiner Rückkehr wurde die falsch geleitete Expedition zum Gegenstand einer scharfen Kritik und hitziger Angriffe gemacht, so daß Hardin und Harmer vor ein Kriegsgericht gestellt, aber freigesprochen wurden. Harmer nahm darauf seinen Abschied.

Diese Niederlage übte natürlich auf die Dinge im allgemeinen eine schlechte Wirkung aus, und die „Sechs Nationen"

die sich bisher ruhig verhalten hatten, begannen sich jetzt zu regen und wurden darin von den immer auf dem Sprunge stehenden Engländern noch unterstützt. Mehrere Unterhandlungen mit diesen mächtigen Stämmen verliefen ergebnislos, aber Oberst Pickering, der zum Spezial-Kommissar ernannt worden war, gelang es, ihre Unzufriedenheit zu beseitigen. Auch im Süden begannen sich die Cherokesen in bedrohlicher Weise zu regen, sie wurden jedoch von dem Gouverneur des südwestlichen Territoriums, Blount, in Schach gehalten. Inzwischen war eine Vorlage für die Vermehrung der Armee angenommen und Arthur St. Clair zum Generalmajor ernannt worden. Washington, der durch das Fiasko Harmers sehr beunruhigt war, ärgerte sich über die ihn entmutigende Haltung der Staaten und der Grenzer.

„Spekulationen in Ländereien, die Einmischung der Staaten und das gewalttätige Betragen der Grenzbewohner, denen es auf das Leben eines Indianers nicht ankam," waren nach seiner Ansicht die größten Hindernisse auf dem Wege zum Erfolge. Aber gerade diese Leute, die Indianer beim ersten Anblick über den Haufen schossen und sie ihres Landes beraubten, wie auch die interessierten Staaten waren die ersten, die die Gemeinregierung um Hilfe angingen, als sie sich einem Kriege gegenübersahen, den sie durch die Verletzung der Verträge der Vereinigten Staaten gewöhnlich selbst heraufbeschworen hatten. Andererseits waren auch die Indianer kriegerisch und streitsüchtig gesinnt und wurden von England und Spanien in einer Art aufgehetzt, die heute nur schwer verständlich erscheint.

Trotz dieser Verlegenheiten stand für Washington jetzt eins fest: es konnte keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die westlichen Unruhen mit Waffengewalt unterdrückt werden mußten. Und trotzdem er mit dem Norden und Süden unterhandelte, war er doch schon mit Leib und Seele bei den

Vorbereitungen der St. Clairschen Expedition, unterstützte alle nötigen Arrangements und entwarf den Feldzugsplan mit einer Sorgfalt und Umsicht, die seinen militärischen Fähigkeiten und seiner Erfahrung als Indianerbekämpfer entsprangen. Während so die Hauptarmee in Bereitschaft gesetzt wurde, wurden zwei kleine Expeditionen, die eine unter Scott, die andere unter Wilkinson, in das Indianergebiet entsandt. Aber abgesehen von dem Verbrennen einiger verlassener Ortschaften und der Niedermetzlung mehrerer verstreuter Wilden, verliefen beide erfolglos.

Endlich war alles bereit. St. Clair hatte eine Unterredung mit Washington, in der der ganze Feldzugsplan erörtert und besonders vor einem Hinterhalt gewarnt wurde. St. Clair reiste dann sofort ab und verließ gegen Ende September mit ungefähr zweitausend Mann Cincinnati. Der Feldzugsplan ging dahin, eine Reihe von Forts zu errichten. Demgemäß wurde eins, das man Fort Hamilton benannte, vierundzwanzig Meilen nordwärts am Miami erbaut und später vierundvierzig Meilen nördlich von diesem Punkte auch das Fort Jefferson.

Dann rückte St. Clair langsam neunundzwanzig Meilen vor, bis er die Quellwasser des Wabash erreichte. Während des Marsches hatte sich ihm ein Teil der Kentucky-Miliz zugesellt, die ohne Ordnung und Disziplin war. Bald desertierten sechzig Mann, und man mußte ihnen ein Regiment nachsenden, um sie an der Plünderung der Gepäckwagen zu hindern. Zu derselben Zeit desertierten auch mit dem richtigen Ratten-Instinkt, der sie das sinkende Schiff verlassen hieß, einige der Chickasaw-Hilfstruppen und gingen wieder nach Hause. Nichtsdestoweniger rückte St. Clair vor und erreichte mit ungefähr vierzehnhundert Mann die Stelle, die sein letztes Lager werden sollte. Die Miliz kampierte auf der einen Seite des Flusses, die Regulären auf der

anderen. Beim Sonnenaufgang des folgenden Tages wurde die Miliz von den Indianern überrascht, über den Fluß zurückgetrieben und auch in das erste Glied der Regulären Unordnung gebracht. Das zweite Glied behauptete seinen Platz, und es kam zu einem heftigen Kampfe, aber alles war vergebens. Die Indianer unternahmen einen Angriff auf die Kanonen, und obwohl sie mit dem Bajonett zurückgetrieben wurden, mußte St. Clair, der krank in seinem Zelte lag, das Zeichen zum Rückzuge geben. Dieser gestaltete sich bald zu einer wilden Flucht, und das aufgelöste Heer, das seine Kanonen im Stiche ließ und seine Waffen fortwarf, floh nach dem Fort Jefferson, wo es seine Verwundeten unterbrachte, und eilte dann nach seinem Ausgangspunkt, Fort Washington, zurück. Es war eine Wiederholung des Falles Braddock. Der zweite Befehlshaber, General Butler, wurde auf dem Schlachtfelde getötet, während der Gesamtverlust sich auf neunhundert Mann und neunundfünfzig Offiziere bezifferte, wovon sechshundert getötet wurden. Die Indianer scheinen nicht mehr als tausend Mann im Felde gehabt zu haben. Für solch eine Niederlage und solch ein mörderisches Blutbad gibt es keine Entschuldigung; denn nur die größte Sorglosigkeit hatte die Überrumpelung eines befestigten Lagers herbeiführen können. Die Truppen wurden auch nicht nur überrascht, ondern mußten auch gänzlich unvorbereitet zum Kampfe gewesen sein, so daß sich alles nur um die Erhaltung des Lebens zu drehen schien.

Washington war in erster Linie Soldat, und seine Gedanken beschäftigten sich nur mit Armeen, wenn er eine im Felde wußte. Auf St. Clairs Heer hatte er ganz besondere Hoffnungen gesetzt, weil er von ihm erwartete, daß er die Indianer-Unruhen eine Zeitlang unterdrücken und die Möglichkeit näher rücken würde, der großen westlichen

Bewegung den Weg zu bahnen, von der er immer träumte. Er wartete daher mit banger Sorge auf die Berichte St. Clairs, die aber in diesem Fall nicht mit der sprichwörtlichen Eile eintrafen. Die Schlacht hatte am 4. November stattgefunden, jedoch erst Ende Dezember langte der Offizier, der die Depesche von der Grenze brachte, in Philadelphia an. Er ritt sofort nach dem Hause Washingtons, und dieser wurde von einem Diner abberufen, das er gerade gab. Er blieb eine Zeitlang fort, und als er zurückkehrte, ließ er kein Wort über die empfangenen Nachrichten verlauten und unterhielt sich auch später noch während des Empfanges bei seiner Frau mit jedem, ohne etwas zu verraten. Den ganzen ermüdenden Abend über verhielt er sich so ruhig und liebenswürdig wie immer. Als der letzte Gast gegangen war, ging er einige Minuten im Zimmer auf und ab und rief dann plötzlich: „Es ist alles aus — St. Clair geschlagen — zersprengt; die Offiziere fast alle getötet, die Mannschaften haufenweise; die Niederlage ist vollkommen — zu entsetzlich, um überhaupt daran zu denken — außerdem eine völlige Überrumpelung." Er hielt inne und ging weiter im Zimmer auf und ab, hielt dann wieder an und rief in furchtbarer Entrüstung: „Hier, auf diesem Fleck nahm ich von ihm Abschied und wünschte ihm Erfolg und Auszeichnung. ‚Sie haben Ihre Instruktionen vom Kriegsminister erhalten', sagte ich zu ihm, ‚ich habe sie genau verfolgt und will nur noch ein Wort hinzufügen: Hüten Sie sich vor einer Überrumpelung! Ich wiederhole noch einmal — hüten Sie sich vor einer Überrumpelung! Sie wissen, wie uns die Indianer bekämpfen.' Mit dieser letzten Warnung, die ich ihm in die Ohren rief, ging er von dannen. Und heute muß ich erfahren, daß dieses Heer vernichtet worden ist, zerhackt, abgeschlachtet und mit dem Tomahawk erschlagen infolge eines Überfalles,

vor dem ich ihn ganz besonders gewarnt hatte! O Gott, o Gott, das ist schlimmer als Mord. Wie kann er das vor dem Lande verantworten! Das Blut der Erschlagenen kommt über ihn, die Verwünschungen der Witwen und Waisen, der Fluch des Himmels."

Sein Sekretär war entsetzt und schwieg, während Washington von neuem erregt und zornig auf und ab schritt. Dann setzte er sich nieder, sammelte sich und sagte: „Das darf nicht an die Öffentlichkeit gelangen!" Darauf ein langes Schweigen. Später: „General St. Clair soll gerecht behandelt werden. Ich habe die Depeschen nur in der Eile durchgesehen, nur die Katastrophe im ganzen erfaßt und die Einzelheiten nicht berücksichtigt. Ich werde ihn ohne Voreingenommenheit empfangen und ihn ohne Vorurteil hören; ihm soll volle Gerechtigkeit widerfahren." Die Schilderung dieses Vorganges von einem Augenzeugen ist seit langen Jahren im Druck erschienen, aber dennoch gibt es Leute, die behaupten, Washington sei kaltherzig und jeden menschlichen Gefühls bar gewesen. Wie hätte er sich wohl menschlicher verhalten können? Was für ein warmes Herz offenbart sich hier, und welche tiefen Gefühle durchbrechen das Schweigen und machen sich in flammenden Worten Luft! Dann meldet sich der eiserne Wille, der alle Probleme seines Lebens beherrscht. „Ihm soll volle Gerechtigkeit widerfahren," und sie wurde St. Clair zu Teil. Es war eine unglückliche Wahl gewesen, aber in seiner Eigenschaft als Revolutionskrieger und Gouverneur des nordwestlichen Territoriums erscheint seine Ernennung verständlich. Er war niemals ein erfolgreicher General gewesen, denn dazu hatte er nicht das Herz. Ihm fehlte etwas, Energie, Entschlossenheit oder Scharfblick, gleichviel was. Aber trotzdem war er tapfer. Durch Krankheit geschwächt, hatte er immerhin auf diesem traurigen Schlachtfelde die größte persönliche Tapferkeit bewiesen. Des-

halb verzieh ihm Washington auch vieles. Er empfing den unglücklichen General freundlich. Er konnte St. Clair nicht vor ein Kriegsgericht stellen, weil dafür nicht die genügende Anzahl Offiziere von Rang vorhanden war; aber er gab St. Clair jede Gelegenheit, sich zu rechtfertigen, und ein Kongreßkomitee untersuchte die Angelegenheit und wusch den Anführer rein. Seine persönliche Tapferkeit rettete ihn und seinen Ruf, jedoch nichts kann etwas an der Tatsache ändern, daß die Überrumpelung unverzeihlich und das Unglück entsetzlich war.

Die unmittelbaren Resultate der Niederlage St. Clairs waren nicht so schlimm, wie erwartet werden konnte. An der Grenze herrschte allerdings eine große Panik, die sich sogar bis nach Pittsburg erstreckte, aber die Indianer verstanden es nicht, ihre Vorteile auszunutzen, und rückten nicht vor. Immerhin war Beunruhigung vorhanden. Pennsylvanien und Virginien ließen Truppen anwerben, und auch der Kongreß blieb nicht untätig. Er befahl eine neue Vermehrung der Armee mit sich anschließender Erhöhung der Bewilligungen, so daß sich der Sieg der Indianer bereits in der Finanzpolitik bemerkbar zu machen begann und eine Rolle in dem Lauf der Ereignisse spielte, die die Parteien entzweite, und so ging die Geschichte ihren Weg.

Was sich jedoch auch immer ereignen mochte, Verzögerungen oder Aufschub sollten in dieser Sache ausgeschlossen sein. Der Präsident arbeitete sofort auf die Schaffung einer neuen Armee hin und wollte die Unruhen ein für alle Mal ersticken. Zuerst richtete er sein Augenmerk auf Henry Lee von Virginien als Befehlshaber, aber Rangbedenken brachten ihn davon ab. Er suchte sich dann Wayne aus, den er auch ernannte, und der sich unlängst der Politik zugewendet und durch eine beanstandete Wahl seinen Kongreßsitz verloren hatte. Seine Ernennung erregte großen Unwillen,

besonders in Virginien; aber der Präsident ließ sich nicht beirren, und die Gründe für die Animosität gegen Wayne sind heute nicht mehr klar. Der Gang der Ereignisse bewies die Klugheit Washingtons in der Wahl, wie es so oft bei ihm der Fall war, und es ist unschwer, die Gründe für die Ernennung zu finden. Wayne war eine der bedeutendsten Persönlichkeiten unserer Revolution und erscheint der Nachwelt ungemein sympathisch. Er war kein General in des Wortes wahrster Bedeutung, aber ein ausgezeichneter Korpskommandant, der großer Heldentaten, wie der Erstürmung Stony Points, fähig war. Ihm kam es auch nicht auf einen tollkühnen Angriff auf einen gefährlichen Platz an, was eine Niederlage oder strengen Tadel zur Folge haben mußte; aber es gelang ihm immer, noch eine völlige Vernichtung durch dieselbe Schnelligkeit des Handelns abzuwenden, mit der er das Unglück heraufbeschworen hatte. Er eignete sich vortrefflich für die kühne und schnelle Angriffsweise, die die Indianerkriege erforderten. Washington stellte ihm erprobte Untergebene zur Seite, die besonders wegen ihrer Tüchtigkeit als Kämpfer ausgewählt wurden, denn er war fest entschlossen, diesen Feldzug unter allen Umständen zu einem Krieg aufs Messer zuzuspitzen.

Nach seiner Ernennung begab sich Wayne nach Pittsburg, wo er mit seiner charakteristischen Energie eine Armee sammelte und organisierte, was keine kleine Arbeit war, weil er nur erfahrene Leute annahm. Washington tat alles, um ihm behilflich zu sein, und verhandelte auch unterdessen mit großer Langmut, aber mit wechselndem Erfolge. Kirkland brachte Häuptlinge der „Sechs Nationen" mit gutem Resultat in Berührung mit dem Kongreß, und die Cherokesen wurden durch neue Geschenke beruhigt. Andrerseits verhielten sich die Creeks, die immer von den Spaniern aufgehetzt wurden, unruhig, und zwei tapfere Offiziere, die mit den westlichen

Stämmen Friedensunterhandlungen anknüpfen sollten, wurden kaltblütig ermordet. Nichtsdestoweniger konnten einige Verträge abgeschlossen werden, und im Herbst 1792 wurde eine große Versammlung, mit den „Sechs Nationen" als Vermittler, abgehalten, die jedoch nur einen schlecht befolgten Waffenstillstand zeitigte. Im nächsten Jahre nahm der Kongreß eine allgemeine Vorlage an, die den Handel und Verkehr mit den Indianern regelte, und Washington ernannte noch eine andere Kommission, die die nordwestlichen Stämme aufsuchen sollte, allerdings mehr, um die Öffentlichkeit zu beruhigen, als in der Hoffnung auf Frieden. Tatsächlich gelang es dieser Kommission nicht einmal, mit den Indianern zusammenzutreffen, die von vornherein alle Vorschläge verwarfen, die nicht den Ohio als Grenze festsetzten. Wie behauptet wurde, soll englischer Einfluß diesem Verlangen zu Grunde gelegen haben, und das scheint auch nicht ausgeschlossen gewesen zu sein, denn England und Frankreich bekriegten sich damals, und England verdoppelte seine Bemühungen, um die Vereinigten Staaten durch kleine Bosheiten zu Land und zu Wasser zu irritieren. Diese schlaue Politik wurde vielleicht aus Gründen befolgt, die nicht allgemein verständlich sein dürften, aber so weit es sich übersehen läßt, schien man nur darauf auszugehen, alte Gehässigkeiten von neuem aufzufrischen und das Land Frankreich in die Arme zu treiben. Diese indianischen Intriguen, die lange in der Stille vor sich gegangen waren, wurden erst durch eine Rede Lord Dorchesters an die westlichen Stämme bekannt, in der er den Berichten zufolge einen schnellen Bruch mit den Vereinigten Staaten in Aussicht stellte und seine Zuhörer ermunterte, den Krieg fortzusetzen. Man sollte nicht vergessen, daß England, im geheimen und öffentlich, fünf Jahre lang alles daran setzte, um an unseren Grenzen einen Indianerkrieg im Gange zu halten — an den Grenzen einer befreundeten Nation, mit der es in Frieden lebte.

Aber während Washington beharrlich weiter verhandelte, traf er auch beharrlich Kriegsvorbereitungen, da er weder den Wilden, noch den Engländern vertraute. Wayne, der von denselben Gedanken beseelt war, rückte im Herbst 1793 mit seiner Armee bis zu einem Punkt sechs Meilen unterhalb des Forts Jefferson vor und bezog dann Winterquartiere. Im Frühjahr 1794 nahm er die Operationen wieder auf und rückte bis zum Schlachtfelde St. Clairs vor, wo er das Fort Recovery errichtete und von den Indianern angegriffen wurde, die er jedoch nach einem zweitägigen Kampfe zurückschlug. Er schlug dann eine gänzlich unerwartete Richtung ein und überrumpelte die mittleren Ortschaften an der Kreuzung des Au Glaize und des Maumees. Die überraschten Wilden ergriffen die Flucht, Wayne verbrannte ihre Ortschaften, verwüstete die ausgedehnten Felder und errichtete das Fort Defiance. Den Indianern, die nach einem dreißig Meilen südlich gelegenen britischen Fort geflohen waren, ließ er mitteilen, daß er bereit wäre, mit ihnen zu verhandeln. Die Indianer baten um zehn Tage Bedenkzeit, aber Wayne rückte sofort vor und stieß in der Nähe des britischen Forts auf die kampfbereiten Indianer. Das Terrain war besonders für die Kavallerie sehr ungünstig, aber Wayne traf geschickte Vorbereitungen und griff an. Die Indianer konnten den Bajonetten nicht standhalten und wurden völlig vernichtet, während die Amerikaner nur einhundertundsieben Mann verloren. Das Heer war sogar nicht abgeneigt, das englische Fort zu erstürmen; Wayne beschränkte sich jedoch mit seltener Vorsicht nur auf einen scharfen Briefwechsel mit dem Befehlshaber und trat dann nach einem sehr erfolgreichen Feldzuge den Rückweg an. Im nächsten Jahre schloß Wayne, unter dem Eindruck seines Sieges und der Übergabe der britischen Forts infolge des Jay-Vertrages, einen Vertrag mit den westlichen Stämmen

ab, der den Vereinigten Staaten riesige Ländereien der angefochtenen Gebiete zusprach. Damit war der Friede in dieser seit langem unruhigen Gegend hergestellt.

An der südlichen Grenze war man nicht so erfolgreich gewesen. Während Washington im Norden und Westen unterhandelte und kämpfte, wurden alle seine Bemühungen durch die Haltung Georgias zu nichte gemacht. Die Grenzer hörten nicht auf, die Indianer anzugreifen, und suchten sich besonders friedliche Stämme dafür aus. Auch der Staat selbst kümmerte sich nicht um die Verträge und Verfügungen der Vereinigten Staaten. Die Folgen waren ununterbrochene Unzufriedenheit und endloser Krieg mit den gewöhnlichen Begleiterscheinungen von Brandstiftung, Mord und Plünderung.

Als Washington aus dem Amte schied, war seine Indianerpolitik im ganzen erfolgreich gewesen. An Stelle der Ungewißheit und Schwäche war ein bestimmtes allgemeines System getreten. Die nördlichen und westlichen Stämme waren geschlagen und den südlichen Einfällen und Unordnungen ein Riegel vorgeschoben worden. Die britischen Forts, die die gefährlichsten Zentralen der Indianer-Intriguen gebildet hatten, waren aufgelöst und die weiten westlichen und nordwestlichen Gebiete den Ansiedlern erschlossen worden. Diese Erfolge hatte man einem wohlüberlegten Plan zu verdanken, vor allem jedoch der ausdauernden Kraft, die zielbewußt vorwärts drängte, ohne sich, wie es früher geschehen war, zwischen falsch geleiteter Tätigkeit und vollständiger und schwacher Tatenlosigkeit zu bewegen. Auch waren sie nur unter großen Schwierigkeiten erreicht worden, denn die Regierung wurde in ihren Indianer-Angelegenheiten nicht von allen unterstützt. Die Gegner hielten sich über die Unkosten auf und behaupteten, daß die durch unnötige Steuern gesammelten Gelder in Indianerkriegen verschwendet würden, während die Mehrzahl des Volkes, das in Sicherheit an

der atlantischen Küste lebte, sich nur wenig um die Grenze kümmerte. Einige Personen ergingen sich sogar in Sentimentalitäten und legten es der Regierung als Barbarismus aus, sich in grundlosen Kriegen zu ergehen. Andere wieder behaupteten, daß man überhaupt viel zu viel öffentliche Zeit und Geld in der Sorge um die fern gelegenen Niederlassungen verschwende. Dagegen waren die Grenzer selbst der Überzeugung, daß die Regierung mit den Wilden unter einer Decke stecke, die Verträge breche, und so weit wie möglich die nationale Politik verderbe. St. Clair wurde auf seinem Heimwege ausgezischt und verhöhnt; aber eine wachsame Opposition machte sich die Persönlichkeit des unglücklichen Generals zu Nutze und unternahm den erfolglosen Versuch, zu beweisen, daß die im Hinterhalt liegenden Wilden und schlafenden Schildwachen mit einem schwächlichen Kriegsdepartement und einem untätigen Schatzamt in Zusammenhang ständen. Die Masse des Volkes verlangte ohne Zweifel Ruhe an der Grenze und unterstützte auch die Bemühungen des Präsidenten in dieser Hinsicht, aber größtenteils verhielten sich die Leute passiv. Die Stimmen, die für Washington am lautesten vernehmbar waren, verbanden sich zu einer abfälligen Kritik über seine Indianerpolitik. Niemand verstand, daß sie ein wichtiger Faktor beim Aufbau einer Nation sein mußte, dazu bestimmt, alle Unternehmungen der Vereinigten Staaten zu erweitern und national zu gestalten, sowie dem Volke den ausgedehnten Westen, den es sich zu eigen machen sollte, zu erschließen. Washington vernahm die Kritiker und sah die Gegnerschaft, aber er hielt an seinen Plänen fest. Zwar ging nicht alles nach seinen Wünschen; da er jedoch tapfer und unentwegt seine Sache vertrat, arbeitete er nicht vergeblich.

Wie wir gesehen haben, berührte die Indianerfrage in ihrer Behandlung in verschiedenen Punkten unsere Finanzpolitik und unsere auswärtigen Beziehungen, auf welchen die

Geschichte des Landes in jenen Jahren tatsächlich beruhte. Als die Regierung begann, hatten die letzteren ihre spätere Bedeutung noch nicht erlangt; aber die erstere machte sich bereits beim Kongreß bemerkbar, als dieser zum ersten Male zusammentrat. Der Stand der Dinge ist bald geschildert. Die Revolution entging nur knapp einem Schiffbruch an den finanziellen Riffen, an denen die schwächliche Regierung der Konföderation gescheitert war. Als ein politischer Organismus war das Land bankerott. Es schuldete sowohl im Lande wie außerhalb große Summen, deren Höhe für die damaligen Zeiten enorm war, und konnte diese Schulden nicht bezahlen, noch irgendwelche Garantien geben. Die Zinsen waren im Rückstande und man besaß keine Mittel, sie zu begleichen, da der Nationalkredit überall entwertet, ja geschwunden war. Das kontinentale Kurant war ausgegangen, und es zirkulierte nur ein wildes Durcheinander von fremden Münzen und wertlosem Papiergelde. Viele Staaten hatten die wildesten Pläne, um durch allerlei bedenkliche Mittel zu Gelde zu kommen. Im Schatzamt war kein Geld für die gewöhnlichen Regierungsausgaben vorhanden, auch gab es weder Revenuen noch Mittel und Wege, Gelder zu beschaffen oder die Schulden zu konsolidieren. Das mögen trübe Schilderungen sein, aber sie sind nicht übertrieben. Der hohe Ehrbegriff, der fünfundsiebzig Jahre später sogar die Verwüstungen des Krieges und die Versuchung, sich durch Unehrlichkeit zu retten, überwand und uns Schulden und Zinsen, Dollar für Dollar in Gold, bezahlen ließ, schien im Jahre 1789 nicht vorhanden zu sein. Aber er war nicht tot. Im Geiste des Volkes herrschte nur ein konfuser und verdunkelter Begriff davon, aber er war noch vorhanden und besonders stark, bestimmt und klar in Washington und seinen Anhängern ausgeprägt.

Der Kongreß beschäftigte sich mit den finanziellen Schwierigkeiten in einer sehr mutigen und ehrenvollen Weise, aber er stand trotz seines guten Willens der Angelegenheit ziemlich hoffnungslos gegenüber. Er konnte auf die eine oder andere Art Steuern erheben, um Gelder zu beschaffen, jedoch war das ganz ungenügend. Er konnte keine zusammenhängende Politik zustande bringen, die das einzig richtige gewesen wäre, noch konnte er eine Lösung für die tausende von heiklen Fragen finden, die das Problem von allen Seiten umgaben. Die Mitglieder des Kongresses begrüßten daher erleichtert den neuen Schatzamtssekretär, bestürmten ihn mit beunruhigenden Fragen und vertagten sich, nachdem sie ihn noch ermächtigt hatten, verschiedene Berichte einzureichen.

Das Ergebnis ist bekannt. Der bedeutende Staatsmann, der mit der Aufgabe betraut wurde, nahm sich ihrer mit der Unerschrockenheit und Sicherheit selbstbewußter Kraft an, und als der Kongreß wieder zusammentrat, nahm er den ersten Bericht über den öffentlichen Kredit entgegen. Dieses wichtige Staatsdokument bereitete allen Unordnungen mit einem Schlage ein Ende. In kurzen Sätzen wurde so klipp und klar ein ganzer Plan für eine Konsolidation der Schuld, für eine Abschaffung des wertlosen Kurants und für die Erhebung der nötigen Revenuen gegeben, daß jeder ihn begreifen konnte. Die Vorlage für die ausländische Schuld wurde ohne Widerstand angenommen. Die für die innere Schuld erregte eine hitzige Debatte, ging aber auch durch. Zum Schluß kam die Übernahme der Staatsschulden, über die sehr scharf disputiert wurde. Sie wurde nur von einer knappen Majorität durchgebracht und kam dann durch die Stimmen der Mitglieder von Nord-Karolina, die eben erst ihre Sitze im Kongreß eingenommen hatten, zum Scheitern. Washington trat sehr für die so heiß bekämpfte

Vorlage ein. Er verteidigte sie in einem Briefe an David Stuart, später auch in einem Schreiben an Jefferson, als dieser Staatsmann sich bemühte, Hamiltons Stellung durch Schmähworte im Kongreß zu untergraben. Für Washington war die Übernahme der Staatsschulden gerade so selbstverständlich und gerecht wie für die Nachwelt. Alle Schulden, erklärte er, waren für eine gemeinsame Sache gemacht worden, warum sollte sich nicht eine gemeinsame Regierung ihrer annehmen? Er hatte nicht viel für die partikularistische Ansicht übrig, daß die Übernahme unangebracht sei, weil einige Staaten einen größeren Vorteil davon haben würden. Wohl hatten einige Staaten mehr als andere gelitten, aber alle waren der Freiheit teilhaftig geworden, die sie gewonnen hatten.[1]) Außerdem sah er, wie Hamilton, in der Übernahme etwas viel Wichtigeres als eine bloße Bestimmung über die Schulden und die Bezahlung von Geldern an das oder jenes Gemeinwesen. Die Übernahme war wesentlich nur eine Maßnahme der Union. Die anderen Schulden waren direkt von der Zentralregierung gemacht worden, aber die Staatsschulden von den Staaten für eine gemeinsame Sache. Wenn die Vereinigten Staaten diese übernehmen würden, so bewiesen sie dem Volke und der Welt, daß es keine Grenzlinien gab, sobald die Interessen des ganzen Landes auf dem Spiele standen. Es war daher eine nationale Maßnahme, ein Zeugnis nationaler Gesinnung, ein neues Band, die Staaten aneinander und an die Union zu fesseln. Das war genug, um Washingtons herzliche Zustimmung zu finden; aber die Vorlage wurde schließlich durch das berühmte Abkommen zwischen Hamilton und Jefferson gerettet und angenommen, das die Hauptstadt an den Potomac verlegte und die Kriegsschulden der Staaten zu

[1]) Sparks, Writings of Washington, X, 98.

einem Teil der Nationalschuld machte. Washington war mehr als erfreut über die Lösung, denn beide Seiten der Abmachung sagten ihm zu, und der Kompromiß enthielt nichts, was irgend ein Opfer von ihm verlangte. Er frohlockte über die erfolgreiche Annahme der wichtigen Finanzpolitik seiner Regierung und war sehr angenehm berührt von der Verlegung der Hauptstadt, für die er ein großes Interesse besaß, in die Nähe von Mount Vernon, in die Gegend, die er schon längst dafür bestimmt hätte, wenn es nach ihm gegangen wäre.

Der nächste wichtige Schritt in der Entwicklung der Finanzpolitik war die Gründung einer Nationalbank, worüber es abermals zu einem erbitterten Kampfe im Kongreß und in den Zeitungen kam. Zu dieser Zeit war bereits eine scharfe Opposition entstanden, und auch die Anhänger des Ministers begannen in gleicher Weise hitzig zu werden. In dieser Debatte wurde großes Gewicht auf den konstitutionellen Punkt gelegt, daß der Kongreß nicht die Befugnis habe, eine Bank zu inkorporieren. Trotzdem ging die Vorlage durch und kam an den Präsidenten, allerdings begleitet von den konstitutionellen Bedenken, die bei ihm noch einmal geltend gemacht wurden. Wie aus den von ihm kurz nach der Versammlung in Philadelphia geschriebenen Briefen zu ersehen ist, gehörte Washington nicht zu den bedingungslosen Anhängern der Verfassung, zu deren Zustandekommen er so viel beigetragen hatte. Er glaubte jedoch an ihre Wirksamkeit und wurde darin täglich mehr bestärkt. Auch war er sich bewußt, daß sehr viel von einem dauernden Erfolge für sie davon abhing, daß man das Volk dazu brachte, sie wirklich hochzuschätzen. Es war daher von großer Wichtigkeit, daß diejenigen mit dieser Hochachtung den den Anfang machten, in deren Händen die Leitung der Regierung lag. Aus diesem Grunde wachte er mit einer fast

eifersüchtigen Sorgfalt über alles, was auf das organische Gesetz der Union Bezug hatte, und er war besonders empfindlich in Bezug auf konstitutionelle Einwände gegen irgend welche gegebenen Maßnahmen. In der Angelegenheit der Nationalbank wurden diese Einwände scharf und heftig vorgebracht, so daß Washington mit der Unterschrift bis zum letzten Augenblick zögerte. Er wandte sich an Jefferson und Randolph, die beide Gegner der Vorlage waren, und befragte sie nach ihren Einwänden gegen ihre Verfassungsmäßigkeit. Als Antwort ließen sie ihm zwei geschickt abgefaßte Briefe zukommen. Diese sandte er an Hamilton, der sie mit jener meisterhaften Antwort zurückschickte, die nicht nur die Inkorporation der Bank verteidigte, sondern auch in einer später niemals übertroffenen Weise die neue Doktrin von der durch stillschweigende Folgerung sich ergebenden Kraft der Verfassung rechtfertigte. Beide Ansichten vor sich, überlegte Washington die Frage und unterzeichnete die Vorlage.

In seinem „Life of Madison" läßt Rives durchblicken, daß Washington noch nach der Unterzeichnung Zweifel hegte; dafür liegen aber keine bestimmten Anzeichen vor. Er war nicht der Mann, der sich noch Zweifeln hingab, nachdem er einmal einen Entschluß gefaßt und eine Entscheidung abgegeben hatte, und es lag nicht in seiner Natur, ob in Krieg oder Frieden, sich noch lange Gedanken über Dinge zu machen, die abgetan waren. Die Gerüchte, daß er sich über diese Angelegenheit immer noch Kopfzerbrechen machte, entstanden aus dem Zögern bei der Unterzeichnung und aus der Enttäuschung derer, die aus seinem Zögern Kapital zu schlagen hofften. Dieses Zögern war jedoch nur natürlich und charakteristisch. Washingson hatte Morris' Bankpolitik während der Revolution für gut befunden und erinnerte sich der Wirkungen, die sie ausgeübt hatte. Ihm waren Hamiltons Ansichten über diesen Punkt bekannt,

und er wußte, daß sie das Ergebnis langen und sorgfältigen Nachdenkens waren. Auch muß er gewußt haben, daß irgend eine von dem Schatzamtssekretär ausgedachte Finanzpolitik als integrierenden Teil eine Nationalbank in sich schließen würde. Es steht außer Frage, daß ihm sowohl der Plan für die Bank als auch der Bericht, der sich mit ihr beschäftigte, unterbreitet wurden, ehe beide an den Kongreß gingen; aber die Heftigkeit der auf konstitutionellen Gründen aufgebauten Einwände gaben seinen Gedanken eine andere Richtung. Er war sich sofort der Wichtigkeit einer Frage bewußt, die nicht nur die Inkorporation einer Bank einschloß, sondern auch ein neues Feld für konstitutionelle Macht und konstitutionelle Mittel eröffnete. Als solche weitgehende Resultate in Betracht kamen, hielt er inne und begann zu überlegen, und wie es mit ihm unter gleichen Umständen immer der Fall war, hörte und prüfte er die Ansichten beider Teile. Dann entschied er, und in Anbetracht seiner nationalen Gesinnung konnte er nicht anders handeln. Die Doktrin von der durch stillschweigende Folgerung sich ergebenden Kraft der Verfassung war in den Händen derer die denkbar schärfste Waffe, denen es in erster Linie darauf ankam, die Union der Staaten in eine mächtige und imperialistische Nation zu verwandeln. Wir können ruhig glauben, daß es dieses Gefühl und nicht nur der bloße Glaube an die Bank als ein finanzielles Mittel war, die Washington zur Unterzeichnung der Vorlage bewog. Als er es tat, bewilligte er die Inkorporation einer Nationalbank, er stimmte aber auch der Doktrin von der durch stillschweigende Folgerung sich ergebenden Kraft der Verfassung bei und verlieh dieser weitgehenden Deutung der Verfassung die gewaltige Autorität seines Namens und seines Charakters. Es ist vielleicht die wichtigste Tat während seiner Präsidentschaft gewesen.

Es ist unmöglich, auch wenn es nötig wäre, hier Washingtons Schritten hinsichtlich aller Einzelheiten zu folgen, welche sich mit Hamiltons Politik befaßten, die Washington in jeder Weise unterstützte. Auch das System der Staatseinkünfte, die öffentlichen Ländereien, die Anleihen-Beschlüsse, sowie die Münzprägung und ähnliche Unternehmungen fanden seinen Beifall. Er war ein viel zu bedeutender Mensch, um Hamiltons Werk nicht richtig zu würdigen, und die Weise, in der dieser einen Wirrwarr von Schulden und Bankerott zu Ordnung, Kredit, Ehre und Wohlstand gebracht hatte, sagte seiner Vorliebe für Methode, Organisation und vernünftige Geschäftsprinzipien ganz besonders zu. Er machte keiner Kritik an Hamiltons Politik irgend welche Konzessionen und verteidigte sie, wenn sie angegriffen wurde. Die Politik ist auf das Konto von Hamiltons Genie zu setzen, aber seinen Erfolg hatte sie in erster Linie der unentwegten Unterstützung Washingtons zu verdanken.

Es gibt jedoch noch zwei mit dem Schatzamt-Departement verknüpfte Angelegenheiten, die nicht so ohne weiteres übergangen werden können. Eine war eine von Hamilton ausgedachte und veröffentlichte Politik, die zu seinen Lebzeiten jedoch niemals die ausgedehnte Bedeutung erlangte, worauf er es abgesehen hatte. Die andere war eine Folge seiner angenommenen Finanzpolitik und erstreckte sich weit über die Grenzen finanzieller Abmachungen. Die erste war die, die sich in Hamiltons Berichten über die Industrie offenbarte, die zweite die Durchführung der Warensteuer und ihre Resultate.

Die Verteidigung unseres Handels gegen ausländische Übergriffe war eine unmittelbare Folge der Bewegung, die in der Verfassung der Vereinigten Staaten ihren Abschluß fand, und eng damit verbunden war das starke Be-

streben, unsere inneren Hilfsquellen und unsere häusliche Industrie zu entwickeln. Dieser Gedanke war nicht neu. Sporadische Versuche, verschiedene Industrien zu gründen und zu leiten, sind schon während der kolonialen Periode unternommen worden. Alle waren jedoch fehlgeschlagen, einesteils, weil das wachsame Mutterland es sich angelegen sein ließ, sie im Keime zu ersticken, andernteils weil es an Kapital und Erfahrung mangelte, und die ausländische Konkurrenz sie von vornherein tötete. Der Gedanke, die amerikanische Industrie zu entwickeln, wurde zum ersten Male laut, als die Kolonisten darauf ausgingen, England durch die Aufhebung des Verkehrs zur Nachgiebigkeit zu bringen. Damals glaubten die Amerikaner, daß sie ihren Zweck durch einen Krieg auf die englischen Taschen erreichen könnten, wenn sie die englischen Kaufleute von ihren Märkten ausschlössen. Der nächste Schritt war natürlich, ihre eigenen Märkte selbst zu versorgen, und die Abmachungen betreffs der Aufhebung des Verkehrs, die ökonomisch reine Prohibitivgesetze waren, regten zu verschiedenen einfachen Industrien an. Während des Waffenlärms kam das Volk wieder von diesem Gedanken ab, aber kurz nach dem Frieden begann er von neuem aufzuleben. Die Regierung der Konföderation war zu schwach, um in dieser oder einer anderen Hinsicht eine Politik zu befolgen, aber beim ersten Kongreß machte sich der Wunsch nach der Entwickelung der amerikanischen Industrien bemerkbar. Der erste Tarif wurde hauptsächlich wegen der Erhebung der damals so nötigen Einkünfte festgesetzt. Aber die Bestrebungen, dies auszuführen, gaben Veranlassung zu Debatten, in deren Verlauf über die von den Pennsylvanischen Mitgliedern stark vertretenen Schutzzölle eingehend diskutiert wurde. Damals gab es jedoch noch keinen verständlichen Plan oder ein allgemeines System, so daß die Schutz-Bestrebungen unzusammenhängend waren

und nicht weitgehende und abgeschlossene Maßnahmen, sondern nur gewisse spezielle schutzzöllnerische Gedanken in die Tarif-Vorlage brachten. Die Idee des Schutzzollsystems war jedoch vorhanden; sie offenbarte sich in der Vorrede der Vorlage, und die Verfassungsmäßigkeit der Politik wurde durch die Urheber und Zeitgenossen der Verfassung bestätigt.

Natürlich folgte Hamilton diesen Vorgängen mit regem Interesse. Sein leitender Gedanke lief immer auf die Schaffung einer großen Nation hinaus. Aus diesem Grunde ging er auf eine nationale Einigkeit und nationale Gesinnung aus, und er wußte selbstverständlich, daß die Grundbedingungen für nationale Größe außer der bereits erlangten politischen Unabhängigkeit industrielle Unabhängigkeit war. Da sich in ihm einer der hervorragendsten Kenner der damaligen Zeit in allen Fragen über Finanzpolitik und Nationalökonomie verkörperte, so wurde ihm sofort klar, daß die unmethodischen Versuche des Kongresses, die Heimindustrien zu ermutigen, höchstens nur von einem teilweisen Erfolge begleitet sein konnten. Ihm war klar, daß an Stelle der vereinzelten Industrien, die nur ab und zu einen ungewissen Schutz unter den aufs Geratewohl gegebenen Maßnahmen des Kongresses erhielten, ein ausgedehntes, gerechtes und kontinentales System treten müsse. Unter dem Eindrucke dieser Ansichten und Absichten übermittelte er dem Kongreß seinen Bericht über Industrien. In diesem wichtigen Staatsdokument führte er ein Argument über Schutzzölle für die Vereinigten Staaten und die Entwicklung der Heim-Industrien ins Feld, das niemals umgestoßen worden ist. Der Vorschlag, den er machte, war wie alles, was Hamiltons Geist entsprang, imperialistisch in seiner Art und national in seinem Entwurf. Allerdings befaßte er sich nur mit den bestehenden ökonomischen Verhältnissen und befürwortete nur, worauf

er aus war, industrielle Unabhängigkeit und die Gründung und Mannigfaltigkeit von Industrien. Die soziale Seite der Frage, die heute alle anderen überragt, war vor hundert Jahren noch nicht angeregt worden. Der Bericht zeitigte jedoch keine unmittelbaren Früchte, und Hamilton ruhte schon längst im Grabe, als das Land die Anwendung unbedeutender Schutzzölle aufgab und den Versuch unternahm, diese durch ein weitgehendes, zusammenhängendes System zu ersetzen, wie es von dem großen Minister angeregt worden war.

Trotzdem der Bericht über die Industrien, der den Grundstein für das amerikanische Schutzzoll-System legte und das politische Denken des Amerikaners so stark beeinflußte, keine unmittelbaren Erfolge zu verzeichnen hatte, war er eins der wichtigsten Ereignisse während Washingtons Regierung. Seine Wirkungen und seine Geschichte im folgenden Jahrhundert zu verfolgen, ist hier nicht angebracht. Was uns angeht, sind nur Washingtons Beziehungen zu der weitreichenden Politik seines Ministers. Auch wenn er nichts darüber gesagt oder geschrieben hätte, so würden wir doch wissen, daß die Politik Hamiltons auch die seinige war, denn Washington stand an der Spitze seiner eigenen Regierung und wollte verantwortlich für alle ihre Handlungen sein. Sein Scharfsinn erkannte sofort die wahre Bedeutung des Berichtes über die Industrien, und wir können versichert sein, daß er, als er eingereicht wurde, seinen ungeteilten Beifall fand, und daß er ihm später die eingehende Überlegung zuteil werden ließ, mit der er alle öffentlichen Fragen behandelte. Wir sind auf Schlußfolgerungen angewiesen. Washington hat uns seine Ansichten und Empfindungen in dieser Angelegenheit oft und eindringlich dargestellt und uns gezeigt, daß die Prinzipien des Berichtes über die Industrien ihm ebenso teuer und verständlich waren wie Hamilton.

Washington war unter einem System groß geworden, das ganz den Idealen eines modernen Freihändlers entsprach. Das Volk von Virginien interessierte sich eigentlich nur für den Tabakbau, der ihm größten Gewinn einbrachte. Keine legislativen Künste waren angewendet worden, um ihm zu ermöglichen, seine Industrien zu vermehren oder Fabriken zu errichten. Die Virginier erstanden auf dem billigsten Markt jeden Luxus und die meisten Bedürfnisse fürs Leben. Britische Kaufleute versorgten sie mit allem Erforderlichen, nahmen ihnen den Tabak ab und schossen ihnen Geld vor. Billige Arbeit, ein einziger Stapelplatz mit enormen Preisschwankungen, ein Kreditsystem, gänzliche Abhängigkeit von Ausländern, sowie ein absoluter Freihandel hätten nach den Manchester-Theorien ein Paradies auf Erden schaffen müssen. In der Tat verfügten die virginischen Plantagenbesitzer nur über geringe Barmittel und steckten tief in Schulden. Wie schon erwähnt, scheint Bankerott einmal in jeder Generation an der Tagesordnung gewesen zu sein. Das Land, das durch den Tabak schnell erschöpft wurde, wurde in verschwenderischer Weise bebaut, und der allgemeine Wohlstand ging schnell zurück Washington blieb infolge seines Scharfsinnes und seiner vollkommenen geschäftlichen Methoden von diesen Miseren verschont, aber er erkannte das Verderbliche dieses Systems umso besser. Es stand schon schlecht genug zu seiner Zeit; aber er hat es nicht mehr erlebt, Virginien mit seinen verwüsteten und erschöpften Ländereien zum Stillstand gebracht zu sehen, während seine nördlichen Schwesterstaaten es in dem Rennen nach Reichtum und Bevölkerung bald überflügelten. Er hat es nicht mehr erlebt, wie Virginien infolge seines kolonialen Systems nur noch ein Erzeuger von Sklaven für die Plantagen der Golfstaaten wurde. Aber er sah genug, und die Lehre, die er durch die Resultate

der industriellen Abhängigkeit erhielt, hatte er nicht vergessen.

Als der Krieg ausbrach, und die schwere Last der Revolution auf seinen Schultern ruhte, mußte er dieselbe Lehre in einer neuen und bitteren Art noch einmal kennen lernen. Nichts war so gefährlich für die amerikanische Sache wie der Mangel an allen den Hilfsmitteln, von denen der Krieg abhing, denn die Vereinigten Staaten erzeugten nichts oder nur wenig von den Dingen, die gebraucht wurden. Die Hilfsquellen der nördlichen Staaten waren bald erschöpft, und der Süden verfügte über keine. An Pulver, Kanonen, Flinten, Kleidung, Arzneien usw., an allem mangelte es, und das Schicksal der Nation hing nur von der Abhängkeit ab, in der die Kolonien durch eine schlaue Politik Englands gehalten wurden. Das waren Lehren, die selbst ein unbedeutenderer Mann als Washington sich sehr zu Herzen genommen hätte. Inmitten dieser Kämpfe schrieb er an James Warren (31. März 1779): „Lassen sie energische Maßnahmen ergreifen, . . . um Spekulanten, Aufkäufern und Wucherern das Handwerk zu legen, und vor allem, das Fallen des Geldkurses infolge schwerer Besteuerungen zu verhindern, öffentliche und private Sparsamkeit zu fördern und die Industrien zu ermutigen[1]). Durch solche Maßnahmen, die von mehreren Staaten gern befolgt werden, würde die Wurzel aller Übel mit einem Schlage ausgerottet und den britischen Hoffnungen, den Kontinent durch Waffengewalt oder Diplomatie zu unterjochen, der Todesstoß versetzt."

Im Jahre 1789 schrieb er an Lafayette: „Obwohl ich nicht beabsichtige, die Einführung von Industrien durch extravagante Ermutigungen und zum Nachteil der Landwirt-

[1]) Die Worte habe ich gesperrt.

schaft zu erzwingen, bin ich doch der Ansicht, Frauen, Kinder und andere könnten viel dazu beitragen, ohne daß wirklich nötige Kräfte dadurch von der Bebauung des Landes abgehalten würden. Sicher ist, daß bereits große Ersparnisse an Kleidung, Möbeln und Konsum gemacht worden sind. Auch steht fest, daß der Ackerbau keine Beeinträchtigung erfahren hat, obwohl zur Zeit in den Zweigen der Industrie größere Anstrengungen gemacht werden, als es jemals in Amerika der Fall gewesen ist. In demselben Jahre schrieb er an Gouverneur Randolph, daß er die stärkste Art des Schutzzolles, Prämien, befürworte. Diesen Ansporn wollte er der Industrie zukommen lassen, die hundert Jahre später als eine hingestellt wurde, die am wenigsten legislative Unterstützung verdiene. In diesem Brief hieß es: „Aus dem Originalbrief, den ich mitsende, können Eure Exzellenz die Art der Vorschläge zur Einführung und Schaffung der Wollfabrikation im Staate Virginien ersehen. In dem gegenwärtigen Zustande der Bevölkerung und der Landwirtschaft erscheint es mir nicht angebracht, ein endgültiges Urteil über den Nutzen des Planes abzugeben. Sollte es jedoch für praktisch gehalten werden, so werde ich mich jedenfalls enthalten, irgend welche Ratschläge für die Erleichterung seiner Durchführung zu erteilen. Ich zweifle jedoch nicht, daß es gute Politik ist, die Schafzucht in jedem Staate zu heben. Infolge einer kleinen Unterstützung der Regierung haben die Farmer in Connecticut in den letzten zwei Jahren ihren Bestand um tausend Stück vermehrt. Wenn eine größere Menge Wolle erzeugt und die vielen müßigen Hände für ihre Verarbeitung verwendet werden könnten, so würde vielleicht eine größere industrielle Tätigkeit, eine bedeutendere Verminderung der Ausgaben in den einzelnen Familien und eine allgemeine öffentliche Zufriedenheit die Folge sein. Die Frage ist nur,

wann die Politik durchgeführt werden soll. An der Nützlichkeit der Politik selbst, d. h. die Heimindustrie durch entsprechende legislative Maßregeln zu schützen und zu ermutigen, ist nicht zu zweifeln."

In seiner ersten Rede an den Kongreß befürwortete er Maßnahmen zur Förderung der Industrien, nachdem er die Vorlage bereits unterzeichnet hatte, in der die Ermutigung deutlich ausgesprochen wurde. Als Antwort auf eine Eingabe schrieb er zu derselben Zeit: „Nach meiner Ansicht wird die Förderung der Heimindustrien eine der ersten Errungenschaften sein, die von einer energischen Regierung zu erwarten sind." Im Jahre 1791 befragte er Hamilton, ob es angebracht sei, dem Kongreß nahezulegen, daß er Prämien für die Pflanzung von Baumwolle und Hanf ausschreibe; er selbst hege Zweifel an der Befugnis der gemeinsamen Regierung und wegen der öffentlichen Meinung über diese Verausgabung öffentlicher Gelder. Im folgenden Jahre wurde Hamiltons Bericht über die Industrien der Öffentlichkeit übergeben, wodurch die Haltung der Regierung unserer Nationalökonomie gegenüber definitiv ausgesprochen wurde.

Die Gesetzgebung hielt sich, wenn auch nicht systematisch, in den Grenzen der von der Regierung angedeuteten Maßnahmen. Das genügte Washington nicht. In seiner Rede an den Kongreß von 7. Dezember 1796 erklärte er: „Der Kongreß hat öfters, und nicht erfolglos, sich mit der Ermutigung der Industrien befaßt. Die Sache ist von zu großer Wichtigkeit, um nicht eine Fortsetzung dieser Bestrebungen zu befürworten, soweit es angebracht erscheint." Er führte dann weiter aus, obwohl die Industrien auf öffentliche Rechnung gewöhnlich ungeeignet seien, sollten sie dennoch eingeführt werden, um im Falle eines Krieges die nötigen Vorräte zu ermöglichen.

Das war seine letzte Rede vor dem Kongreß, und seine Schlußworte in dieser Sache drückten eine Anerkennung für die Bereitwilligkeit aus, mit der der Kongreß die in seiner ersten Rede geäußerten Vorschläge befolgt hatte. Seine Meinung und seine Äußerungen stimmten in dieser Angelegenheit überein. Washington hat niemals Finanzpolitik oder Nationalökonomie studiert wie Hamilton, auch lebte er vor der Zeit der Manchester-Schule und ihrer neuen Lehre, durch besondere Regierungs-Methoden die Erde in ein Paradies zu verwandeln. Aber Washington war ein wahrhaft großer Mann, ein Staatengründer, der Kriege ausgefochten und Regierungen geschaffen hatte. Er wußte, daß man Nationen auferziehen und groß und mächtig gestalten kann, und daß es nicht möglich ist, die Zivilisation durch ein laissez aller und laissez faire vorwärts zu bringen, sondern nur durch ein geduldiges stetiges Ringen. Er hatte gefochten und gesiegt, gekämpft und war besiegt worden, aber aus allem war er siegreich hervorgangen und hatte im Krieg wie im Frieden bedeutende Erfolge erzielt. Er hatte dies nicht durch Untätigkeit und Gleichgültigkeit erreicht, sondern durch seinen gesunden Verstand und starken Willen, sowie durch Organisation und Zwang. Er hatte sich vorgenommen, eine Nation zu schaffen. Er hatte sein Vaterland genau studiert und begriffen und mit klaren weitsehenden Augen in die Zukunft des Volkes geblickt.

Weder Studium, noch Fürsorge waren vergeblich gewesen, und beides hatte ihn gelehrt, daß politische Unabhängigkeit nur ein Teil des Werkes sei und daß Nationalgefühl, unabhängiges Denken und industrielle Unabhängigkeit ebenfalls erreicht werden müßten. Die ersten beiden konnten erst mit der Zeit kommen. Die letztere konnte eine verständige Gesetzgebung zu Wege bringen. Daher befürwortete er gesetzliche Schutzzölle für die amerikanische In-

dustrie und Fabrikation, setzte dafür seinen ganzen Einfluß ein und unterstützte die von seinem Minister angeregte Schutzzollpolitik.

Wie ich schon mitgeteilt habe, verdienen zwei mit dem Schatzamt verknüpfte Angelegenheiten eine größere Beachtung, als eine allgemeine Behandlung ergeben würde. Die eine, die ich soeben beschrieben habe, die Politik des Berichtes über die Industrien, brachte es, wie wir gesehen haben, zu keinem klaren und unmittelbaren Resultate. Die andere endete mit einer scharfen und bestimmten Entscheidung, die sowohl damals als auch in der Folge nicht ohne starke Wirkung auf die Regierung der Vereinigten Staaten blieb. Als Hamilton „die Quelle der nationalen Hilfsmittel fand", floß der Strom der Einkünfte, die er von Anfang an gesucht hatte, aus den Ergebnissen der Importzölle; denn diese waren nach seiner Ansicht nicht nur die ersten, sondern auch die besten. Er würde sie gern als die einzigen angesehen haben, aber der Stand der Dinge trieb ihn vorwärts. Die Übernahme der Staatsschulden, die ein Teil des Vermächtnisses der Revolution waren, sowie die andauernden und zuerst steigenden Ausgaben für die unabwendbaren Indianerkriege machten neue Einkünfte zur dringenden Notwendigkeit. Er verlegte sich daher auf die Besteuerung der Spirituosen, um die nötigen Gelder zu beschaffen.

Washington billigte die Übernahme. Es war eine ehrenhafte Maßnahme; sie mußte den öffentlichen Kredit erhöhen, und sie war in ihrem Charakter und Ergebnissen vor allen Dingen durch und durch national. Auch billigte er die Bewilligungen für die Indianerkriege, denn eine nachdrückliche Bekämpfung der Wilden gehörte zu der Politik, die er hinsichtlich der Indianer zu befolgen gedachte. Natürlich mußte es soweit kommen, daß er vor einer Erhöhung der Steuern nicht

zurückschreckte, die dadurch nötig gemacht wurde. Daß er das Geld aus einer Besteuerung der Spirituosen zu verschaffen suchte, schien ihm unter den bestehenden Umständen, was es auch wirklich war, in jeder Beziehung richtig und angebracht.

Allerdings scheinen sich Washington und Hamilton niemals der Unbeliebtheit dieser Steuer bewußt geworden zu sein. Die Grenzer, die in der Nähe der Alleghanie-Berge in Pennsylvanien, in Virginien und in Nord-Karolina lebten und Whiskey brannten, waren vielleicht mit Johnsons Wörterbuch nicht sehr vertraut, aber sie würden bereitwilligst seine Erklärung über eine Akzise angenommen haben. Für sie war es nur eine „verhaßte Steuer", weiter nichts. In der Tat war sie im ganzen Lande unbeliebt, denn sie rief unangenehme Erinnerungen wach und erregte Feindseligkeiten und Vorurteile. Als daher die erste Spirituosensteuer in Kraft trat, war sie das Zeichen für einen allgemeinen Sturm der Entrüstung der Gegner, und besonders in der Gegend der Alleghanie-Berge war, wie man nicht anders erwarten konnte, der Widerstand sehr erbittert. Die Regierungen der einzelnen Staaten faßten Resolutionen; es wurden öffentliche Versammlungen abgehalten und neue Beschlüsse gefaßt, während in den unzivilisierten Gegenden Drohungen ausgestoßen wurden. Alle diese Unzuträglichkeiten und Drohungen ereigneten sich 1791 bei der Annahme der ersten Vorlage. Die Regierung beabsichtigte jedoch nicht, einen unerwünschten Streit heraufzubeschwören und milderte und änderte das Gesetz im folgenden Jahre, die Steuer wurde ermäßigt und die anstößigen Paragraphen ganz ausgemerzt. Das Ergebnis war eine allgemeine Beruhigung in der Mehrzahl der Staaten und erneuter Widerstand in den westlichen Bezirken von Pennsylvanien und Nord-Karolina. In dem ersteren Staat

wurde in einer Versammlung das Gesetz abfällig beurteilt, das Volk aufgefordert, die Beamten zu boykottieren und ein heftiger Widerstand angeraten. Wenn das Volk, das durch das Gesetz betroffen wurde, sich überlegt hätte, wer die Leute waren, die so agitierten, so würde es sich viele Leiden und Erniedrigung erspart haben. Der Präsident und sein Finanzminister gehörten nicht zu den Leuten, die sich durch Widerstand oder hitzige Reden einschüchtern ließen. Aber erboste Grenzer, die von Demagogen aufgewiegelt werden, geben sich nicht langen Überlegungen hin, sondern wollen ihren eigenen Weg gehen.

Washington wußte von Anfang an, was er zu tun hatte. Er war bereit, sich zu jeder angebrachten Konzession herbeizulassen; als das jedoch geschehen war, wollte er seinen Willen haben, der gleichbedeutend mit Gesetzlichkeit, Ordnung und guter Regierung war. Im August 1792 schrieb er an Hamilton: „Sollte sich nach dem Inkrafttreten dieser Verordnungen noch weiter Widerstand gegen die Erhebung der Steuer bemerkbar machen und die Wahrung des Friedens unmöglich erscheinen, so erfordern das öffentliche Interesse und meine Pflicht, die betreffenden Gesetze gewaltsam durchzusetzen. Wie unangenehm uns dies auch immer sein mag, es muß geschehen."

Inzwischen dauerten die Unruhen fort, und die Beamten wurden bei der Ausübung ihrer Pflicht beleidigt und behindert. Washingtons nächster Brief (7. September) zeigt seinen gerechten Zorn. Er haßte Unruhen und Aufruhr stets; aber es erbitterte ihn, daß das Volk, für dessen Schutz der Krieg mit den Indianern geführt und die Akzisesteuer ins Leben gerufen war, sich jetzt so benehmen konnte. Er billigte es, daß Hamilton einen Beamten entsandte, um die Unruhen zu untersuchen und sagte: „Wenn trotz allem der Widerstand gegen die Gesetze anhält, erkläre ich ganz

offen, daß ich, wenn das so weiter geht, keinen Anstand nehmen werde, den Gesetzen in entsprechender, wenn auch vorsichtiger Weise, den nötigen Respekt zu verschaffen, um einem so verwegenen und unverantwortlichen aufrührerischen Geist einen Riegel vorzuschieben. Es ist meine Pflicht, dafür zu sorgen, daß die Gesetze befolgt werden. Zu erlauben, daß sie ungestraft mit Füßen getreten werden, hieße mit ihnen im Widerspruch stehen. Auch kann die Regierung der Verachtung gegenüber, mit der die Gesetze behandelt werden, nicht lange den stummen Zuschauer spielen. Die Hoffnung, daß die Bewohner jener Gegend aus ihrem Wahnsinn und ihrer Tollheit, in die sie verfallen sind, erwachen würden, scheint nur eine Vermehrung der Unruhen zur Folge gehabt zu haben."

Wenige Wochen später veröffentlichte er einen Erlaß, in dem er amtlich und öffentlich kund gab, was er bereits privatim geäußert hatte. Er warnte das Volk, das sich den Gesetzen widersetzte, daß diese gewaltsam durchgeführt werden würden, und ermahnte sie, vernünftig zu werden. Die Proklamation verfehlte im Süden ihre Wirkung nicht, und die Opposition ließ in Nord-Karolina nach. Nicht jedoch in Pennsylvanien. Dort waren die schottisch-irischen Grenzer, die in den westlichen Bezirken lebten, entschlossen, ihren Willen durchzusetzen. Tapfere, selbstbewußte, heißblütige und unruhige Leute, wollten sie die Sache bis zum Äußersten durchfechten. Sie hatten bereits früher die Regierung der Quäker und der Deutschen in Pennsylvanien über den Haufen gerannt und glaubten ohne Zweifel, dasselbe mit der neuen Regierung der Vereinigten Staaten tun zu können. Sie hatten sich jedoch in dem Manne getäuscht, der an der Spitze der Regierung stand. Das war eben ihr großer Irrtum, und ähnliche Fehler sind schon öfters gemacht worden. Z. B. beging der Pariser Mob dieselbe Dummheit am 13. Vendémiaire, als

Bonaparte durch seine Kartätschenkugeln die Entscheidung herbeiführte. Der Irrtum unserer schottisch-irischen Grenzer ist durch ihre früheren Erfahrungen sowie durch den Gang der Ereignisse zu entschuldigen, wodurch damals alle Leute ähnlich wie in Frankreich erregt wurden, was die Entstehung gewisser demokratischer Vereinigungen zur Folge hatte, die jeden Widerstand gegen die Gesetze bejubelten, auch wenn es sich nur um Whiskey handelte.

Auch waren die Pennsylvanier vielleicht durch das maßvolle und langsame Vorgehen unserer Regierung ermutigt. Ruhe folgte auf die Proklamation von 1792. Dann begann man, die Schwierigkeiten durch Zivilprozesse und persönliche Unterhandlungen beilegen zu wollen, aber alles war vergeblich. Innerhalb zweier Jahre hatten die Unruhen eine so große Ausdehnung angenommen, daß in den aufrührerischen Distrikten Anarchie herrschte. Die Post wurde angehalten und ausgeraubt, und es gab Gewalt, Blutvergießen, Aufruhr, Angriffe auf Beamte der Vereinigten Staaten und Versammlungen, die die Dinge noch schlimmer gestalteten.

Washington hatte sich unterdessen abwartend verhalten, hatte beobachtet und auf den entsprechenden Zeitpunkt gewartet. Nach seiner Ansicht war dieser nun gekommen; denn jetzt mußte er, wenn überhaupt jemals, die öffentliche Meinung auf seiner Seite haben, und er fühlte, daß die Stunde gekommen sei, wo er alles auf eine Karte setzen und sich davon überzeugen müsse, daß sein Einfluß noch der maßgebende sei. Am 7. August erließ er eine zweite Proklamation, in der er auf die begangenen Schandtaten Bezug nahm, auf seine Befugnis hinwies, die Miliz zu mobilisieren und die Absicht kund gab, letzteres sofort zu tun, wenn auf der Stelle nicht eine bedingungslose Unterwerfung erfolgen würde. Drei Tage später schrieb er an einen Freund: „Offene Revolte gegen

die Gesetze der Vereinigten Staaten ist ausgebrochen." In dem wichtigsten Punkt fühlte er sich jedoch sicher. Er war überzeugt, daß er die öffentliche Meinung, die von Bedeutung war, auf seiner Seite hatte, und daß das Volk bereit sei, zu der Regierung zu halten. Die schnelle und bedingungslose Unterwerfung erfolgte nicht; er erließ also am 25. September eine dritte Proklamation, in der er noch einmal die Tatsachen wiederholte und die Mobilisierung der Milizen von New Jersey, Pennsylvanien, Maryland und Virginien anordnete.

Washington hatte richtig geurteilt. Die Staaten kamen seinem Rufe nach, und die Zahl der Truppen erreichte die Höhe von fünfzehntausend Mann, weil er es gewohnt war, die Dinge gleich fest anzupacken, und weil er eine große Truppenmacht zur Verfügung haben wollte. Der Gouverneur von Virginien, Lee, wurde mit dem Oberbefehl über die vereinigten Truppen betraut. „Ich stimme mit Ihnen vollkommen überein, daß die Sache, die wir vorhaben, wirkungsvoll durchgeführt werden muß, und daß der herausfordernde und aufrührerische Geist, der unsere Gesetze zu stürzen und die Verfassung zu zerstören droht, zur Vernunft gebracht werden muß." So schrieb er an Morgan, während die Kommissare der Insurgenten höflich aufgenommen wurden und man ihnen mitteilte, daß den Truppen keine Gegenorder mehr erteilt werden könne. Washington würde gern selbst als Oberbefehlshaber ins Feld gezogen sein, aber er war sich klar, daß er nicht so lange den Sitz der Regierung verlassen konnte. Er begleitete die Truppen bis Bedford, wo er sich von ihnen verabschiedete. Als er den Rückweg antrat, sandte er Lee einen Brief, der dem Heer verlesen werden ollte. In dem Schreiben hieß es: „Kein Bürger der Vereinigten Staaten kann je zu einem für sein Land wichtigeren Dienst berufen worden sein. Er schließt nichts Geringeres

in sich, als die segensreichen Errungenschaften der Revolution zu befestigen und zu erhalten, die uns unter großen Opfern an Blut und Geld zu einer freien und unabhängigen Nation gemacht haben." So ermahnt, machte sich die Armee, bei der Hamilton in seiner charakteristischen Art bis zum Schluß verblieb, auf den Weg. Sie löste ihre Aufgabe gründlich. Die Insurrektion wurde niedergeworfen, und mit dem Widerstande war es plötzlich vorbei. Trotz ihrer Kampfeslust kamen die schottisch-irischen Grenzer zu spät zur Einsicht, daß sie es mit einer anderen Macht zu tun hatten, wie die in ihrem eigenen Staate. Die Rädelsführer des Aufstandes wurden verhaftet und durch Zivilgerichte abgeurteilt, die Unruhen hörten auf, die Gesetze erhielten wieder die Oberhand, und die „verhaßte Steuer" wurde anstandslos erlegt.

Der „Whiskeyrevolte" ist in der Geschichte der Vereinigten Staaten niemals die ihr zukommende Bedeutung beigemessen worden. Ihr Verlauf ist bis ins kleinste Detail erzählt worden, aber ihre Details sind unwichtig. Tatsächlich verdient sie jedoch eine große Beachtung, und diese ist zu oft übersehen worden. Das darf allerdings nicht sehr verwundern, denn alles hat sich verbunden, um sie heute nach einem Jahrhundert sowohl geringschätzig als auch trivial erscheinen zu lassen. Schon ihr Name strömt Lächerlichkeit und Verachtung aus, und sie fiel so schnell in sich selbst zusammen, daß das Volk darüber lachte und sie verhöhnte. Ihre Führer waren, mit Ausnahme Gallatins, unbedeutende und schwatzhafte Persönlichkeiten und ihre Motive weder edel, romantisch, noch begeisternd. Immerhin war es eine gefährliche und wichtige Angelegenheit, denn sie bedeutete die erste direkte Herausforderung der neuen Regierung. Schloß sie doch auch zum ersten Male die gewichtigen Fragen in sich, die an jedes Volk, das als eine Nation leben will,

gestellt werden: Habt ihr ein Recht zu leben? Habt ihr eine Regierung, die fähig ist zu kämpfen und auszuhalten? Habt ihr Truppen bereit, um den Kampf aufzunehmen? Diese Fragen wurden von rauhen Grenzern gestellt und aufgeworfen um einer durch keine Gesetze gestörten Herstellung von Whiskey willen. Aber sie waren gestellt worden, sie mußten daher auch beantwortet werden, und von der Antwort hing das Schicksal der Regierung ab. Versagte sie, so war alles verloren. Wenn die Vereinigten Staaten diese erste Forderung nicht erfüllten und nicht imstande waren, Unordnung und Unruhen innerhalb eines ihrer Gebiete zu bekämpfen, so war der Versuch, eine feste Regierung zu bilden, fehlgeschlagen. Wie es in solchen Fällen immer ist, so lag es einem Manne ob, die Antwort zu erteilen. Dieser nahm jedoch die Herausforderung an. Aber er schlug nicht zu früh los. Er wartete mit untrüglicher Sicherheit, wie Lincoln es mit der Freiheitsproklamation getan hat, so lange, bis er durch seine Entschlossenheit und Mäßigung die öffentliche Meinung für sich gewonnen hatte. Dann aber schlug er los und traf so gut, daß der ganze Aufruhr zusammenbrach, und zwar so schnell, daß die große Menge dazu lachte und der ganzen Geschichte keine Bedeutung beimaß. Das Vorgehen der Regierung rechtfertigte die Existenz der Vereinigten Staaten; denn sie hatten sich fähig gezeigt, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Dem amerikanischen Volke war gezeigt worden, daß ihre Regierung eine Wirklichkeit von Kraft und Macht war. Wäre die Sache schlecht ausgegangen, so würde sich die Geschichte der Vereinigten Staaten nicht wesentlich von der der Konföderation unterschieden haben. Aber es wurde kein Fehler begangen, das Volk hielt die ganze Sache nur für einen unbedeutenden Zwischenfall, und die Historiker behandeln sie als eine Episode. Dem starken und schweigsamen Mann, der das Werk vollbracht und fast

fünf Jahre lang gewartet hatte, konnte kein größerer Tribut gezollt werden. Er erfüllte seine Pflicht so gut und so vollkommen, daß sie heute nach nichts aussieht, und doch war die Niederwerfung jenes Aufstandes in den westlichen Bezirken von Pennsylvanien einer der Wendepunkte in dem Leben der Nation.

---

4. Kapitel.

Die auswärtigen Beziehungen.

In der amerikanischen Politik spielen unsere Beziehungen zu den fremden Mächten heute nur eine unbedeutende Rolle und erregen kein sonderliches Interesse. Wir kümmern uns so wenig um die Angelegenheiten anderer Nationen, daß es nicht leicht ist, sich die Wichtigkeit zu vergegenwärtigen, die sie bei der Gründung der Republik gehabt haben. Damals waren wir eine junge Nation, und unsere Stellung anderen Nationen gegenüber war noch völlig unbestimmt. Daher hegten die Amerikaner den lebhaften Wunsch, eine Basis für diese Stellung zu finden, weil das Unbekannte immer interessant erscheint. Außerdem war Europa noch unser Nachbar; denn England, Frankreich und Spanien lagerten an unseren Grenzen und besaßen wichtige territoriale Interessen in dem nördlichen Teile der neuen Welt. Fünfzehn Jahre lang hatten wir gemeinsame Kolonien gebildet und unsere gesamte Politik, ausgenommen unsere internsten Angelegenheiten, war die von Europa gewesen. Wurden wir doch im achtzehnten Jahrhundert aktiv in jede europäische Verwicklung gezogen, in jeden europäischen Krieg, in dem England die Hand im Spiele hatte. So kam es, daß sich das amerikanische Volk mit Europa eins fühlte und sich der europäischen Politik anpaßte. Ein Gedankengang, der für

die Kolonisten nur etwas Selbstverständliches und Sympathisches hatte. Als der Vertrag von Paris unterzeichnet wurde, hörten wir auf, Kolonisten zu sein. Verträge können wohl Grenzen festsetzen und Nationen auseinanderbringen, aber ein Federstrich wird niemals die Sitten und Gewohnheiten eines Volkes ändern.

Das freie und unabhängige Volk der Vereinigten Staaten war, worauf schon öfters hingewiesen wurde, immer noch von kolonialen Ideen und Vorurteilen beherrscht, als es unter der neuen Verfassung sich selbst zu regieren begann. Ohne Zweifel kam es uns zum Bewußtsein, daß die neue Ära unser Ansehen im Auslande ganz erheblich erhöhen würde. So stellte man sich damals wahrscheinlich im Volke unsere auswärtigen Beziehungen vor. Wie diese in Wirklichkeit eigentlich unterhalten werden sollten, darüber war man sich jedoch noch nicht klar. Jeder handelte nach seinem eigenen Ermessen, nach seinen Vorurteilen, Meinungen und Interessen.

Nur auf einen Gedanken war das amerikanische Volk noch nicht gekommen: daß es sich überhaupt von der alten Welt emanzipieren mußte und mit fremden Mächten nur Handelsbeziehungen unterhalten sollte. Es dachte nicht daran, einen Weg einzuschlagen, der die europäischen Mächte kurzerhand vom amerikanischen Boden vertreiben und ihrer Verbindung mit dem nordamerikanischen Kontinent ein Ende machen würde.

Heute erscheint uns diese Politik so naheliegend, daß wir kaum verstehen können, wie sich unsere Vorfahren diesen Weg entgehen lassen konnten. Im Jahre 1789 dachte jedoch niemand daran, höchstens einige weitblickende Denker, die sich tiefer mit der Zukunft der jungen Nation beschäftigten. Sonst war dieser Gedanke so neu, daß er, als er tatsächlich angeregt wurde, wie ein Blitz aus heiterem Himmel ein-

schlug. Die Idee war so großzügig, so national und so durch und durch amerikanisch, daß sie die noch in den Banden der Kolonialzeit liegende Bevölkerung einfach nicht fassen konnte. Nur ein Mann sah scharf und klar und hielt den Gedanken weder für unausführbar noch für spekulativ: Washington. Für ihn bedeutete diese Politik nur die Verwirklichung einer im geheimen schon längst gehegten Idee.

Ehe er zum Präsidenten erwählt worden war, hatte er an Sir Edward Newenham geschrieben: „Ich hoffe, daß die Vereinigten Staaten von Amerika einen Weg aus dem Labyrinth der europäischen Politik und Kriege finden werden, daß sie es über kurz oder lang zu einem geordneten Regierungswesen bringen werden, das den fremden Nationen Achtung einflößt und die maritimen Mächte, insbesondere die, die in der neuen Welt oder Westindien Besitzungen ihr eigen nennen, davon abhält, uns zu beleidigen oder mit Verachtung zu begegnen. Wir müssen unsere Politik so einrichten, daß wir mit Europa verkehren können, ohne in seine Kriege verwickelt zu werden. Auch wird uns nicht die stolzeste und gebildetste Nation der Welt davon abhalten können, ein großes, angesehenes und kommerzielles Volk zu werden, wenn wir in Einigkeit zusammenhalten und uns selbst treu bleiben."

Diese einfache Erklärung beweist, daß Washington das Heil des amerikanischen Volkes nur in einem vollständigen Bruch mit den politischen Angelegenheiten anderer Völker sah. Mit diesen Gedanken bestieg er den Präsidentenstuhl, und von neuem legte er sie seinen Landsleuten ans Herz, als er sich später ins Privatleben zurückzog.

Natürlich würde die Durchführung der vollständigen Emanzipation von der europäischen Politik auch unter den günstigsten Verhältnissen Zeit, Geschick und Geduld erfordert haben. Aber das Schicksal wollte es, daß die neue Regierung gerade am Abend der französischen Revolution geboren werden

sollte. Mit elementarer Gewalt wurden die Vereinigten Staaten in den furchtbaren Sturm gezogen und in der Mitte des blutigen Pandämoniums, in dem für jahrhundertlang erlittene Unbill die Rechnungen eingereicht und quittiert wurden, legte Washington den Grundstein zu seiner auswärtigen Politik. Es war keine leichte Aufgabe, und die Art und Weise, wie die Sache durchgeführt wurde, verdient eine eingehende und ernste Betrachtung. Als Washington die Präsidentschaft übernahm, war seine erste Tat, dem Gesandten von Frankreich zu verstehen zu geben, daß die Regierung der Vereinigten Staaten mit der ihnen gebührenden Höflichkeit und Achtung behandelt werden müßte. Zweitens durchzog er die gesamte Korrespondenz mit dem Auslande, die sich beim Staatsdepartement vorfand, einer genauen Durchsicht; so gründlich, daß er, wie erzählt wird, sich mit einem Bleistift Notizen und Auszüge machte.

Aber die Arbeit machte sich bezahlt; denn Washington lernte nicht nur die betreffenden Verhältnisse kennen, sondern kam auch bald zu der Überzeugung, daß die Vereinigten Staaten übers Ohr gehauen worden waren. Er erkannte, daß England sich die Nichteinhaltung der Vertragsbestimmungen von Seiten der Vereinigten Staaten zu nutze gemacht hatte und entgegen der Vereinbarung immer noch Befestigungen an der nordwestlichen und westlichen Grenze unterhielt. Diese waren um so gefahrvoller, als sie den Indianeraufständen fortgesetzt neue Nahrung boten und kriegerische Verwicklungen mit den Wilden und mit Großbritannien androhten. Noch weiter im Westen hatte sich Spanien am Mississippi festgesetzt und die Schiffahrt geschlossen. Auch waren die Spanier bemüht, Zwistigkeiten zwischen den westlichen Ansiedlern und der Union herbeizuführen. Zwar lag hier keine unmittelbare Gefahr vor; aber man mußte ununterbrochen auf der Hut sein, weil der Mississippi niemals unserer Macht

entzogen werden durfte. Der mächtige Fluß und die Gebiete, die er durchströmt, bildeten wichtige Faktoren in dem Reich, von dem Washington bereits träumte.

Sein Plan ging dahin, die Ansiedler hinter den Alleghanie-Bergen durch den Bau von Straßen und Kanälen sowie durch Handelsverkehr mit den alten Staaten in Verbindung zu halten und den wetterharten Pionieren nahezulegen, den Fluß und seine Täler sich selbst und der Nation zu erhalten. Um dies zu erreichen, war uns Zeit und ein wachsames Auge auf Spanien nötig.

Dann waren noch die westindischen Inseln, mit denen die Kolonien schon seit langem in Handelsverbindungen standen, und die besonders für Neu-England einen guten Profit abwarfen. Dieser Handel wurde jetzt durch England behindert und wurde später noch mehr brach gelegt, was zu großen Unzuträglichkeiten und Streitereien führte.

Unsere transatlantischen Beziehungen mit den afrikanischen Raubstaaten, Algier usw., ähnelten dem Verkehr zwischen Briganten und deren Opfern. Wir beabsichtigten, mit ihnen Verträge abzuschließen, in Wirklichkeit entrichteten wir jedoch nur Tribute. Also ganz das frühere Piratensystem. Mit Holland, Schweden und Preußen hatten wir Handelsverträge abgeschlossen, und die Holländer schickten sogar einen Gesandten nach den Vereinigten Staaten. Nur mit Frankreich, das unser Bundesgenosse gewesen war, standen wir in engerer Verbindung. Wir waren mit den Franzosen nicht nur ein Bündnis und einen Handelsvertrag eingegangen, sondern auch einen Konsularvertrag, den wir damals gerade einer Revision unterzogen. Der Mehrzahl der fremden Mächte waren wir jedoch immer noch eine unbekannte Welt, ein Nichts!

Das einzige Volk, das uns näher kannte, waren die Engländer, mit denen wir Krieg geführt und von denen

wir uns getrennt hatten, die Franzosen, die uns bei der Erlangung unserer Unabhängigkeit behülflich gewesen waren, und die Holländer, von denen wir Geld geliehen hatten. Aber auch diese drei Nationen waren trotz ihrer persönlichen, gewinnbringenden Interessen an der neuen Republik nicht zu überzeugen, daß dem wilden amerikanischen Kontinent eine Zukunft blühen würde.

Washington hielt es für das Beste, für die junge, eben erst entstehende und gänzlich unbeachtete Nation einen ehrenvollen Frieden zu erlangen, um der Republik eine gesunde Basis zu geben und ihr Ansehen in den Augen der Welt zu erhöhen. Da er England für den gefährlichsten Friedensstörer hielt, so begann er hier seine auswärtige Politik. Die Rückkehr John Adams' hatte uns in London ohne diplomatischen Vertreter gelassen und England besaß keinen Gesandten in den Vereinigten Staaten. Washington beauftragte daher den Gouverneur Morris, der sich in Privatgeschäften nach Europa begab, unoffiziell in London die gegenseitige Entsendung von Gesandten anzuregen, ferner wegen der endgültigen Friedensbedingungen zu sondieren und einen Handelsvertrag in Vorschlag zu bringen. Morris' Mission bezweckte Erkundigungen. Sie war jedoch ehrlichen und offenen Gefühlen entsprungen und zeugte von einer weitgehenden und klugen öffentlichen Politik. „Nach meiner Meinung ist es sehr wichtig" schrieb Washington an Morris, „daß wir in unserer Politik mit Großbritannien keine Fehler begehen. Dies kann nur durch eine genaue Kenntnis der englischen Absichten und Pläne erreicht werden."

Und die Antwort auf diese ehrlichen und vernünftigen Vorschläge? Betreffs des ersten Punktes kam man uns sehr bereitwillig entgegen. Was jedoch die Friedensbedingungen und den Handelsvertrag betraf, so kam es zu keiner Einigung. Morris, ein temperamentvoller und kluger Mensch, fühlte sich

beleidigt durch die Gleichgültigkeit und nur schlecht verhehlte Herablassung, mit der man ihm und seinen Wünschen entgegentrat. Damals legten die Engländer tatsächlich den Grundstein zu der Entfremdung zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten, die dann über ein Jahrhundert bestand. Eine derartige Politik war natürlich weder vornehm noch weise, politisch sogar eine große Dummheit. Washington ließ sich jedoch durch die schlechte Laune und die Engherzigkeit der englischen Minister nicht beirren. Nach seiner Art bestand er auf dem, was er für recht und für sein Land für gut hielt. In entsprechender Zeit kam erst die diplomatische Vertretung zustande und später, während des Höhepunktes von Schwierigkeiten, an die er nicht im entferntesten geglaubt hatte, setzte er einen die bestehenden Unzuträglichkeiten beseitigenden Vertrag durch.

Mit einem Wort, er wahrte den Frieden, der lange genug dauerte, um den Vereinigten Staaten die nötige Aktionsfreiheit zu geben, die sie beim Beginn ihrer Entwicklung brauchten.

Unseren auswärtigen Beziehungen sollte jedoch von einer anderen Seite große Gefahr drohen; von einer Seite, von der man es am wenigsten erwartet hätte. Die Regierungszeit der Vereinigten Staaten und die französische Revolution begannen fast zu derselben Stunde, und es muß als eins der kuriosesten Geschichtsereignisse betrachtet werden, daß die Nation, die Amerika in seinem Freiheitskampfe die kräftigste Unterstützung gewährte, die errungenen amerikanischen Erfolge durch den Kampf um die eigene Freiheit in die größte Gefahr brachte. Als die Revolution in Frankreich ausbrach, wurden die betreffenden Nachrichten in Amerika mit allgemeinem Jubel aufgenommen, mit ehrlicher und herzlicher Sympathie. Jeder Amerikaner glaubte, daß auch Frankreich nun die Wohltaten einer freien Regierung zu

Teil werden würden, mit denen Amerika schon bekannt war. Für uns war es klar, daß unser glorreiches Beispiel einen Umschwung aller bestehenden Verhältnisse zur Folge haben mußte und den Monarchien und dem Despotismus den Todesstoß versetzen würde. Man erwartete für alle Nationen eine politische Wiedergeburt, eine Ära des Friedens und der allgemeinen Verbrüderung.

Es war eine nur zu natürliche und leicht begreifliche Illusion. Geschichte, in unserem Sinne, war damals noch unbekannt und man begriff auch nicht, daß die Stärke und der Charakter einer Revolution durch die Dauer und Härte der Tyrannei und der Mißwirtschaft bestimmt werden, die ihr voraufgegangen sind und sie hervorgerufen haben. Das Gute, das die französische Revolution im Gefolge haben mußte, sollte erst viele Jahre nach dem Tode derer, die sie miterlebt hatten, zur Geltung kommen. Aber damals wurde der Erfolg sofort erwartet und in einer ganz anderen Art, als er nach und nach sich schließlich wirklich zeigte. Außerdem kam es den Amerikanern nicht zum Bewußtsein, daß die wohl organisierte Freiheit der englisch sprechenden Rasse den Franzosen etwas Unbekanntes und Unverständliches war.

Es gab allerdings einige Amerikaner, die sich nicht einen Augenblick täuschen ließen, nicht einmal durch ihre Hoffnungen. Hamilton, der, wie Talleyrand erklärte, „Europa erriet," und Gouverneur Morris, der die Situation an Ort und Stelle mit scharfen und objektiven Blicken verfolgte, erkannten bald die Wahrheit, der sich dann auch andere mehr oder weniger schnell nicht verschließen konnten. Washington jedoch, den niemals der Ruhm des „Erratens" gelockt hat, und der niemals den Ozean gekreuzt hat, erkannte die ganze Sache viel früher und schaute hoffnungsvoller in die Zukunft als irgend ein anderer. Washington war die verkörperte

Loyalität und ein äußerst dankbarer Mensch; aber er sah die Welt mit klaren Augen an und beobachtete im Stillen, während andere schliefen und träumten. Wir brauchen nur seine Briefe zur Hand zu nehmen.

Im Oktober 1789, also in der ersten Zeit der Hoffnung und der Sympathie mit der Revolution, schrieb er an Morris: „Die französische Revolution ist etwas so Herrliches, daß man sie geistig kaum erfassen kann. Endet sie, wie unsere letzten Nachrichten vom 1. August prophezeien, so wird Frankreich die mächtigste und glücklichste Nation in Europa werden. Ich fürchte jedoch, obwohl die Revolution im ersten Stadium triumphiert hat, wird der endgültige Ausgang noch große Schwierigkeiten bereiten. Mit einem Wort, die Revolution ist eine zu erhabene Tat, um in so kurzer Zeit und mit so wenig Blut erkauft werden zu können . . . . Es ist nicht leicht, in dieser Frage den Propheten zu spielen. Das Schiff kann an bisher noch nicht sichtbaren Klippen zerschellen. Sollte dies der Fall sein, so dürfte ein schärferer Despotismus als früher die Folge sein".

Sieben Jahre später schrieb Washington an Pickering über Frankreich: „Meine Haltung im privaten und öffentlichen Leben in der französischen Revolutionsangelegenheit ist von Anfang an dieselbe gewesen und in wenigen Worten auszudrücken: ich habe der Revolution immer sympathisch gegenübergestanden; ich bin immer der festen Meinung gewesen, daß keine Nation ein Recht hat, sich in die internen Angelegenheiten anderer Mächte zu mischen; daß jeder Nation freisteht, das ihr zusagende Regierungssystem anzunehmen; und wenn dieses Land in Übereinstimmung mit seinen Verpflichtungen eine starke Neutralität bewahren und den Frieden aufrecht erhalten konnte, so war es dazu schon aus Gründen der Politik und der Vernunft sowie jeder anderen Rücksicht gezwungen, wenn wir unsere damalige Lage in

Betracht zogen. Waren wir doch damals schon stark verschuldet uud in einem Stadium der Rekonvaleszenz aus der Zeit unserer eigenen Kämpfe."

So vorbereitet, verhielt Washington sich abwartend, um endlich zu sehen, wie seine vorsichtigen Voraussetzungen in Erfüllung gingen und die Revolution bald diesen, bald jenen Weg ging. Er sah auch, wie die Flammen die Nachbarstaaten ergriffen, und überall die öffentliche Meinung gewechselt und gespalten wurde. Unter diesen Umständen konnte es nach seiner Ansicht nur eine Frage der Zeit sein, wann auch die Nation, an deren Spitze er stand, mitgerissen würde. Historiker und Biographen jener Periode stimmen überein, daß sich die auswärtige Politik unserer ersten Regierung erst mit den damaligen Verwicklungen zu befassen begann, als auch wir in diese hineingezogen wurden. Das ist jedoch unrichtig; denn die Basis unserer Politik war, wie aus den Briefen an Newenham zu ersehen ist, bereits festgelegt, und ihre Verwertung mußte früher oder später eintreten.

Obwohl Washington sich plötzlich einer großen Gefahr gegenübersah, hegte er keine Befürchtungen; denn diese Gefahr bestärkte ihn nur in dem Entschluß, die einmal beabsichtigte Politik durchzuführen. Im Juli 1791 schrieb er an Morris: „Hoffentlich werden wir unsere eigenen Interessen und unser Glück niemals so weit aus den Augen verlieren, daß wir unnötigerweise in diese politischen Streitfragen verwickelt werden. Unsere geographische Lage gestattet es uns, die Neutralität zu bewahren, die wir vielleicht unter anderen Umständen nicht einhalten könnten."

Er stützte seine Ansicht noch weiter auf eine kurze und bündige Beweisführung über den Vorteil und die Notwendigkeit dieser Politik, die seine Erfahrenheit in dieser Frage bewies und das Ergebnis eines langen und sorgfältigen Studiums war.

Er mußte seine ganze Festigkeit und all seine Erfahrung ins Treffen führen, weil die Lage sehr bedenklich wurde. Mit jedem Schiff, das neue Nachrichten aus Europa brachte, wurde der Enthusiasmus über die Vorgänge in Paris schwächer. Die Weisen, Klugen und Konservativen, die zuerst nur langsam zu zweifeln begannen, verloren auf einmal jede Sympathie für Frankreich. Zwar bekannten sie sich noch nicht offen zu Feinden der Revolution, weil es zum guten Tone gehörte, Frankreichs Freund zu sein und die Gelegenheit für nicht angebracht galt, sich dagegen zu erklären; als aber die Exzesse sich verdoppelten, das Blut in Strömen floß, die Religion in den Schmutz gezogen wurde und die Pfeiler der Gesellschaft zusammenbrachen, war es mit dem Schweigen vorbei. Streitereien verdrängten die frühere Harmonie, und nur zu bald kam infolge der französischen Vorgänge eine erbitterte Meinungsverschiedenheit zum Vorschein. Trotzdem mußte die Regierung gegenüber unserem früheren Bundesgenossen eine freundliche und vorsichtige Haltung einnehmen, um nicht die Stabilität der Union und die Würde des Landes zu gefährden und den Franzosen Gelegenheit zu geben, der Regierung Undankbarkeit und Gleichgültigkeit gegen die Menschenrechte vorzuwerfen. Daß bald die Zeit für ein energisches Handeln kommen würde, war Washington klar. Als dann der entscheidende Augenblick eintrat, konnte das Risiko eines Bruches in der Parteipolitik über eine Frage der auswärtigen Politik nicht mehr umgangen werden.

Immerhin versuchte man, die innere Erbitterung über diese Sachen zu unterdrücken und zurückzuhalten, und war darauf bedacht, nichts zu unternehmen, was das Land zu einer Unvorsichtigkeit oder einem Wechsel in der Politik verleiten konnte, ehe die Krisis nicht wirklich kam. Es wird gewöhnlich angenommen, das die Trennung der Politik der Vereinigten Staaten von der Politik der fremden Mächte

mit der Neutralitäts-Proklamation zusammenfällt. Wie wir jedoch gesehen haben, war Washington sich schon bei der Annahme der Präsidentenwürde über diesen Punkt im klaren. Diese Politik war bereits lange vor dem Ausbruche des Krieges zwischen Frankreich und England, wo sie dann in Aktion trat, in ihren Grundzügen festgelegt und in der Praxis befolgt worden.

In allem, was Washington öffentlich und privatim sprach oder schrieb, befleißigte er sich Frankreich gegenüber eines so freundliches Tones, daß niemand daran Anstoß nehmen konnte. Zugleich drückte er sich auch so vorsichtig aus, daß das Land keine Verpflichtungen übernahm, die es später in Ungelegenheiten bringen konnten.

Die Haltung der Gesamtregierung sowie ihre dementsprechenden Schritte harmonierten vollständig mit den Ausführungen des Präsidenten. Denn Washington war, um es noch einmal zu wiederholen, sein eigener Herr. Eine Tatsache, die die Biographen der fähigen Leute in Washingtons Umgebung immer übersehen haben. In diesem Falle war er nicht nur der Führer, sondern die Arbeit entsprang auch seiner eigenen Initiative. Einige Auszüge aus seinen Briefen sollen die Vollständigkeit seiner Politik und die Festigkeit beweisen, mit der er sie im Notfalle verteidigte.

Im Juli 1791 sandte er Lafayette einen Brief voller Sympathie, der aber eine verkappte Warnung enthielt. Bezugnehmend auf einen Punkt, der die beiden Nationen zu entzweien drohte, schrieb Washington: „Die Verordnungen der Nationalversammlung über unsern Tabak und unser Öl scheinen unserem Volk nicht sehr zu behagen; ich glaube jedoch nicht, daß wir überstürzte Maßregeln dagegen ergreifen werden. Haben wir doch niemals an der Freundschaft der Franzosen für uns gezweifelt und sind fest davon überzeugt, daß, wenn die Nationalversammlung in

einer Zeit, in der sie mit wichtigen Arbeiten überhäuft gewesen sein muß, und nicht lange überlegen konnte, uns wirklich einige Gegenmaßregeln auferlegt hat, die Abgeordneten bei ruhigerer Überlegung andere Bestimmungen treffen und Recht Recht sein lassen werden."

Frankreichs unfreundliches Vorgehen war hervorgehoben, damit Lafayette begreifen sollte, daß man keine demütige Unterwerfung beabsichtigte. Es wurde aber auch kein Vorwurf zum Ausdruck gebracht. Dieselbe Vorsicht wurde auch in anderer Richtung beobachtet.

Washington wußte, daß die französischen Unruhen früher oder später einen Konflikt mit England heraufbeschwören würden. Da Frankreich der ehemalige Bundesgenosse der Vereinigten Staaten war, mußte das Mutterland diese mit besonders argwöhnischen Augen betrachten. Washington war daher auch in dieser Richtung auf der Hut. Wenn es anging, mußte England zu verstehen gegeben werden, daß die amerikanische Politik sich unbedingt nur in den Grenzen der Interessen und der Würde der Vereinigten Staaten und in dem Bemühen, der europäischen Politik fernzubleiben, halten würde.

Im Juni 1792 schrieb Washington an Morris: „Eine Angelegenheit darf ich nicht mit Stillschweigen übergehen, damit Sie nicht etwa glauben, daß Herr D. bevollmächtigt war, das Gerücht zu verbreiten, die Vereinigten Staaten hätten Großbritannien ersucht, einen Frieden zwischen ihnen und den Indianern zu vermitteln. Sie können versichert sein, sehr geehrter Herr, daß dieses Ansinnen niemals gestellt wurde, ja, sogar überhaupt nicht in Betracht gezogen worden ist und, um ganz offen zu reden, auch niemals gestellt werden wird, und im Fall des Anerbietens von den Vereinigten Staaten umgehend zurückgewiesen werden würde. Ich hege die Hoffnung, daß die Vereinigten Staaten niemals in die Lage kommen

werden, diese oder irgend eine andere Macht um Intervention zur Herstellung des Friedens im eigenen Lande zu ersuchen".

Auch dieses Schreiben offenbart die präzise und bündige Politik, daß die Vereinigten Staaten keine Kolonie, sondern eine unabhängige Nation seien. Und so weit es in der Macht des Präsidenten stand, sollte das allen Leuten plausibel gemacht werden, gleichviel, ob es ihnen paßte oder nicht. Weder in den Vereinigten Staaten, noch anderswo konnte man diese Politik begreifen, aber Washington hatte sich vorgenommen, nach besten Kräften darauf zu bestehen, daß sie verstanden und anerkannt wurde.

Unterdessen machte die Pariser Erregung ungeheure Fortschritte. Sie verbreitete sich mit Windeseile und zerstörte und bedrohte seit Jahrhunderten bestehende Institutionen. Wie bei jedem großen Brande, wenn er nicht mehr aufgehalten werden kann, gingen neben vielem Plunder auch wertvolle Dinge zu Grunde. Viele Personen waren an den Werten interessiert, denen jetzt Zerstörung drohte, andere an den Mißständen. Es lag auf der Hand, daß ein langwieriger Krieg nicht ausbleiben konnte.

Im März 1793 schrieb Washington: „Die letzten Nachrichten aus Europa bestätigen uns den bevorstehenden Ausbruch eines allgemeinen Krieges auf jenem Boden. Um der Menschheit willen hoffe ich, daß dieses nicht der Fall sein wird. Sollte ich mich jedoch getäuscht haben, so erwarte ich, daß wir klug genug sind, um alles abzuwenden, was auch uns in die Geschichte verwickeln könnte."

Washington war kaum mit dem Schreiben fertig, als schon der prophezeite Krieg, der Krieg zwischen Frankreich und England, ausbrach. Washington erhielt die betreffenden Nachrichten in Mount Vernon und in dem Brief an Jefferson, in dem er seine sofortige Abreise nach Philadel-

phia ankündigte, hieß es: „Da der Krieg zwischen Frankreich und Großbritannien tatsächlich begonnen hat, so ist es die Pflicht unserer Regierung, alles zu tun, die Amerikaner abzuhalten, uns mit einer der beiden Mächte in Konflikt zu bringen. Sie müssen sich also einer strikten Neutralität befleißigen. Ich ersuche Sie daher, sich diese Angelegenheit reiflich zu überlegen, damit sofort die nötigen Schritte zur Wahrung der Neutralität getan werden können."

Diese Instruktionen wurden am 12. April erteilt. Am 18. war Washington in Philadelphia, wo er seinem Kabinett mehrere Fragen unterbreitete, die am folgenden Tage beantwortet werden sollten. Nach längeren Debatten wurde einstimmig der Antrag angenommen, eine Neutralitäts-Proklamation zu erlassen, den neuen französischen Gesandten zu empfangen und den Kongreß nicht zu einer Extra-Session einzuberufen. Die noch nicht gelösten Fragen sollten der weiteren Beratung überlassen bleiben.

Die Historiker erklären, daß Hamilton die Fragen skizziert habe. Randolphs Biograph dagegen behauptet in einer lehrreichen und flotten Abhandlung über die Beziehungen des Staatssekretärs zum Generalanwalt, daß Randolph die Proklamation entworfen habe. Man sieht also den Anteil, den die Ratgeber des Präsidenten an diesen wichtigen Fragen nahmen, obwohl die Hauptgedanken von ihm selbst ausgegangen waren. Im geeigneten Augenblick wurde dann die lange vorbereitete und reiflich überlegte Politik zur Ausführung gebracht. Die Welt erfuhr, daß eine neue Macht entstanden war, die sich von Europa ganz fernhalten wollte, die auch kein Interesse an den Angelegenheiten der anderen Mächte oder Schicksalen der Dynastien besaß, sondern einzig und allein auf das Wohl ihrer Bevölkerung sowie auf die Eroberung und Erschließung eines Kontinentes bedacht war. Die Politik, die aus der Proklamation

sprach, war durch und durch amerikanisch und warf die koloniale Traditon mit einem Schlage über den Haufen. In der unter den gebildeten Leuten damals herrschenden Erregung wurde der Sinn der Politik nur wenig beachtet und sogar in Amerika selbst nicht verstanden. Aber nichtsdestoweniger erfüllte sie ihren Zweck. Es dauerte fünfundzwanzig Jahre, bis die Amerikaner sich mit dieser Politik vertraut gemacht hatten, dann aber erhielt die „Neutralitäts-Proklamation" erst ihre richtige Weihe und Ausgestaltung durch den jüngeren Adams in Gestalt der Monroe-Doktrin. Der Gedanke dieser damals entstandenen Politik zeugte von einer weitsichtigen und amerikanischen Staatskunst, der Hauptanteil gebührte jedoch dem Präsidenten selbst.

Doch damit nicht genug. Die Zollbeamten wurden angewiesen, auf Gesetzesübertretungen ganz besonders zu achten, und man begann, die in der Proklamation enthaltenen Prinzipien energisch durchzuführen. Aber die Theorie der Neutralität sollte nur gar zu bald auf ihren praktischen Wert geprüft werden. Der Amtsantritt des neuen französischen Gesandten fiel gerade mit der Verbreitung der Proklamation zusammen — mit der präzisen und fremd klingenden Bekanntmachung, daß die Bürger Amerikaner und keine Kolonisten seien und sich dementsprechend zu verhalten hätten.

In der Tat schien sich alles verschworen zu haben, um der neuen Politik den Weg recht dornig und rauh zu gestalten. Auch hielt in der damaligen Erregung ein großer Teil der Bevölkerung unsere Haltung gegen den früheren Bundesgenossen für Parteipolitik. Und um die Situation noch mehr zu verwickeln, bemühten sich Frankreich und England, wie auf Verabredung, in jeder Weise unsere Neutralität unmöglich zu machen und uns mit Gewalt in einen Krieg zu treiben.

Hätte der neue Gesandte, Genet, den Auftrag gehabt, Streitigkeiten herbeizuführen, so hätte Frankreich keinen besseren Mann für diesen Zweck finden können. Ihn, der gedankenlos und eitel, ohne große Fähigkeiten, aber unangebracht übereifrig war, hatten die Wogen der Revolution nach Amerika verschlagen, wo sich ihm hinreichend Gelegenheit bot, Unfrieden zu stiften. Dies machte er sich auch gleich zu Nutze. Sofort nach seiner Landung machte er sich daran, in Charleston Kaperschiffe auszurüsten. Dann wandte er sich nordwärts, und die große Begeisterung, mit der er überall aufgenommen wurde, machte ihn übermütig und verleitete ihn zu einigen hochtrabenden und schlecht angebrachten Reden. Als er Philadelphia erreichte, und noch ehe er sein Beglaubigungsschreiben überreicht hatte, entfielen auf sein Konto schon eine ganze Anzahl Neutralitätsverletzungen. Auch hatte er bereits so viel Unfrieden gesäet, um unserer Regierung auf Monate hinaus Verlegenheiten zu bereiten.

Washington hatte am 6. Mai an Gouverneur Lee geschrieben: „Als mir die Kriegserklärung bekannt wurde, war es mir sofort klar, daß ich die kriegführenden Mächte über unsere Haltung in dieser Sache aufklären und alles daran setzen mußte, so weit es im Machtbereich einer Proklamation stand, unsere Bürger von einer Anteilnahme an diesem Kampfe abzuhalten . . . . Die französischen Angelegenheiten scheinen mir total verfahren zu sein; das ist jedoch weniger auf die Kosten der auswärtigen Feinde zu setzen, — denn in dem Kampfe um die Freiheit sollte dieser Umstand einen patriotischen Soldaten nur zur hellen Begeisterung anspornen, — als die Schuld der Leute, in deren Händen die Regierung liegt, die sich jedoch gegenseitig bekämpfen und daher die ärgsten Feinde des Vaterlandes sind."

Washington sah den Augenblick kommen, in dem er seine politischen Absichten, die für die Vereinigten Staaten so be-

deutungsvoll waren, offenbaren mußte. Er beurteilte auch die Zustände in Paris richtig und war sich über die wahrscheinlichen Tendenzen und unmittelbaren Erfolge der französischen Revolution im klaren. Es lag auf der Hand, daß die große soziale Umwälzung Männer von Genie und Kraft geboren und mit dem Durst nach Blut und Macht erfüllt hatte. Aber weniger war vorauszusehen, — aber ebenso natürlich — daß die Revolution auch Männer ohne Genie und Kraft in die Höhe bringen würde, Leute, die so gefährlich und wild waren, wie die Guten gut. Sicherlich hätte niemand in der Person des Gesandten einer so großen Nation einen so gedankenlosen Friedensstörer wie Genet erwartet.

Frankreich gegenüber verhielt sich Washington in jeder Beziehung sehr vorsichtig, und seine Freundlichkeit trat besonders deutlich zu Tage, weil er sich verpflichtet fühlte, auf der Hut zu sein. Er übertrug diese Gefühle sogar auf persönliche Angelegenheiten und übersah so weit wie möglich die „émigrés", die in Amerika einzutreffen begannen. Männer wie der Vicomte de Noailles wurden zu dem Staatsdepartement verwiesen, und für Washington wurde in vielen Fällen die Wahrung seiner Haltung ziemlich schwierig, weil unter den Verbannten sich häufig Männer befanden, die mit uns während unserer Kämpfe gefochten oder sympathisiert hatten. Und nun kam der neue Gesandte der Republik, eine Persönlichkeit ohne Fähigkeiten und Lebensart. Ehe er überhaupt empfangen wurde oder am Sitz der Regierung eingetroffen war, ja ehe die Papiere seines Vorgängers in seine Hände übergegangen waren, hatte er sich in einer Weise benommen, die etwa dem römischen Gouverneur einer eroberten Provinz zugekommen wäre. Er hatte die französischen Konsuln instruiert, als Admiralitätsrichter zu fungieren, hatte Kaperschiffe ausgerüstet, amerikanische Bürger ange-

worben und ihnen Offizierspatente verliehen, hatte ruhig zugesehen, wie die Schiffe einer Nation, mit der die Vereinigten Staaten in Frieden lebten, in amerikanischen Gewässern gekapert und durch französische Konsuln auf amerikanischem Boden abgeurteilt wurden. Drei Wochen vor dem Empfang Genets durch Jefferson erhielt dieser ein Communiqué vom britischen Gesandten, das eine gerechte Beschwerde über die unter dem Deckmantel der amerikanischen Flagge an England begangenen Ungerechtigkeiten enthielt. Und während unsere Regierung diesen „angenehmen“ Zwischenfall einer Beratung unterzog, fuhr Genet vergnügt gen Norden, wo er der Held des Tages war und ihm eine ununterbrochene Kette von Ovationen und Lobhudeleien zuteil wurde. In Philadelphia empfing ihn fast die gesamte Bürgerschaft, zusammenberufen durch den Donner der Geschütze desselben Kaperschiffes, das unsere Neutralität verletzt hatte, und angeführt von biederen Provinzlern, die es für besonders angebracht hielten, sich „Bürger“ Smith oder „Bürger“ Brown zu nennen, weil diese Torheit gerade in Frankreich Mode war. Ein ganzer Tag verlief mit der Entgegennahme von Adressen, worauf Genet dem Präsidenten vorgestellt wurde.

Es herrschten damals bewegte Zeiten, aber ein schärferer Kontrast konnte nicht gedacht werden, und niemals haben sich wohl zwei so grundverschiedene Vertreter zweier großer Nationen gegenüber gestanden. Ein Philosoph könnte vielleicht in der Verschiedenheit der beiden einen Grund für den Unterschied in dem Charakter und den Resultaten der Revolutionen entdecken, die sich in den beiden Ländern fast zur selben Zeit ereigneten. Überdies mußte Washington das Betragen des Franzosen ebenso unangenehm empfinden wie seine Persönlichkeit. Denn dieser befleißigte sich eines Benehmens, das von seiten Washingtons einen

der Ausbrüche des Zornes und der Verachtung herbeizuführen drohte, der schon so manchem, der es an Benehmen und Verantwortlichkeitsgefühl hatte fehlen lassen, peinlich gewesen war. Washington, durch und durch Präsident, ließ sich natürlich nichts merken, aber immerhin verdient die Ruhe, die er während der ganzen Unterredung mit Genet bewahrte, für einen Mann von seinem Temperament die größte Bewunderung. Während der ersten Unterredung mag sein Verhalten kühler als sonst und seine würdevolle Zurückhaltung etwas markanter gewesen sein, aber er ließ keine verletzenden Gefühle durchblicken. Trotzdem wirkte seine Haltung auf Genet wie ein eiskaltes Sturzbad auf die warme Atmosphäre der Volksbegeisterung und die überschwenglichen Ergebenheitsadressen. Er entfernte sich verstimmt und beklagte sich, daß er an den Wänden in dem Zimmer des Präsidenten Bilder der Capets gesehen habe.

Obwohl Washington äußerlich ruhig und höflich erschien, war er doch wachsam und auf alle Eventualitäten vorbereitet. Dazu hatte er auch Grund, denn Genet ließ es nicht nur bei seinen öffentlichen aufreizenden Reden bewenden, sondern überflutete das Staatsdepartement mit Eingaben. So verlangte er Geld, machte in schwülstigem Stil die Öffnung der französischen Häfen bekannt und gab seine Bereitwilligkeit zu erkennen, einen neuen Vertrag abzuschließen. Zu guter Letzt beantwortete er die Beschwerden des britischen Gesandten. Seine Argumente waren jammervoll, aber Jefferson legte ihnen im Gegensatz zum Präsidenten Bedeutung bei. Unterdessen begann die Drachensaat, die Genet überall ausgestreut hatte, üppig emporzuschießen. Seine Kaperschiffe machten neue Beute, und erst nach vielen Verhandlungen ließ er sich herbei, ein Schiff fortzusenden. Auch wurden zwei von Genet angeworbene Amerikaner vor Gericht gestellt. Dieser erklärte die

Verurteilung für eine Tat, die er kaum seiner Feder anvertrauen könnte. Die amerikanische Regierung ließ sich jedoch nicht beirren, sondern traf weiter ihre Maßnahmen und befahl die Beschlagnahme der in den amerikanischen Häfen ausgerüsteten Kaperschiffe. Gouverneur Clinton machte den Anfang mit einem guten Fang im Hafen von New York, worauf Genet Note über Note sandte, eine immer schärfer und impertinenter als die andere. Die Antworten lauteten höflich, aber die Beschlagnahme der Prisen nahm ihren Fortgang.

Auch die Gegner waren jedoch nicht müßig geblieben. Die Franzosenschwärmer taten sich zusammen und griffen sogar den Präsidenten selbst an. Die öffentliche Meinung schien gegen die Regierung zu sein, aber in Wirklichkeit stand man auf ihrer Seite, obwohl dies weder Washington noch seinen Ministern zum Bewußtsein kam. Jefferson, der die auswärtige Politik zu leiten hatte, nahm eine unbestimmte und unschlüssige Haltung ein. Er schrieb die ihm unterbreiteten Briefe, die der Gewandtheit nicht entbehrten, schlug jedoch, wie man fürchten mußte, in den persönlichen Unterhaltungen mit Genet einen anderen Ton an. Randolph erging sich in Erörterungen und zögerte, während Hamilton, von Knox unterstützt, in Zorn geriet und für schärfere Maßnahmen eintrat. Von unserem heutigen Standpunkt aus gesehen, ging die damalige Politik jedoch einen ruhigen, festen und stetig vorwärts schreitenden Weg. Der französische Gesandte wurde in Schach gehalten, Kaperschiffe untersagt und die Beschwerden des englischen Gesandten beantwortet. Kurz und gut, man ließ allen volle Gerechtigkeit widerfahren und hielt eine strikte Neutralität aufrecht.

Es war eine harte und aufreibende Arbeit, vor allem für einen Mann von heißblütigem Temperament und kriegerischer Disposition. Aber Washington löste die Aufgabe

und begab sich dann gegen Ende Juni zur Erholung nach Mount Vernon.

Dann aber kam unerwartet die Katastrophe. An einem Julimorgen verbreitete sich in Philadelphia das Gerücht, daß die „Little Sarah“, eine Prise des französischen Kriegsschiffes, als Kaperschiff ausgerüstet würde. Die Reaktion zu Gunsten der Regierung war im Entstehen begriffen, und die über das französische Verhalten erbitterten Leute überbrachten die Nachricht sofort dem Gouverneur Mifflin und dem Staatssekretär. Beide Herren, die sich sehr für Frankreich und die Menschenrechte interessierten, gerieten in große Verlegenheit. Der Staatssekretär erklärte, daß die Brigg unter keinen Umständen vor der Ankunft des Präsidenten segeln dürfte. Trotzdem nahm die Ausrüstung ihren Fortgang, und nun begann der Gouverneur zu handeln. Der Staatssekretär für Pennsylvanien, Dollas, begab sich um Mitternacht zu Genet, um diesem Vorstellungen zu machen. Genet geriet in große Erregung und erklärte, das Schiff würde doch segeln. Der Gouverneur, empört über diese Anmaßung, ließ eine Kompagnie Miliz nach dem Dock marschieren und das Schiff besetzen. Jefferson begab sich aufgeregt am nächsten Morgen zu Genet, der sich jedoch offen weigerte, die Segelorder zu widerrufen. Er ließ jedoch durchblicken, daß das Schiff nicht vor Mittwoch abfahren könne. Obwohl diese Mitteilung absolut kein Versprechen enthielt, begnügte sich der Staatssekretär damit. Da er durchaus kein Narr war, so ließ er sich weder durch Ängstlichkeit noch durch ein unangebrachtes politisches Entgegenkommen für eine andere Nation verleiten, zum Nachteil der Würde seines Vaterlandes zu handeln. Jedenfalls zog er die Truppen zurück und die „Little Sarah“, die jetzt den Namen „Petit Democrat“ trug, segelte nach Chester. Hamilton und Knox, die beide weder furchtsam noch unamerikanisch waren, wollten

eine Batterie auf Mud Island auffahren und das Schiff zum Sinken bringen, wenn es versuchen sollte, die Insel zu passieren. Viele Sorgen und viel Blutvergießen wäre erspart worden, wenn die Batterien aufgefahren wären und das Schiff zum Sinken gebracht hätten. Denn es würde der Welt gezeigt haben, daß die Vereinigten Staaten, noch jung und schwach, nichtsdestoweniger bereit waren, als Nation zu kämpfen. Diese Tatsache mußten wir ja auch später durch einen dreijährigen Krieg beweisen.

Aber Jefferson weigerte sich, entscheidende Maßnahmen zu treffen, und während das Kabinett noch hin und herschwankte, kam Washington, der Mount Vernon in Eile verlassen hatte, nach Philadelphia. Er war voll gerechten Zornes über das, was bisher getan war. Jefferson, der ein böses Gewissen hatte, war wie immer bei solchen Krisen aufs Land gegangen. Washington schrieb ihm sofort einen Brief, der für den Entdecker diplomatischer Versprechungen, die in Wirklichkeit eine Weigerung bedeuteten, nicht sehr angenehm gewesen sein mußte. „Was“, fragte der Präsident, „soll in dem Falle der jetzt bei Chester liegenden „Little Sarah“ geschehen? Denkt der Vertreter der französischen Republik, daß er die Befehle unserer Regierung straflos umgehen und die Exekutive mit einem Appell an das Volk bedrohen kann? Was soll die Welt von einem solchen Verhalten, insbesondere von den Vereinigten Staaten denken, daß sie sich einem derartigen Vorgehen unterwerfen?“ Der Brief schloß mit dem Verlangen, sich sofort zu äußern.

Dem zartbesaiteten Staatssekretär, der die Angelegenheit niemals mit amerikanischen Augen angesehen hatte, mußte diese energische Sprache als eine allzu stramme, um nicht zu sagen grobe Behandlung der „großen Republik“ erscheinen; er begnügte sich mit der Antwort, der Gesandte hätte ihm versichert, das Schiff würde nicht eher segeln, als bis der

Präsident seine Entscheidung getroffen habe. Da es Genet jedoch gelungen war, das Schiff nach Chester zu bringen, so zog dieser jetzt, dadurch, daß er die Wahrheit sagte, andere Saiten auf. Er stellte in Abrede, versprochen zu haben, das Schiff nicht segeln zu lassen und gab Segelorder.

Das brachte den Becher von Washingtons Empörung fast zum Überschäumen, denn er hatte, was Jefferson in dieser Stuation ganz verloren zu haben scheint, das Nationalgefühl, und das war aufs tiefste verletzt. In Wahrheit erwies sich Jefferson bei jeder Gelegenheit als ein zu großer Franzosenfreund und Anhänger der menschlichen Freiheit in Paris, während Washington einzig und allein nur auf das Wohl der Vereinigten Staaten bedacht war.

Das Resultat war das Entkommen des Schiffes, das auf das Konto von Washingtons Abwesenheit zu setzen war, und in der Folge die Demütigung der Regierung. Es bedurfte einer starken Dosis Selbstbeherrschung, um Genet nicht auf der Stelle aus dem Lande zu weisen. Aber Washington wollte so lange wie möglich den Frieden wahren, obwohl es in seiner Absicht lag, Genet schnellstens, jedoch vorsichtig abzuschütteln. Er nahm sich vor, daß während seiner Abwesenheit derartige Übergriffe und Meinungsverschiedenheiten seiner Ratgeber sich nicht mehr ereignen sollten. Er zog noch nach wie vor sein Kabinett zu Rate, aber nahm die Leitung fester als früher in die Hand.

Am 25. Juli schrieb er Jefferson, an dessen Energie er in dieser kritischen Zeit zu zweifeln begann: „Da der vom 22. Juni datierte Brief des französischen Gesandten immer noch unbeantwortet geblieben ist, und das offizielle Verhalten dieses Herren in Bezug auf unsere Staatsangelegenheiten einer sehr ernsten Beratung bedarf, ... so wünsche ich, um die entsprechenden Schritte einleiten zu

können, daß sämtliche Briefe an den und von dem Gesandten zur Durchsicht für mich, als auch für die Spitzen der Departements und für den Generalanwalt, dem ich noch besondere Instruktionen erteilen werde, bereitliegen sollen." Washington sorgte auch für bessere Vorsichtsmaßregel von seiten der Zollbeamten, um ähnliche Neutralitäts-Mißachtungen zu verhindern, die der Regierung und den Gesetzen des Landes nur Hohn sprachen.

Die Beratungen des Kabinetts zeitigten bald gute Früchte, so daß bereits in den ersten Augusttagen Genets Abberufung beschlossen wurde. Über die Art und Weise der Abberufung herrschte einige Uneinigkeit, aber Jefferson gelang es schließlich, sie in die mildeste Form zu kleiden — sehr im Widerspruch mit dem Schatzsekretär und Kriegsminister, die energische Maßregeln wünschten und eine schärfere Sprache verlangten. Als das Dokument endlich aufgesetzt und vom Präsidenten und Kabinett genehmigt war, zeigte es immer noch einen so schroffen Ton, daß sich Genet beleidigt fühlte und seinem Freunde im Staatsdepartement bittere Vorwürfe machte. Dann entstand die Frage, ob man die betreffende Korrespondenz veröffentlichen sollte. Jefferson war auch hier für Milde, jedoch Washington setzte seinen Willen durch, so daß der Brief, in dem Genets Abberufung verlangt wurde, zur festgesetzten Zeit abging, und im folgenden Februar der Nachfolger eintraf. Aber Genet kehrte nicht nach Frankreich zurück, sondern zog es vor, in Amerika zu bleiben, um seinen Kopf zu retten, obwohl dieses Objekt keinen Schuß Pulver wert war. Er verheiratete sich und verlebte den Rest seiner Tage in stiller Abgeschiedenheit in Amerika. Seine Rolle war bald ausgespielt, und man muß sich heute wundern, daß dieser Mann überhaupt jemals ernst genommen worden ist.

Aber ehe man sich über Genets Abberufung geeinigt

hatte, ja, ehe er selbst davon erfuhr und lange, ehe sein Nachfolger eintraf, hatte er in den Vereinigten Staaten alles durcheinander gehetzt, auch war er mit jedem Tage anmaßender geworden. Die Ausrüstung von Kaperschiffen war unterdrückt worden, die Konsuln nahmen jedoch Rechte für sich in Anspruch, die keine sich selbst achtende Nation dulden durfte, und so widerrief Washington in einem besonders eklatanten Falle das Exequatur des Konsuls Dupleine in Boston. Die Folge war eine freche Note Genets, in der Washington beschuldigt wurde, seine Autorität übertreten zu haben, und worin ihm angedroht wurde, daß bei dem unabhängigen Staate Massachusetts Beschwerde eingelegt werden würde. Dann kam ein Aufruhr und der Mordanschlag auf einen Mann aus St. Domingo, der von den Refugiés angeklagt wurde. Ferner wurde behauptet, daß Genet gedroht habe, sich an das Volk zu wenden, falls der Präsident seinen Wünschen nicht willfahren würde. Sofort erschienen die schärfsten Dementis in der gesamten oppositionellen Presse; aber John Jay und Rufus King gaben in einem Rundschreiben bekannt, daß sie sich für die Wahrheit dieser Geschichte verbürgten. Entschuldigungen, die durch die vielen Angriffe auf die Unterzeichner des Rundschreibens noch mehr zur Geltung kommen mußten, traten nun an Stelle der Dementis.

Unglücklicherweise schenkten auch intelligente Leute den Versicherungen Jays und Kings mehr Glauben als den oppositionellen Zeitungen, so daß die Flut, die schon seit einiger Zeit eine andere Richtung genommen hatte, sich immer stärker gegen Frankreich wandte. Den Damm jedoch zum endgültigen Durchbruch zu bringen, blieb Genet selbst vorbehalten, der über das Jaysche Zirkular sehr erbost war und vom Präsidenten einen Widerruf der Beschuldigungen verlangte. In einer kühlen Note wurde Genet mitgeteilt,

daß der Präsident es unter seiner Würde erachte, ein Dementi zu veröffentlichen und der Gesandte sich mit seinem Ersuchen an das Staatsdepartement wenden möge. Diese Korrespondenz wurde der Öffentlichkeit übergeben, das Volk kam endlich zum Bewußtsein und fiel von Genet ab. Die Führer versuchten vergeblich, den Gesandten und sein Land als zwei verschiedene Begriffe hinzustellen, und Genet selbst, der vor Wut schäumte, verlangte, daß man Randolph Jay und King wegen verleumderischer Beleidigung verklagen solle. Außerdem erklärte er, daß Amerika nicht mehr frei sei; aber diese betrübende Mitteilung hatte nur geringen Erfolg. Washington blieb Sieger und hatte ohne Überstürzung, aber mit absoluter Sicherheit das Volk auf seine Seite gebracht und die Ehre und Würde der Nation gerettet.

Allerdings hatte der Sieg Washington eine nicht geringe Aufopferung und Selbstbeherrschung gekostet. Auf Schritt und Tritt hatte er so mit Ärger und Unannehmlichkeiten kämpfen müssen, daß er, ganz entgegen seiner Gewohnheit, sogar in einem Brief an Richard Henry Lee auf diese Unzuträglichkeiten hinwies. „Die Proben, die Sie von Genets Gefühlen und Haltung in den Zeitungen gelesen haben, bilden nur einen kleinen Teil des Aggregats. Sie können sich aber ungefähr vorstellen, wie groß die Geduld der Exekutive gewesen sein muß, um mit diesem Herrn verhandeln zu können. Wahrscheinlich wird die ganze Geschichte während der nächsten Session des Kongresses der Öffentlichkeit übergeben werden. Nur mit Rücksicht auf Frankreich ist dies bisher unterblieben. Das Beste, was man von diesem Agenten sagen kann, ist, daß er gänzlich unfähig für die ihm übertragene Mission war, wenn (ich hoffe jedoch nicht, daß dies der Fall ist), seine Mission nichts bezweckte, als uns in die Schrecken eines europäischen Krieges zu verwickeln was in scharfem Gegensatz zu den Erklärungen stehen würde."

Die Neutralitätsfrage hatte jedoch noch eine andere, viel schwierigere und unpopulärere Seite, die erst zur Geltung kam, als die schweren Konflikte mit Genet zu einem befriedigenden Abschluß gebracht worden waren. Genet hatte seine Machinationen nicht auf die Küste beschränkt, noch sich mit Banketten, Kaperschiffen, Aufruhren und herausfordernden Noten an die Regierung begnügt. Er hatte vielmehr auch Schiffe direkt ausgerüstet und Heere organisieren wollen. In dieser Absicht hatte er seine Agenten nach dem Süden und Westen entsandt, um Leute anzuwerben, die von Florida und New Orleans Besitz ergreifen sollten. Um sich heute einen Begriff von diesem Vorgehen eines ausländischen Gesandten machen zu können, müßte man schon an die Wahrheit der Erzählung „Tausend und eine Nacht" glauben können. Aber es beweist nicht nur die an Wahnsinn grenzende Unverfrorenheit Genets, sondern auch die Mißachtung, die uns damals von Europa entgegengebracht wurde. Noch trauriger ist der Umstand, daß die Europäer einen guten Grund für ihr Verhalten hatten.

Das unsinige Verhalten der Konföderation hatte Verachtung erzeugt, und wir mußten auch jetzt noch im Rückstand erscheinen, weil ein großer Teil der Bevölkerung das Verhalten des Gesandten, der sich mit solchen Sachen befaßte, nicht nur billigte, sondern sogar verteidigte. Das Schlimmste war, daß die französischen Agenten dort, wo sie mit ihrem Ansinnen hervortraten, bereitwilligst aufgenommen wurden. In Süd-Karolina, wo fünftausend Mann angeworben sein sollten, herrschte allerdings noch genügend Selbstachtung vor, um den Plan zum Scheitern zu bringen. Das Abgeordnetenhaus ließ mehrere Personen verhaften und ordnete auch eine Untersuchung an, die allerdings ein negatives Resultat ergab. Aber der moralische Effekt blieb nicht aus. Dagegen weigerten sich die Behörden in Kentucky zu inter-

venieren. Die dortige Bevölkerung zeigte sich bereit, nach New Orleans zu marschieren, und daß dies vereitelt wurde, war nur Genets fruchtlosen Versuchen zu verdanken, Geld aufzutreiben. Denn der Gouverneur weigerte sich, sich einzumischen, und die demokratische Gesellschaft von Lexington verlangte Krieg. Die Dinge gestalteten sich so ernst, daß die Kavallerie nach Kentucky entsandt wurde, und der Rest der Armee in Ohio überwinterte. Dem amerikanischen Volke mußte durch die Anwesenheit der Bundestruppen tatsächlich zu verstehen gegeben werden, daß es sich nicht von einem fremden Gesandten anwerben lassen durfte.

Nichts kann die kaum zu überwindenden Schwierigkeiten, mit denen Washington zu kämpfen hatte, schlagender offenbaren als diese Vorgänge. War es schon eine große Aufgabe, eine kluge und würdige Neutralität zu entfalten und sie vor der Welt zu vertreten, so mußte Washington sie auch dem eigenen Volke aufzwingen und es lehren, daß es den fremden Mächten gegenüber eine selbständige Politik zu vertreten habe. Und das zu einer Zeit, wo die Opposition noch so ultra-kolonial war, daß das Volk einfach nicht begriff, wie man, ob aus Freundschaft oder Haß, eine andere Politik verfolgen konnte als die der Ausländer. Er mußte dies sogar jenseits der Berge Leuten beibringen, denen das amerikanische Nationalgefühl so vollständig fremd war, daß sie ihrer Regierung zu jeder Zeit den Rücken gekehrt, ihre Zugehörigkeit abgestreift und sich unter das Banner irgend eines verrückten französischen Girondisten gestellt hätten. Ist es schon nicht leicht und angenehm, mit der gesamten Nation im Rücken, in einer Kriegszeit eine neue auswärtige Politik durchzuführen, so wächst die Sache ins Ungeheuerliche, wenn im eigenen Lande Meinungsverschiedenheiten herrschen. Aber die Arbeit mußte getan werden, und der Präsident führte sie aus. Er fertigte Genet ab, gewann die Ober-

hand über die öffentliche Meinung an der Küste und brachte es zu Wege, die Ordnung westlich der Berge aufrecht zu erhalten.

Auch wußte Washington, wie wir heute sehen können, daß die Haltung Kentuckys, obwohl falsch und unpatriotisch, immerhin entschuldbar war. Denn die verwegenen Pioniere, denen Amerika so viel verdankt, hatten berechtigte Klagen. Sie kannten die Gesetze der Nation nicht, und es kam ihnen nicht zum Bewußtsein, daß sie ein Vaterland und eine Nationalität besaßen. Aber es wohnte ihnen der Instinkt aller großen erobernden Rassen inne. Sie richteten ihr Augenmerk auf den Mississippi und fühlten, daß er ihnen gehörte und dem ungeheueren Reiche einverleibt werden mußte, das sie der Wildnis abgewinnen wollten. Sie sahen, daß der Riesenstrom sich in den Händen der Spanier befand und daß sie von den Spaniern, die sie haßten und verachteten, drangsaliert und schikaniert wurden. Für Leute ihres Schlages und ihrer Bildung schien es nur einen Weg der Lösung zu geben. Sie mußten die Spanier bekämpfen und sie aus dem Lande treiben. Ihre Ziele waren richtig, ihre Methoden falsch. Washington, der geborene Hinterwäldler, der so manches Abenteuer erlebt hatte, fühlte ehrliche Sympathie für diese Leute, weil er wußte, daß sie im Grunde genommen Recht hatten und ihre Pläne den seinigen entsprachen. Aber er war für eine Nation verantwortlich, der der Friede ein kostbares Gut war. Es wäre ein erhebendes Schauspiel gewesen, wenn die Kentuckier Hinterwäldler den Fluß hinunter gezogen wären und die Spanier vertrieben hätten, wie später ihre Nachkommen die Mexikaner aus Texas; es würde jedoch der Nation, die am Atlantischen Ozean im Entstehen begriffen war und von der Kentucky einen Teil bildete, sehr geschadet haben. Der Krieg mußte abgewendet werden, vor allem ein Krieg,

in dem Amerika nur die Rolle eines französischen Vasallen gespielt hätte. Washington beschloß also zu warten und er brachte auch die Kentuckier so weit, obgleich es nicht nach dem Geschmack dieses unternehmenden Volksschlages war.

Seine eigene Mississippi-Politik, die bereits erörtert wurde, schwankte keinen Augenblick. Er spekulierte auf den wichtigen Fluß, denn seine Expansionsgedanken stimmten mit denen der Pioniere überein und waren außerdem viel fester umrissen; aber sein Plan ging dahin, die atlantischen Staaten auszubauen und sie mit ihren vorhandenen Hilfsquellen mit den Ansiedlern jenseits der Berge zu verbinden. Das andere würde dann schon von selbst kommen, eine Ansicht, die sich in der Folge auch bewahrheitete. Ungefähr ein Jahr nach seinem Amtsantritt schrieb er an Lafayette: „Schrittweise uns erholend von den Nachwehen des Krieges, geduldig vorwärts schreitend in unsern Aufgaben, losgelöst von der unaufrichtigen europäischen Politik, kaum noch etwas anderes verlangend wie die freie Schiffahrt auf dem Mississippi, die wir haben müssen und auch erlangen werden, wenn wir eine Nation bleiben" usw.

Frist und Frieden, um die Nation entwickeln zu können, heißt die Losung überall. Aber Washington wußte, daß, wenn dem Frieden alles geopfert wurde, Krieg und Ruin nicht ausbleiben konnten. Der Friede sollte gewahrt werden, die ultima ratio blieb jedoch der Krieg, und er war bereit, gegen die Spanier und die Indianer zu Felde zu ziehen, wenn alle Stränge reißen würden. Washington wollte es jedoch nicht zum Äußersten kommen oder sich spanische Überhebung und Bedrückungen gefallen lassen. Wenn irgend möglich, sollte den Klagen der Pioniere des Westens durch Verträge abgeholfen werden. Ging das nicht, so sollte es zum Kampfe kommen.

Carmichael, der unter der Konföderation Gesandter in Madrid gewesen war, hatte seinen Posten auch unter der neuen Regierung behalten. Aber während die spanischen Intriguen, Kentucky zum Abfall zu bewegen, und die Einmischungen und Übergriffe der spanischen Beamten ihren Fortgang nahmen, kamen neuere Verhandlungen betreffs der Erledigung unserer Rechte auf die Mississippi-Schiffahrt zum Stillstand. Dieser Untätigkeit müde, ernannte Washington Ende 1791 unseren Gesandten in Holland, William Short und Carmichael zu Spezialkommissaren, um erneute und schnellere Verhandlung in der Mississippi-Angelegenheit in die Wege zu leiten. Zugleich entsandte er einen Vertrauensmann nach Florida, der mit dem Gouverneur einen Ausgleich betreffs der flüchtigen Sklaven treffen sollte — eine Frage, die damals die Plantagenbesitzer an der Grenze besonders interessierte. Die Bemühungen der Spezialkommissare verliefen erfolglos, und im Westen nahmen die Unruhen überhand, welche noch durch Genet genährt wurden, sodaß es beinahe zum Kriege und zum Abfall der westlichen Gebiete von der Union kam. Es mußten also unbedingt energischere Schritte unternommen werden.

Nachdem Genet abberufen worden war, sandte Washington im Jahre 1794 Thomas Pinckney, der mehrere Jahre Gesandter in London gewesen, zwecks Abschlusses eines Vertrages, als Spezialbevollmächtigten nach Madrid. Die Sache nahm zuerst einen sehr beschwerlichen und aussichtslosen Weg: Pinckney schrieb, daß er mit dem Herzog von Alcudia zwei Unterredungen gehabt hätte, die aber erfolglos geblieben seien. Wie er mitteilte, handelte es sich wiederum um die alte Politik der Verschleppung und um die Frage, warum wir auf Vorschläge nicht geantwortet hätten, die jedoch niemals gemacht worden waren. Sogar das Wenige, was Pinckney meldete, konnte nicht genau

fixiert werden, da einige Sentenzen chiffriert waren und dem Staatsdepartement der Schlüssel für die Entzifferung fehlte. Washington schrieb an den damaligen Staatssekretär Pickering: „Seit dem Tage der Ernennung von Mr. Carmichaels unter der neuen Regierung zum Gesandten in Madrid bis auf den heutigen Tag scheint ein Unstern über unseren Verhandlungen und Beziehungen mit Spanien gewaltet zu haben . . . Jedoch hat der spanische Hof bereits Proben seiner Gesinnung und seiner Politik abgelegt und eine seiner Würde nicht entsprechende und uns beleidigende Stellung eingenommen. Ich fürchte, daß der letzte Friedensvertrag mit Frankreich keine günstige Vorbedeutung für die Vereinigten Staaten ist." Washingtons Geduld war durch die Verzögerungen und geschickten Ausflüchte Spaniens auf eine harte Probe gestellt worden; aber er stand bereits dem Erfolge gegenüber, als er die Verhandlungen gänzlich scheitern zu sehen glaubte.

Er hatte in der Entsendung Thomas Pinckneys eine bessere Wahl getroffen, als er geahnt; denn dieser war in allen Schwierigkeiten Sieger geblieben und hatte mit Beharrlichkeit, Kühnheit und Geschick einen Vertrag erreicht, den er jetzt mit nach Hause brachte. Das bemerkenswerteste war, daß der Vertrag äußerst günstige Klauseln enthielt und alle unsere Forderungen bewilligte. Der Vertrag setzte die Grenzen Floridas fest und gewährte freie Schiffahrt auf dem Mississippi. Außerdem wurde uns das Recht zugestanden, in New Orleans einen Speicher zu errichten, ferner das Versprechen gegeben, die Indianer nicht zu behelligen, ein Handelsabkommen im Sinne des französischen Vertrages abgeschlossen und ein Schiedsgericht in Aussicht gestellt, das über die amerikanischen Forderungen entscheiden sollte. Diese Erfolge hatte Pinckney nicht als der Vertreter eines großen und mächtigen Staates, sondern als Abgesandter einer

fernen, unbekannten, verachteten, neuen Nation erzielt, die mit anderen Mächten im Streit lag. Unsere Geschichte weist nur wenige Errungenschaften auf, die diesen diplomatischen Erfolgen zur Seite gestellt werden können, denn sie waren glänzend durchgeführt worden und bedeuteten einen vollständigen Sieg. Trotzdem ist dieser Vorgang in der Geschichte fast gänzlich unbeachtet geblieben und sowohl dem Vertrag als auch seinem Urheber ist nicht die entsprechende Anerkennung zuteil geworden. Sogar der genaue und sorgfältige Hildreth führt das Datum und die Umstände von Pinckneys Ernennung nicht an, und auch die letzte ausführliche Geschichte der Vereinigten Staaten berührt die Sache überhaupt kaum und im Sachregister ist Pinckneys Name nicht einmal angegeben. Und doch war es eine der besten Leistungen unter Washingtons Leitung und gab seiner Politik in einem der schwierigsten und wesentlichsten Punkte den Abschluß. Es ist die höchste Zeit, daß dem tapferen Soldaten und geschickten Diplomaten, der die Verhandlungen führte und seinem Vaterlande einen so großen Dienst leistete, Gerechtigkeit widerfährt. Thomas Pinckney, der wirklich etwas geleistet hat, der ohne viele Worte ein außergewöhnliches Werk vollbrachte, ist der Vergessenheit anheimgefallen, während viele seiner Zeitgenossen, die nur einen großen Mund besaßen, mit fetten Buchstaben in der Geschichte verzeichnet stehen.

Es gab aber an unserer westlichen und nördlichen Grenze eine andere Nation, mit der noch schwerer auszukommen war als mit Spanien. Auch machte sie sich weniger ähnlicher Ausflüchte und Verzögerungen schuldig als Spanien, sondern trat arrogant und hochmütig auf. Als Washington Präsident wurde, wandte er seine Aufmerksamkeit zuerst England zu; denn er erblickte in dessen Kontrolle der westlichen Forts und in seinem Einfluß auf die Indianer die größte Gefahr für die

kontinentale Entwicklung unseres Volkes. Wie wir gesehen haben, hatten Morris' Bemühungen in England nur einen geringen Erfolg. Aber England hatte die Entsendung eines Gesandten versprochen, und tatsächlich traf George Hammond in dieser Eigenschaft ein und eröffnete eine lange und ziemlich fruchtlose Korrespondenz mit dem Staatssekretär über die verschiedenen Streitfragen zwischen den beiden Nationen. Der Briefwechsel nahm Monate lang einen friedlichen und monotonen Verlauf, plötzlich wurde er jedoch lebhafter und hitziger. Der Grund war die Ankunft Genets und mit dieser Zeit begannen die unzähligen Fehler, die sich Großbritannien bei seinen Unterhandlungen mit den Vereinigten Staaten zu Schulden kommen ließ.

Das Prinzip der Neutralitätserklärung konnte im Rahmen der weiteren Politik aufrecht erhalten werden, technisch war seine Verteidigung jedoch nicht so einfach. Unser Handelsvertrag mit Frankreich gestattete, daß seine Kaperschiffe und ihre Beute unsere Häfen anlaufen durften; hierin war nun, wie leicht ersichtlich und wie die Folge auch lehrte, die Basis für gefährliche Komplikationen gegeben. Ferner garantierten wir in unserem Bündnisvertrag Frankreich für seine Besitzungen in Westindien und hatten uns verpflichtet, es bei deren Verteidigung zu unterstützen; da Frankreich also wirklich mit einer großen Seemacht Krieg führte, war eine Neutralitätserklärung eine unmittelbare und augenfällige Begrenzung dieser Garantie. Hamilton führte aus, daß, obwohl Frankreich unzweifelhaft ein Recht hatte, seine Regierung zu wechseln, der Vertrag auf ganz andere Staatsangelegenheiten Bezug nähme und daher aufgehoben wäre. Er führte weiter aus, daß wir uns nicht für einen offensiven Krieg verpflichtet hätten, und daß dieser Krieg offensiv wäre. Jefferson und Randolph waren der Ansicht, daß die Verträge bindend seien und eingehalten werden müßten. Aber

beide stimmten der Proklamation der Neutralität zu. Es erscheint wohl ziemlich sicher, daß vom Standpunkte des allgemeinen gesetzlichen Prinzips aus Jefferson und Randolph im Rechte waren. Hamiltons Ausführungen waren scharfsinnig und fein gesponnen. Wenn er jedoch mit Bezugnahme auf den Charakter des Krieges unsere Garantien hinfällig zu machen suchte, war er kaum einer Antwort wert. Schon das allein hätte genügt; aber er ging noch weiter und bemühte sich, seine Ideen den bestehenden Verhältnissen anzupassen, so daß seine Behauptung schließlich unhaltbar wurde.

Tatsächlich nahm die französische Revolution einen so anormalen Verlauf und war so vielen Wandlungen unterworfen, daß es vom Standpunkt der praktischen Staatsmannskunst aus gänzlich nutzlos sein mußte, auch nur zu vermuten, frühere mit einer bestehenden Regierung abgeschlossene Verträge könnten auf das steuerlose Schiff angewendet werden, dem die Revolution glich. Immerhin blieb die allgemeine Doktrin betreffs der bindenden Kraft der Verträge die gleiche, und dieser Konflikt zwischen Tatsache und Prinzip legte Washington und Hamilton die größten Schwierigkeiten in den Weg. Letzterer trat diesem mit einem geschickten und klugen Argument entgegen, dem man aber nur schwer beipflichten konnte, und wich mit einem zweiten, noch begrenzteren, soweit jedoch der Charakter des Krieges in Betracht kam, verständlichen und genügenden Argument dem Konflikt aus. Jefferson und Randolph vertraten das allgemeine Prinzip; sie änderten jedoch, wie Männer, gewöhnlich tun, notgedrungen ihre Ansicht, während Frankreich bald alle technischen Schwierigkeiten durch die Aufhebung des Handelsvertrages beseitigte, eine Tat, die uns aller Verpflichtungen enthob und Hamiltons Verhalten rechtfertigte. Zuerst war dieses jedoch nicht bekannt, und irgend etwas mußte unternommen werden. Washington setzte

seinen Willen durch, und alle richteten sich nach ihm. Er hatte sich aber, um der Wahrheit die Ehre zu geben, bereits seine Meinung gebildet, ehe das Kabinett ihn mit technischen Argumenten unterstützte.

Alle diese Punkte müssen Hammond und dem britischen Ministerium klar gewesen sein. Sie verstanden nicht den Endzweck der Neutralitäts-Politik in ihrer nationalen Bedeutung und übersahen natürlicherweise, daß sie die Erhebung einer neuen mit Europa ganz außer Verbindung stehenden Macht bezeichnete, während sie nur die alte Welt in Betracht zogen. Immerhin konnten sie die unmittelbare Seite des Falles beurteilen. Sie sahen, daß Washington sich einer würdigen unparteiischen Politik befleißigte; sie konnten auch die technischen Schwierigkeiten richtig bewerten, die sich ihm entgegenstellten und auch erkennen, daß seine Politik anfangs in Amerika sehr unpopulär war. Die Erinnerungen an früher erlittene Unbill und an den Unabhängigkeitskrieg hafteten noch frisch in aller Gedächtnis, und der Haß gegen England erstreckte sich über die ganzen Vereinigten Staaten.

Andererseits machte sich infolge eines sehr lebhaften Gefühls von Dankbarkeit gegen Frankreich und von Sympathie für die Sache der Revolution überall eine große Vorliebe für dieses Land bemerkbar. Der leichteste und populärste Weg für unsere Regierung wäre gewesen, sich mehr oder weniger Frankreich anzupassen; die Weigerung, dies zu tun, war daher sehr kühn und machte der Regierung alle Ehre. Außerdem war es für England nur von Vorteil, daß sich die Vereinigten Staaten nicht mit dessen Feind verbanden; denn nächst England selbst waren die Amerikaner die größte seefahrende Nation der Welt und in der Lage, dem englischen Handel zu schaden und, mit der Unterstützung Frankreichs, seiner Herrrschaft in Westindien ein Ende zu bereiten. Wenn die Vereinigten Staaten den zur Zeit be-

stehenden natürlichen Vorurteilen gefolgt wären und die französische Sache zu der ihrigen gemacht hätten, würde es für England klug und angebracht gewesen sein, die Vereinigten Staaten anzugreifen und sie, wenn möglich, zu vernichten. Als die Vereinigten Staaten jedoch aus Nationalstolz und Aufrichtigkeit sich nicht in den Konflikt mischten und sich ihrem früheren Feinde gegenüber genau so verhielten wie gegen ihre Freunde und alten Bundesgenossen, wäre es vom britischen Ministerium eine große Dummheit gewesen, in der angedeuteten Weise zu handeln. Sie hätten Washington durch ein weitgehendes Entgegenkommen und eine freundschaftliche und versöhnende Politik in seinem Kampf gegen populäre Vorurteile und in seinen Neutralitäts-Bemühungen unterstützen, und, wenn möglich, für sich gewinnen sollen. Statt dessen schlugen sie unverständlicherweise gerade den beinahe entgegengesetzten Weg ein. Ein ähnliches Verhalten Englands hatte den Unabhängigkeitskrieg heraufbeschworen, der mit der Loslösung der Vereinigten Staaten endete. Jetzt bemühte es sich in derselben Weise, Washington die Wahrung der Neutralität so schwer wie möglich zu machen und goß so den Leuten, die auf der Seite Frankreichs standen, Wasser auf ihre Mühle. Die Befolgung des richtigen Weges hätte von Großbritannien keine Opfer gefordert. Entgegenkommen und Überlegung von seiner Seite und ein ehrliches Bemühen, sich aller Angriffe und Beleidigungen zu enthalten, hätten genügt. Aber England war uns nicht freundlich gesinnt, was auch ganz natürlich war, und wollte uns nicht gedeihen und wachsen sehen. Auch kannte es unsere Schwäche und wußte, daß wir uns in einen offenen Krieg nicht einlassen konnten.

Sobald es bekannt wurde, daß Genets Kaperschiffe, die in unseren Häfen bemannt worden waren, es auf den britischen Handel abgesehen hatten und daß das französische

Kriegsschiff „L'Ambuscade" in der Delaware-Bay das englische Schiff „The Grange" erbeutet hatte, reichte Hammond darüber sofort eine Beschwerde ein. Dazu war er selbstverständlich berechtigt. Die Regierung trat auch sofort ein und schickte sich an, ehrlich alles zu versuchen, diesen Neutralitätsbruch und das Großbritannien zugefügte Unrecht wieder gut zu machen.

Aber anstatt alles zu tun, was in seiner Macht stand, um sich selbst und unserer Regierung die Sache zu erleichtern, verfiel Hamilton in einen sehr aggressiven Ton, der unmöglich die Staatsmänner versöhnen konnte, mit denen er zu tun hatte. An und für sich war der Vorfall nur unbedeutend, aber unglücklicherweise ein Schatten der kommenden Ereignisse.

Am 6. November 1793 erließen die Briten eine zwar nicht sofort veröffentlichte Verordnung, der zufolge alle Schiffe mit Beschlag belegt werden sollten, die Erzeugnisse der französischen Inseln an Bord hatten oder mit Waren für die französischen Kolonien beladen waren. Die Verordnung bezweckte, dem neutralen Handel ein Ende zu bereiten, und richtete sich in erster Linie gegen den Handel der Vereinigten Staaten. Die Verordnung wurde in dem Augenblick erlassen, als uns Genet am unangenehmsten wurde, als wir im Begriffe waren, uns dieser Persönlichkeit zu entledigen und den Beweis einer ehrlichen und wirklichen Neutralität zu erbringen. Die Sache hätte nicht besser gemacht werden können, um uns von neuem in die Arme Frankreichs zu treiben; aber die Befolgung der Verordnung war noch schlimmer als sie selbst. Unsere Kaufleute und Händler hatten sich die Öffnung der französischen Häfen schnell zu Nutze gemacht und die französischen Inseln sozusagen überschwemmt. Jetzt aber wurden ohne vorhergehende Warnung ihre Schiffe von den Kreuzern einer

Nation mit Beschlag belegt, mit der wir angeblich in Frieden lebten. Jeder kleine Gouverneur einer englischen Insel amtierte als Admiralitätsrichter. Viele von ihnen waren bestechlich, alle ihrer Aufgabe nicht gewachsen, und unsere Schiffe wurden mit Beschlag belegt und geplündert. Die Mannschaft wurde gefangen genommen und oftmals in schmutzige und ungesunde Gefängnisse geworfen, während die Schiffe in den Häfen verfaulen konnten. Heute noch erfüllen die Amerikaner die Geschichten von diesen Verbrechen und Übergriffen, denen die Vereinigten Staaten ohne vorhergehende Warnung damals von einer Nation ausgesetzt waren, mit der wir angeblich in Frieden lebten, mit Scham und Zorn. Als unser Volk remonstrierte, hieß es, England wolle keine Neutralität und sechs seiner Fregatten wären wohl imstande, unsere Küste zu blockieren. Ein freundliches Entgegenkommen würde uns zu Freunden Großbritanniens gemacht haben, aber England machte nicht einmal den Versuch. Die Wahrheit war, daß wir schwach waren, und das schien in Englands Augen nicht nur ein Unglück, sondern auch eine unverzeihliche Sünde zu sein. England konnte uns nicht besiegen, aber es konnte unsere Küsten beunruhigen und uns die Indianer auf den Hals hetzen. Wir aber besaßen keine Marine, um uns zu wehren. England wollte keine Neutralen haben und verfolgte eine Politik, die uns zum aktiven Bundesgenossen Frankreichs machen mußte. Es war, wenn es auch der Wahrheit entsprach, ganz unangebracht, darauf hinzuweisen, daß französische Kaperschiffe gegen alles Recht und alle Sitte unseren Handel in einer Weise schädigten, der die Regierungen der Revolution charakterisierte. Wenn wir von beiden Seiten bedrängt wurden, so war es nur natürlich, daß wir uns mit der Macht verbanden, der wir zu Dank verpflichtet waren.

Um dieselbe Zeit kam die Nachricht von einer Rede in

Quebec, wo Lord Dorchester die Indianer zum Kriege gegen die Vereinigten Staaten aufgehetzt haben sollte. Lord Grenville stellte im Parlament und später Jay gegenüber in Abrede, daß das Ministerium jemals etwas unternommen habe, die Indianer gegen die Vereinigten Staaten aufzustacheln, und tatsächlich hat man später auch die Authentizität der Auslassungen Lord Dorchesters bezweifelt. Damals wurden sie jedoch nicht in Abrede gestellt, selbst nicht von Hammond in einem gespannten Briefwechsel, den er wegen dieser und anderer Sachen mit Randolph führte. Wenn auch nicht mit offizieller Einwilligung, so ist die Rede wahrscheinlich doch gehalten worden, was auch damals von allen Seiten geglaubt wurde.

Die Androhung eines verheerenden Krieges im Westen im Verein mit den unbestrittenen Übergriffen gegen unsere Seeleute, der Verlust unserer Schiffe und die Zerstörung unseres Handels, der alle unsere Seestädte ruinierte, hatte einen Sturm der Entrüstung aller Parteien zur Folge, und der Kongreß begann zum Kriege zu rüsten. Viele der vorgeschlagenen Methoden waren schwach und unzureichend, aber es bestand kein Zweifel an den Motiven, denen sie entsprangen. Die Nachricht, daß ein Beschluß vom 8. Januar 1794 die Verordnung vom 6. November dahin modifizierte, daß nur Schiffe beschlagnahmt werden sollten, die französische Erzeugnisse an Bord hätten, sowie die Gerüchte, daß einige unserer Schiffe wieder freigegeben werden würden, veranlaßten den Kongreß, seine Maßnahmen zu beschränken, aber es war nicht zu verkennen, daß demnächst eine Resolution gefaßt werden würde, die unsere Handelsbeziehungen mit England abbrechen mußte. Unter den bestehenden Umständen war dies gleichbedeutend mit einer Kriegserklärung, und Washington sah sich daher der schwersten Aufgabe während seiner Regierungszeit gegenüber. Die Sache überraschte ihn nicht und

fand ihn auch nicht unvorbereitet. Denn er hatte es vorhergesehen und bereits seinen Plan gefaßt. Er beabsichtigte jedoch nicht, das Land in einen Krieg zu stürzen, wenn er es verhindern konnte, und der Zeitpunkt, das zu verhindern, war nun gekommen. Wie im Falle mit Spanien, wollte er auch jetzt einen Spezialbevollmächtigten zum Abschluß eines Vertrages entsenden. Er richtete sein Augenmerk zuerst auf Hamilton und hatte damit, wie immer, eine ausgezeichnete Wahl getroffen. Hamilton war jedoch in so ausgesprochenem Maße der unentbehrliche Führer der Partei, die sowohl die auswärtige als auch die innere Regierungspolitik unterstützte und wurde von den Gegnern so gehaßt, daß sofort ein scharfer Protest gegen seine Entsendung laut wurde. Da es bei dem damaligen Stand der Dinge unumgänglich nötig war, daß der Spezialbevollmächtigte die öffentliche Meinung auf seiner Seite hatte, so brachte Hamilton diesem Umstande ein Opfer und trat freiwillig zurück. Sein Verzicht war ein großer Fehler, aber mit Rücksicht auf die Begleitumstände verständlich. Washington traf dann eine zweite gute Wahl und ernannte John Jay zum Sondergesandten, einen Mann von einwandfreiem Charakter, ehrenfest, geistreich und erfahren in politischen Angelegenheiten. Jay war Oberrichter der Vereinigten Staaten, was seiner Mission einen besonderes Gewicht verlieh. Nur war er nicht so draufgängerisch wie Hamilton, und die bevorstehenden Verhandlungen verlangten doch gerade nicht nur Unnachgiebigkeit und Takt, sondern auch eine an Verwegenheit grenzende Kühnheit. Jedenfalls war der erste Zweck erreicht, und Jay trat seine Reise mit großem Verantwortlichkeitsbewußtsein und den guten Wünschen der Leute an, die sich der Wichtigkeit seiner Mission bewußt waren. Washington selbst sah Jay nur mit Besorgnis abreisen. Die ganze Mission war ihm überhaupt nicht sympathisch, weil Englands Haltung ihn aufs tiefste erbittert hatte. Er hatte bereits

seit langem England und Spanien in Verdacht gehabt, daß sie im geheimen die Indianer aufwiegelten, und da er den Charakter der indianischen Kriegsart kannte und ihm die Ausgaben und das Blutvergießen der früheren Indianerkriege noch im Gedächtnis haftete, so verabscheute er diejenigen, die sich nicht entblödeten, eine befreundete und zivilisierte Macht solchen Gefahren auszusetzen. Als England sich mehr und mehr feindlich zeigte, wurde es ihm klar, daß es auf Krieg drang, und im März 1794 schrieb er an Gouverneur Clinton, er zweifle nicht mehr daran, daß Lord Dorchester die Rede gehalten habe, und daß England den Krieg wolle. Er legte daher dem Gouverneur ans Herz, sich über die Stimmung in Canada zu orientieren und die militärische Stärke des Landes, besonders der Streitkräfte an der Grenze, zu ermitteln. Er glaubte den Versicherungen des Ministeriums nicht mehr, und als er die ihm bereits bekannten Vorzeichen der feindlichen Intriguen unter den Indianern bemerkte, war er fest entschlossen, daß die Vereinigten Staaten nicht die einzigen Leidtragenden sein sollten.

Der Glaube an den bevorstehenden Krieg hielt ihn jedoch nicht ab, alles zu versuchen, einen vollständigen Bruch zu verhindern. Auf diesen Grund war auch die Entsendung Jays zurückzuführen, obwohl er in seinem ersten Brief an diesen nicht verheimlichte, daß er nicht mehr recht an die Aufrechterhaltung des Friedens glaube und sein ganzes Sein und Denken sich nur noch mit dem erlittenen Unrecht und den Gefahren, die der Grenze drohten, beschäftige. Er wollte, daß Jay eine deutliche Sprache führte. „Kein vernünftiger Mensch, wenn er sich nicht der eigenen Einsicht verschließt“, hieß es in dem Briefe, „wird den geringsten Zweifel hegen, daß die britischen Agenten die Schuld an unseren Schwierigkeiten mit den Indianern tragen, an ihren Feindseligkeiten und der Ermordung der hilflosen Frauen

und unschuldigen Kinder an unseren Grenzen . . . . Kann man unter diesen Umständen, d. h. so lange solche Ereignisse in den Vereinigten Staaten bekannt werden oder fest geglaubt werden und von Großbritannien ohne weiteres geduldet werden, auf eine Freundschaft zwischen den beiden Ländern hoffen? Ich sage: nein! Und obwohl ich kein Prophet bin, weissage ich doch, daß zwischen uns und Großbritannien niemals eine Freundschaft bestehen wird, ehe nicht die Forts an uns abgetreten sind. Ich glaube nicht, daß meine Ansicht, wenn sie der britischen Regierung oder dem englischen Volke bekannt werden würde, sie veranlassen würde, uns entgegenzukommen. Aber beide können versichert sein, daß wenn sie mit uns in Frieden leben und Handelsbeziehungen unterhalten wollen, sie auf die Forts verzichten müssen. Geben sie uns diese nicht, — die Folgen ihres Zögerns machen sich jetzt sehr deutlich bemerkbar — so ist ein Krieg unvermeidlich".

Jay war unterdessen in England gut aufgenommen worden. Lord Grenville zeigte sich von der freundschaftlichsten Seite und verlieh der Hoffnung Ausdruck, daß die Verhandlungen von Erfolg gekrönt sein möchten. Jay wurde auch bei Hofe empfangen, wo er der Königin die Hand geküßt haben soll. Die Opposition erklärte dies für ein Verbrechen, das nur dadurch gesühnt werden könne, daß seine Lippen bis auf die Knochen verbrannt werden müßten; eine etwas schwierige und außergewöhnliche Bestrafungsart. Empfänge, Diners und allenthalben eine glänzende Aufnahme waren jedoch noch kein Vertrag. Als die Sache ernst wurde, benahmen sich die Engländer wie die Holländer, von denen Canning boshaft bemerkte:

„Das ist des biederen Holländers Stil
Er gibt zu wenig und fordert zu viel."

Das Gleiche fanden die Amerikaner jetzt bei Lord Grenville. Es gab viele, sogar recht gefährliche Streitig-

11*

keiten, die im Interesse beider Länder eine Beilegung erforderten. Grenzfragen, Neger-Ansprüche und britische Schulden wurden kurzerhand dem Schiedsgericht überwiesen. Zwei andere heikle und bedrohliche Angelegenheiten, die allerdings keine sofortige Erledigung verlangten, waren das angebliche oder tatsächliche Pressen englischer Seeleute von amerikanischen Schiffen und der Ausschluß amerikanischer Fahrzeuge vom Handel der britisch-westindischen Inseln. Das letztere war nun ohne Zweifel sehr unangenehm und fügte uns Schaden zu; aber wir hatten eigentlich kein Recht, uns darüber zu beklagen, denn die britischen Häfen Westindiens gehörten Großbritannien, und wenn es diese uns oder anderen verschließen wollte, so stand das nur in seinem Recht. Kurz und gut, Lord Grenville weigerte sich, uns hineinzulassen außer unter den schwersten Bedingungen. Das Recht der Durchsuchung sowie das Recht des Pressens waren eben nur die Rechte des Stärkeren gegenüber dem Schwächeren. England suchte Seeleute für seine Marine zu bekommen, wo es nur konnte; solange es daher unsere Flagge mißachten und jeden brauchbaren, englisch sprechenden Seemann zum Rekruten pressen konnte, ließ es sich hierin nicht beirren. Irgendwelche Worte darüber zu verlieren, wäre ganz nutzlos gewesen. Dieser Frage konnten wir erst näher treten, wenn wir in der Lage waren, uns energisch unserer Haut zu wehren. Schließlich konnten wir kämpfen. Wir wurden von England in mehreren Schlachten besiegt, unsere Küsten verwüstet und unsere Hauptstadt ging in Flammen auf. Wir dagegen bohrten ihre Fregatten und Flottillen in den Grund und brachten den Veteranen aus den Kriegen gegen Napoleon bei New Orleans schwere Verluste bei. Das Pressen wurde in dem Vertrage, der den Krieg beschloß, nicht erwähnt, aber es hörte damals auf. Die Engländer sind ein tapferes und kampflustiges Volk; aber ehe sie sich

mit Nationen, die kämpfen, und zwar hart kämpfen, in einen Krieg einlassen, verzichten sie lieber auf leichtfertige und ungesetzliche Angriffe, worin sie sich übrigens von den anderen Nationen nicht unterscheiden. Das Pressen hörte also mit dem Kriege von 1812 auf. Diese Tatsache wurde auch uns wenige Jahre später offiziell von Webster klargelegt, als er erklärte, daß alle, die unter der amerikanischen Flagge lebten und Handel trieben, unter dem Schutz der Vereinigten Staaten ständen.

Im Jahre 1794 war das Pressen jedoch noch eine offene Frage, weil wir uns damals noch nicht zum Kriege rüsten konnten. So bestand Jay in weiser Vorsicht nicht weiter auf diesen Punkt; desgleichen schaltete er die westindischen Handelsbeziehungen aus und widmete seine Aufmerksamkeit mehr zwei Punkten, die zu jener Zeit eine Lösung verlangten.

Diese Fragen waren: das Zurückhalten der Forts und die neutralen Rechte auf dem Meere. Als Gegenleistung für unser Zugeständnis, die Schulden an England zu bezahlen, wie durch Schiedsspruch festgesetzt worden war, erklärte sich England bereit, am 1. Juni 1796 die Forts zu übergeben. Außerdem hatte man sich auf Gegenseitigkeit im Innenhandel auf dem amerikanischen Kontinent geeinigt. An der Küste aber versperrte man uns, obwohl wir alle unsere Häfen und Flüsse den Briten geöffnet hatten, ihre Häfen in den Kolonien und das Gebiet der Hudson-Bay-Gesellschaft. In den achtzehn Paragraphen, die auf die Dauer von zwei Jahren nach Beendigung des Krieges in Kraft bleiben sollten, wurde ein Handelsvertrag wirklich festgesetzt und auch den neutralen Rechten Rechnung getragen. Uns sollten die britischen Häfen in Europa und Ostindien unter denselben Bedingungen wie den englischen Schiffen offen stehen, aber man schloß uns von dem ostindischen Küstenhandel und dem zwischen Ostindien und Europa aus. Uns

wurde das Recht zugestanden, mit Westindien in Handelsbeziehungen zu treten, jedoch nur unter der Bedingung, daß wir den Transport sämtlicher wichtigen Kolonieerzeugnisse von Amerika nach Europa aufgäben. Diese wurden aufgezählt und schlossen außer Zucker, Syrup, Kaffee und Kakao auch Baumwolle ein, die gerade ein Exportartikel der südlichen Staaten geworden war und bereits seine spätere Bedeutung versprach. Die Streitfragen betreffs der Kaperschiffe, Prisen und Kriegskonterbande wurden auch beigelegt und erledigt.

Der Vertrag an und für sich war nichts weniger als glänzend für die Vereinigten Staaten, aber seine Aufnahme noch schlimmer, als er verdiente. Er erregte auf allen Seiten eine so große Erbitterung, daß ihm bis auf den heutigen Tag noch ein Makel anhaftet. Nicht einmal seine Verteidiger fanden ihn gut; aber man kann es billig bezweifeln, ob zur Zeit mehr zu erreichen war. Hamiltons Bewunderer, die damaligen wie die heutigen, glauben, daß er im Falle seiner Entsendung durch seine Verwegenheit, Kühnheit und Klugheit bessere Zugeständnisse von England erlangt hätte. Das erscheint nicht unwahrscheinlich; daß jedoch Hamilton wesentlich besser abgeschnitten hätte, ist doch fraglich. Im übrigen war der Vertrag gar nicht so schlecht, im Gegenteil, er enthielt verschiedene gute Klauseln. Er schlichtete in zufriedenstellender und entgegenkommender Weise alle die weniger wichtigen Streitfragen, die die guten Beziehungen der beiden Länder bedrohten. Er tilgte die britischen Schulden, gab uns die westlichen Forts, was für uns besonders wichtig war, und legte, wenigstens für den Augenblick, die viel disputierte und heikle Frage der neutralen Rechte bei. Er berührte jedoch das Pressen nicht, aus dem einfachen Grunde, weil wir nicht stark genug waren, England hierin gegenüber zu treten. Er öffnete uns auch die westindischen

Häfen, was unseren Interessen und Taschen nicht ungelegen kam, aber unter Beschränkungen und Konzessionen, die übertrieben und sogar demütigend waren. Wir mußten einen viel zu hohen Preis für dieses begehrte Privilegium bezahlen, und um diesen Punkt drehte sich schließlich die ganze Streitfrage.

Der Vertrag kam am 7. März in Philadelphia an. Seine Ankunft, die nur dem Präsidenten und Randolph, der unterdessen der Nachfolger Jeffersons als Staatssekretär geworden war, bekannt gewesen zu sein scheint, wurde geheim gehalten. Drei Monate später, am 8. Juni, wurde der Senat zu einer Extra-Sitzung einberufen und der Vertrag ihm vorgelegt. Er war nicht nach Washingtons Sinn, und dieser hat daraus auch kein Hehl gemacht, aber er war entschlossen, ihn anzunehmen. Nach reiflicher Überlegung ratifizierte der Senat nach Erlangung der nötigen zweidrittel Stimmenmehrheit den Vertrag, jedoch nur unter der Voraussetzung, daß der beanstandete Paragraph betreffs Westindiens modifiziert würde. Wir konnten unter keinen Umständen den Export der Baumwolle aufgeben, der Senat hätte in dieser Sache auch keinen anderen Beschluß fassen können. Dadurch wurden jedoch wieder einige schwierige Fragen aufgerollt. Washington schrieb an Randolph: „Erstens, bedeutet die Resolution des Senates den Abschluß dieser Frage oder nicht? Oder erwartet er, daß ihm erst der beabsichtigte neue Paragraph vorgelegt wird, ehe der Vertrag in Kraft tritt? Zweitens, erlaubt er oder erlaubt die Konstitution nicht dem Präsidenten, den Vertrag zu ratifizieren, ohne ihn, nachdem er den Beifall des britischen Königs gefunden hat, dem Senat zu weiterer Beratung und Zustimmung vorzulegen?"

Diese Fragen wurden sorgfältig überlegt, und Washington beabsichtigte, den Vertrag unter der Bedingung zu unter-

zeichnen, daß der Paragraph über Westindien modifiziert würde, als Nachrichten eintrafen, die ihn davon zurückhielten. England hatte den Vertrag gemacht; aber ohne erst eine Antwort abzuwarten, schickte es sich bereits wieder an, der Ratifizierung Schwierigkeiten in den Weg zu legen, ja sie sogar unmöglich zu gestalten. Es wollte von neuem die sogenannte „Proviantorder" in Kraft treten lassen, die die Beschlagnahme aller Schiffe befahl, die Nahrungsmittel nach Frankreich brachten, und auf diese Weise dem Jayschen Vertrag gerade die Auslegung gaben, die er nicht haben sollte: nämlich, daß Vorräte nach Belieben von einer der kriegführenden Mächte für Kontrebande erklärt werden konnten. England beging hiermit eine große Dummheit; denn, wenn es, wie es im Vertrag den Anschein hatte, mit uns in Frieden leben wollte, so hätte es nicht gerade den ominösesten Paragraphen herausgreifen sollen, ehe wir Gelegenheit hatten, den Vertrag zu unterzeichnen und zu ratifizieren. Sobald Washington von diesem Vorgang hörte, hielt er seine Unterschrift zurück, befahl Randolph, einen geharnischten Protest gegen die Proviantorder zu erheben und begab sich dann in dringenden Privatgeschäften nach Mount Vernon.

Noch vor seiner Abreise brach jedoch der Sturm der Volkswut los. Bache veröffentliche am 29. Juni die Grundzüge des Vertrages in der „Aurora". Stevens Thomson Mason, der Senator von Virginien, war von einigen Ungenauigkeiten in der Wiedergabe so unangenehm berührt, daß er einen Brief an Bache schrieb und ihm, trotz der Amtsverschwiegenheit, an die er als Senator gebunden war, eine Kopie des Vertrages übersandte. Mason errang durch seinen offenen Treubruch eine großen spontanen Triumph; aber merkwürdigerweise ist diese verwerfliche Tat auch das einzige gewesen, was seinen Namen der Geschichte erhalten hat. Er erzielte jedoch damals die Beschleunigung der Bekannt-

machung des Inhaltes eines Vertrages, den niemand verheimlichen wollte, außer mit Rücksicht auf die Regierung. Masons Brief und Kopie des Vertrages wurden zu einer Broschüre verarbeitet und am 2. Juli von Bache veröffentlicht. Hunderte von Exemplaren wurden sofort durch Spezialboten im Norden und Süden verbreitet.

Überall, wo der Vertrag gelesen wurde, geriet die Bevölkerung in Zorn. Die erste Explosion erfolgte in Boston, dem föderalistischen Boston, das mehr als jede andere Stadt im Lande Washington und seiner Regierung ergeben war. In der Faneuil-Halle fand eine Versammlung statt, in der es zu hitzigen Reden kam und ein Komitee ernannt wurde, das in einer Denkschrift den Präsidenten vor der Ratifizierung warnen sollte. Diese Kundgebung wurde sofort einem Eilboten übergeben, der mehr einen Feuerbrand mit sich zu führen schien, als eine Anzahl von nüchternen Resolutionen.

An allen Ecken und Enden geriet das Volk in die größte Erregung. Die Sache war gut vorbereitet worden, denn seit der Abreise Jays hatten die Franzosenfreunde ihn und seine Mission fortgesetzt angegriffen, ein Fiasko vorausgesagt und ihn in einem Falle sogar in effigie verbrannt, obwohl noch nicht bekannt geworden war, ob er etwas ausgerichtet hatte. Sobald sich die Nachricht verbreitete, daß der Vertrag tatsächlich angekommen sei, verdoppelten sich die Angriffe und wurden während der Beratungen des Senats noch stärker.

Die Volkswut steigerte sich so, daß in Boston ein britisches Schiff unter dem Verdacht des Kaperns verbrannt wurde, während es in Newyork über die Schändung einer französischen Flagge zu Straßenkämpfen und Aufruhr kam. In einer solchen Periode, wo die Wut des Volkes künstlich angefacht und die Besonnenheit geschickt irre geführt wurde, hätte selbst der geschickteste Diplomat versagt. Jays mäßige

Erfolge waren größer, als seine Feinde erwarten konnten; aber sie genügten ihrem Vorhaben, und so verbreitete sich die Volkserregung mit der Schnelligkeit eines Präriefeuers über das ganze Land. Überall befolgte man das Beispiel Bostons, hielt Versammlungen ab, ernannte Komitees und protestierte beim Präsidenten gegen die Ratifizierung des Vertrages. Als Hamilton in Newyork zu Gunsten des Vertrages sprechen wollte, wurde er mit Steinen beworfen; weniger angesehene Persönlichkeiten, die von der Meinung des Volkes abzuweichen wagten, wurden ins Wasser geworfen und anderweitig mißhandelt. Jay wurde auf alle nur erdenkliche Art und Weise in effigie verbrannt und gehängt, und auch Kopien seines Vertrages wurde dasselbe Schicksal zuteil. Am tollsten ging es in den größeren Städten zu, wo der Pöbel sich der Sache bemächtigte, aber auch kleinere Orte, sogar die politisch föderalsten, wurden mitgerissen. Allerdings schien sich die Haupterregung mehr auf die Küstenstriche zu beschränken, aber hier lebte ja auch der größte Teil der Bevölkerung. Außerdem wurde das Volk nicht etwa von unbedeutenden Agitatoren oder gewalttätigen und unverantwortlichen Parteileuten angeführt. Die Livingstons in Newyork, Rodney in Delaware, Gadsden und die Ruthledges in Südkarolina gehörten zu den Männern, die die Versammlungen leiteten und den Vertrag verwarfen. Andrerseits schienen die Stützen und Freunde der Regierung gänzlich vor den Kopf gestoßen zu sein, und wochenlang machte sich, abgesehen von Hamiltons Versuch, nicht die geringste Opposition gegen die Volksbewegung bemerkbar. Selbst die Regierung war in sich uneinig, denn Randolph stand dem Vertrage so feindlich gegenüber, wie es für einen Mann von seinem Temperament nur möglich war.

Es war allerdings eine schwere Krise. Wir haben schlimmere in unserer Geschichte zu verzeichnen, aber diese

war die ernsteste. Und niemals hat wohl ein Präsident so verlassen dagestanden wie Washington. Während die eigene Partei schweigsam und geteilt war, die Opposition überhandnahm und die Volksbewegung auf dem Siedepunkt war, blieb Washington gänzlich auf sich selbst angewiesen. Es war die schwerste Prüfung in seinem politischen Leben, aber er bestand sie, ebenso ruhig und unentwegt, wie die Kalamitäten von 1776. Er war für Rat und Vorschläge immer empfänglich. Kein Mann bemühte sich darum oder profitierte davon mehr als er. Und trotzdem gibt es wohl kaum einen Menschen wieder, der von andern so unabhängig war und ganz allein seinen Mann stehen konnte wie Washington. Nachdem der Senat gehandelt hatte, beschloß er, den Vertrag bedingungsweise zu ratifizieren. Als ihm jedoch die „Proviantorder" mitgeteilt wurde, hielt er mit seiner Unterschrift zurück, war aber bereit, sofort zu unterzeichnen, wenn die Order widerrufen würde. Darüber, ob er seine Unterschrift von dem Widerruf der Order abhängig machen würde, hatte er sich, als er sich von Philadelphia nach Mount Vernon begab, noch nicht entschlossen. Nach seiner Ankunft schrieb er an Randolph: „Die bedingungsweise Ratifizierung (falls die letzte uns bekannt gewordene Verordnung betreffs der Proviantschiffe noch nicht in Kraft getreten ist) kann bei jeder entsprechenden Gelegenheit als mein unumstößlicher Entschluß hingestellt werden. Wenn sich in meiner Abwesenheit nicht Dinge ereignen oder ereignet haben, die nach Ihrer Ansicht eine direkte Verhandlung in dieser Angelegenheit mit mir erfordern, so ist und bleibt meine Meinung über den Vertrag dieselbe: d. h. ungünstig; jedoch halte ich es für besser, ihn in der vom Senat vorgeschlagenen bedingten Weise zu ratifizieren, als durch seine Nichterledigung fortwährenden Scherereien ausgesetzt zu sein."

Washington hatte nämlich bereits die Bostoner Beschlüsse in Händen und sie seinen Ministern zur Erwägung übersandt.

Er unterschätzte nicht einen Augenblick ihre Wichtigkeit und wußte, daß sie nur die Vorläufer ähnlicher Proteste waren; trotzdem kam ihm im Moment der gewaltige Umfang der Volksbewegung noch nicht vollständig zum Bewußtsein. Am 28. Juli ließ er den Vertretern Bostons seine Antwort zukommen. Das Dokument verdient eine so große Beachtung, daß es hier wortgetreu wiedergegeben werden soll. Es lautete:

Vereinigte Staaten, den 28. Juli 1795.

„Meine Herren! Jede meiner Regierungshandlungen ist nur auf das Wohl meiner Mitbürger bedacht gewesen. Um dieses durchführen zu können, habe ich stets alle persönlichen, lokalen und Partei-Erwägungen gänzlich aus dem Spiel gelassen, die Vereinigten Staaten nur als ein großes Ganzes betrachtet, darauf vertraut, daß plötzliche Eingebungen, wenn sie sich als falsch erweisen, eine offene Kritik zur Folge haben würden, und bin nur auf den Vorteil der wahren und bleibenden Interessen unseres Vaterlandes bedacht gewesen.

Auch bin ich nicht ein Jota von meinen Grundsätzen in der Angelegenheit abgewichen, auf die Ihre Resolutionen in Ihrem Briefe vom 13. d. Mts. zurückzuführen sind.

Ich will mir nicht im geringsten schmeicheln, aber ich habe auch nicht einen Punkt außer acht gelassen, über den beraten werden konnte. Jedoch die Verfassung ist der Leitstern, nach dem ich mich zu richten habe. Sie gesteht dem Präsidenten das Recht zu, auf den Rat und mit der Zustimmung des Senates Verträge abzuschließen. Man hat unzweifelhaft erwartet, daß diese beiden Zweige der Regierung leidenschaftslos und nur nach bestem Wissen und Gewissen zusammen die Tatsachen und Prinzipien erwägen werden, auf denen immer der Erfolg unserer auswärtigen Beziehungen beruhen wird, und daß sie ihre eigenen Anschauungen nicht

der Meinung anderer opfern oder die Wahrheit anders erforschen werden als auf dem Wege einer sachgemäßen und eingehenden Untersuchung.

Von diesem Standpunkt aus habe ich meiner Pflicht zu genügen gesucht. Ich bin mir vollkommen der großen Verantwortlichkeit bewußt, die mit der Sache verknüpft ist, und Ihnen, meine Herren, steht es frei, die Gründe für mein Handeln bekanntzugeben. Obwohl ich mich meinem Vaterlande für die vielen Beweise der mir oftmals zu Teil gewordenen Anerkennung aufs tiefste verpflichtet fühle, glaube ich diese nicht besser verdienen zu können, als dadurch, daß ich nur das tue, was ich mit meinem Gewissen in Einklang bringen kann. Mit größter Hochachtung verbleibe ich, usw."

Bemerkenswert ist, daß dieser Brief „Vereinigte Staaten, den 28. Juli" datiert ist, was, wie ich glaube, in seinen sämtlichen Briefen nicht noch einmal vorkommt. Möglicherweise mag sich in seiner riesigen Korrespondenz diese Datierung noch einmal wiederholen; aber unwillkürlich drängt sich einem der Gedanke auf, daß Washington hier absichtlich so geschrieben hat. Denn es war nicht George Washington von Mount Vernon, der so schrieb, sondern der Präsident, der Vertreter des ganzes Landes, der den Bostonern zu verstehen gab, daß die Tage der Kleinlichkeit und der Lokalpolitik vorüber seien. Der Brief diente auch als Muster für viele andere. Denn die Bostoner Adresse hatte eine Unzahl Nachfolger, die aber alle in derselben Weise abgetan wurden. Washington war nicht die Persönlichkeit, um die Volksgefühle zu unterschätzen, weil er wußte, daß das stärkste Bollwerk der Regierung in einer gesunden öffentlichen Meinung zu suchen ist. Er gehört aber zu jenen seltenen Männern, die zwischen einer momentanen Erregung, gleichviel wie groß diese war, und einer dauernden

Stimmung unterscheiden konnten. In diesem Falle setzte er dem ungestümen Verlangen des Volkes einen ruhigen Widerstand entgegen, weil er der festen Überzeugung war, daß es nach und nach schon auf seine Seite treten würde. Zur Zeit bereiteten ihm jedoch die Proteste gegen den Vertrag schwere Sorgen, obwohl er entschlossen war, auf keinen Fall nachzugeben und nur nach seinem Gewissen zu handeln. Am Tage nach der Beantwortung der Bostoner Resolution schrieb er an Randolph: — „Die Opposition, die sich in den Versammlungen in den verschiedenen Teilen der Union gegen den Vertrag bemerkbar macht, erscheint mir sehr bedenklich. Nicht, weil die Einwände gegen ihn meine von vornherein gehegten Befürchtungen übersteigen, noch weil einige Proteste überhaupt unangebracht sind und andere die ganze Sache entstellen, noch weil es mich persönlich angeht; denn ich werde meine Ansicht doch nicht ändern, obwohl ich mich jetzt schon im stillen darauf vorbereite, die üble Nachrede zu ertrageu, die Enttäuschung und Bosheit auf mich abladen werden. Aber ich bin beunruhigt über die Wirkung, die diese Opposition, auf die Umtriebe derjenigen haben könnte, die den Leuten aufschwatzen wollen, daß der Vertrag zu Gunsten Großbritanniens auf ihre Kosten zu Stande gekommen ist und daher muß ich auch das eventuelle Verhalten der französischen Regierung in Betracht ziehen. . . . Der langenRede kurzer Sinn ist, daß ich während meiner Amtszeit noch niemals einer Krisis gegenüber gestanden habe, die so viele interessante Ereignisse aufwies oder von der man so vieles lernen konnte, von welcher Seite man die Angelegenheit auch immer betrachten möge."

Washington war sich bereits bewußt, daß er vielleicht jeden Augenblick nach Philadelphia zurückkehren müsse. Darauf Bezug nehmend, schrieb er zwei Tage später an Randolph: „Die gegenwärtige Krisis verlangt unbedingt

Klugheit, Mäßigung und Festigkeit. Wir haben alle Ursache anzunehmen, daß, nach der Intensität zu urteilen, mit der der Vertrag seit seinem Abschluß und seiner Abschätzung durch den Senat verfolgt wird, die Vorurteile gegen ihn viel stärker sind als wir uns gedacht haben. Wenigstens ist mir das in letzter Zeit von Leuten zu verstehen gegeben worden, die keine Parteileute, sondern der gegenwärtigen Regierung äußerst freundlich gesinnt sind. Auch sollte es schon aus dem Grunde nicht anders sein, weil nichts unversucht geblieben ist, auf das Volk durch unwahre Angaben einzuwirken. So wurde ihm vorgeredet, seine Rechte seien nicht nur vernachlässigt, sondern direkt verkauft worden, daß in dem Vertrage überhaupt keine Reziprozitätsvorteile enthalten seien und die Vorteile nur auf Seiten Großbritanniens lägen. Was aber dem Faß den Boden ausgeschlagen zu haben scheint und mit besonderer Liebe in die Welt gesetzt wurde, war das Gerücht, daß der Vertrag nur abgeschlossen sei, um Frankreich zu bedrängen, was eine grobe Verletzung unseres Vertrages mit dieser Nation bedeute und jedem Prinzip der Dankbarkeit und der gesunden Politik Hohn spreche. Wenn die Leidenschaft sich abgekühlt und klaren Gedanken Platz gemacht hat, mag die Strömung eine andere Richtung nehmen. Unterdessen jedoch befindet sich diese Regierung, so weit Frankreich und England in Betracht kommen, in der Lage eines Schiffes zwischen den Felsen der Scylla und Charybdis. Sollte der Vertrag ratifiziert werden, so werden die Franzosenschwärmer oder vielmehr die Kriegspartei die Franzosen zu feindlichen Kundgebungen oder Maßnahmen aufhetzen. Unterbleibt die Ratifizierung, so ist nicht abzusehen, wie wir mit Großbritannien fertig werden sollen.

Aus meinen Ausführungen ist nicht zu schließen, daß ich meinen Standpunkt zu ändern beabsichtige, ausgenommen es treten so gebieterische Umstände ein, daß ich es tun muß.

Denn es gibt nur eine Möglichkeit: der Wahrheit auf den Grund zu gehen und sich durch nichts beirren zu lassen. Ich erwähne diese Dinge nur zum Beweis, daß eine genaue Untersuchung der Sachlage unbedingt nötig ist und untrügliche Anzeichen vorhanden sind, die die Notwendigkeit ergeben, den Regierungsbeschluß auch auszuführen — mit Klugheit, so weit es unser Volk angeht, mit allen Mitteln, um Großbritannien zum Nachgeben zu bewegen.

Die Denkschrift scheint ganz im Sinne ihrer Bestimmung abgefaßt zu sein und nach ihrer Revision und Umgestaltung wird Ihnen voraussichtlich (entweder aus den Resolutionen, die mir übergeben sind oder noch werden, sowie aus den Zeitungen, denen Sie ja ihre Aufmerksamkeit widmen wollen) klar geworden sein, welche Proteste gegen den Vertrag Beachtung verdienen und geeignet sind, in einer Denkschrift oder zu Informationen bezw. zu beiden verwendet zu werden. Sie jedoch, der Sie aus erster Hand von allem Kenntnis nehmen, müssen am besten wissen, wie lange die Veröffentlichung der Denkschrift verzögert werden kann, ohne hier unliebsames Aufsehen zu erregen oder anderswo Komplikationen hervorzurufen. In einer so interessanten, wichtigen und folgenschweren Sache wie die Vertragsangelegenheit soll man sich jedoch nicht überstürzen; im Gegenteil, jede Maßnahme bedarf reiflicher Überlegung, ehe sie ergriffen wird, und auch jedes Wort muß genau erwogen werden, ehe es geäußert oder schriftlich niedergelegt wird.

Die Art der Ratifizierung erfordert größere diplomatische Erfahrung und Gesetzeskunde als ich besitze oder mir hier verschaffen kann; ich enthalte mich daher in dieser Beziehung jeder Äußerung."

Drei Tage später, am 3. August, schrieb Washington abermals an Randolph, um ihm mitzuteilen, daß die Post nicht eingetroffen sei und er daher die Resolutionen aus

Baltimore nicht empfangen habe. Er fuhr dann fort: „Ähnliche Resolutionen müssen wir aus Richmond erwarten, wo gleichfalls unter dem Vorsitze von Mr. Wythe eine Versammlung abgehalten worden ist. Wythe soll allerdings ganz zufällig zu dieser Ehre gekommen sein, und ich finde sein Verhalten in seiner Eigenschaft als Kanzler des Staates etwas sonderbar.

Alle diese Vorgänge können jedoch meine Haltung in der Ratifikationsfrage nicht ändern, ausgenommen es treten schwerwiegende und unvorhergesehene Umstände ein, die es nach Ihrer und Ihrer Kollegen Ansicht für mich ratsam erscheinen lassen, mich abwartend zu verhalten." Nach einigen Tagen wurde Washington brieflich von Randolph und privatim auch von Pickering zurückgerufen. Letzterer ließ durchblicken, daß „besondere Gründe" seine sofortige Rückkehr nötig machten. Washington war gefaßt gewesen, jeden Augenblick zurückgerufen zu werden, und er beeilte sich daher, nach Philadelphia zu kommen, wo er am 11. August eintraf. Er hatte jedoch keine Ahnung, was seine beiden Minister, den einen unbewußt, den anderen in weiser Vorsicht, veranlaßt hatte, ihn so schleunig zurückzurufen.

An dem selben Tage, an dem Washington seinen Brief an den Bostoner Ausschuß mit dem Vermerk „Vereinigte Staaten" versehen hatte, wurde dem Schatzsekretär Wolcott von dem britischen Gesandten ein aufgefangenes Schreiben des französischen Gesandten Fauchet an seine Regierung übergeben. Dieser Brief, der die Nummer 10 trug, war auf eine ganz sonderbare Weise in den Besitz Hammonds gekommen. Aber der britischen Regierung war es sofort klar geworden, daß die Wellen ihnen eine viel wertvollere Beute als französische Handelsschiffe in die Hände gespielt hatten. Der aus dem Wasser gefischte Brief, in das ihn

sein Überbringer geworfen hatte, enthielt eine lange und etwas phantastische Abhandlung über die politischen Parteien in den Vereinigten Staaten sowie einen Bericht über den Whiskey-Aufruhr. Auch wurden Auszüge aus der Unterhaltung des Briefschreibers mit dem Staatssekretär mitgeteilt. Es ist hier nicht angebracht, noch würde der Raum dazu ausreichen, die Einzelheiten dieses berühmten Briefes, soweit er den amerikanischen Staatsmann betrifft, den er stark kompromittierte, näher anzugeben. Es war ersichtlich, daß Randolph sich mit dem französischen Gesandten über Dinge unterhalten hatte, die kein amerikanischer Staatssekretär im Gespräch mit dem Vertreter einer fremden Macht berühren durfte. Auch unterlag es keinem Zweifel, daß gewisse Redensarten, wie ja Leute immer nur zu schnell bereit sind, von ihren Mitmenschen das schlechteste zu denken, so gedeutet werden würden, daß Randolph unredliche Maßnahmen in Vorschlag gebracht habe. Das Schriftstück stellte also den ersten Kabinettsbeamten Washingtons in empfindlicher Weise bloß, und dieses Dokument wurde letzterem bei seiner Ankunft in Philadelphia von Pickering und Wolcott übergeben.

Conway widmet in seiner Biographie von Randolph mehrere Seiten den Vorgängen, die sich nun abspielten. Seine Ausführungen offenbaren einen ausgeprägten Scharfsinn und stellten die ausführlichste Debatte dar, die jemals über diesen Fall abgegeben worden ist. Aber seine Bemühungen und sein Scharfsinn erfüllen ihren Zweck nicht, wenn es nicht in der Absicht Conways lag, Randolph gänzlich rein zu waschen, was einfach unmöglich ist. Wenn wir uns nur an die nackten Tatsachen halten und dem Gange der Ereignisse folgen, so sehen wir, daß die Beurteilung des Falles keine Schwierigkeiten bot und die Haltung des Präsidenten ganz natürlich war.

Ehe der Vertrag dem Senat unterbreitet wurde, war

Washington entschlossen, ihn zu unterzeichnen, und als der Senat ihn bedingungsweise ratifizierte, blieb der Präsident seinem Entschlusse treu. Dann aber kam die „Proviantorder". Jetzt erst zögerte er, hielt mit der Unterschrift zurück und ließ eine Denkschrift gegen die Order verfassen. Es lagen jedoch keine Gründe für die Annahme vor, daß er seine Meinung gewechselt oder sich vorgenommen hatte, die Unterschrift von dem Widerruf der Order abhängig zu machen. Darüber auch nur noch ein Wort zu verlieren, wäre eine arge Entstellung der Tatsachen. In dem Briefe vom 22. Juli, auf den Randolph später so großes Gewicht legte, schrieb Washington, daß seine Absicht, den Vertrag nur bedingungsweise zu ratifizieren, bekannt gegeben werden sollte, wenn die Proviantorder nicht in Kraft treten würde. Mit andern Worten, sein Vorhaben sollte geheim gehalten werden, im Falle die Order durchgeführt wurde. Das klingt jedoch grundverschieden von der Behauptung, er habe seine Meinung geändert und den Vertrag nicht eher unterzeichnen wollen, als bis die Order widerrufen wäre. Die letztere Idee stammte von Randolph, aber nicht von Washington. Im Gegenteil, Washington erklärt ausdrücklich in demselben Brief, daß er seine Meinung nicht geändert habe, daß er den Vertrag mißbillige, es aber für das beste halte, ihn zu ratifizieren. Man kann ruhig den Schluß ziehen, daß er überlegte, ob er seinen Entschluß ändern und den Vertrag bedingungsweise ratifizieren solle. Gesetzt, dies wäre der Fall gewesen, so kann trotzdem angenommen werden, daß er mit der Zeit in seinem zuerst gefaßten Entschluß nur bestärkt wurde.

Als er sich mit der größten Sorgfalt dem Studium der ihm übersandten Proteste und Adressen widmete, fand er doch keine bemerkenswerten Einwürfe darunter. Nichts, das er nicht selbst schon in Betracht gezogen und erledigt hätte. Am 31. Juli schrieb er an Randolph, daß man nicht etwa

folgern solle, daß er seine Meinung zu ändern beabsichtige, außer wenn unvorhergesehene gebieterische Umstände ihn dazu zwingen würden. Damals war ihm die Proviantorder schon bekannt, sie hatte aber seine Meinung nicht ändern können. Am 3. August betonte er in seinem Briefe sogar noch stärker, daß er keinen Grund habe, seine Meinung zu ändern. In seinem Brief an Randolph vom 21. Oktober, in dem er ihm ganz anheimstellte, alles für seine Rechtfertigung zu veröffentlichen, schrieb Washington: „Wie Sie wissen, hatte ich die Absicht, den Vertrag zu ratifizieren, ehe er dem Senat unterbreitet wurde, und daß die Zweifel, die mich befielen, von der Proviantorder herrührten." Hier werden nur Zweifel erwähnt, jedoch kein Meinungswechsel. Washington würde eine Änderung seiner Gesinnung stets offen bekannt haben, denn er war weder unaufrichtig noch furchtsam, tatsächlich hat er aber seine Meinung niemals geändert. Er kam mit der Absicht nach Philadelphia, den Vertrag zu ratifizieren, und da er diesen Gedanken hatte, so war klar, daß eine Verzögerung nur verfehlt und unpolitisch sein würde. Der sicherste Weg, der Erregung des Volkes Einhalt zu tun und die Freunde der Regierung zu vereinen, bestand im Handeln. Unentschiedenheit erbitterte das Volk mehr als die Ratifikation, weil die Mehrzahl sich gewöhnlich mit dem Unvermeidlichen abzufinden pflegt, wenn dies einmal geschehen ist.

Daher konnte ihn auch der Brief Fauchets, obwohl ihn die Enthüllungen in Staunen versetzten und aufs tiefste betrübten, in seinen Entschlüssen nicht beirren, die unter allen Umständen dieselben geblieben wären. Denn Washington hat wieder und immer wieder erklärt, daß er seine erste Meinung nicht geändert habe. In dem soeben erwähnten Brief an Randolph heißt es auch: „Übrigens sind Ihnen ja auch die Gründe für meine endgültigen Entschlüsse bekannt, wie ich sie Ihnen, den anderen Ministern im Departement,

sowie dem verstorbenen Generalanwalt mitgeteilt habe. Ich habe die Sache in jeder Hinsicht auf das eingehendste überlegt." Da die Geschichte mit dem Brief Fauchets Randolph erst nach der Ratifikation des Vertrages mitgeteilt wurde, so war ausgeschlossen, daß er auf Washington irgendwie bestimmend eingewirkt habe, denn dieser erklärte ihm: „Sie wußten die Gründe". Wenn wir annehmen, daß der Brief Fauchets mit der Ratifikation, mit Washington persönlich in Zusammenhang zu bringen wäre, so müßten wir Washington, angesichts des Briefes, für einen erbärmlichen Lügner halten; ein Gedanke, der so unfaßbar ist, daß die Vermutung von vornherein von der Hand zu weisen ist, Washington habe sich durch britische Intriguen zur Unterzeichnung des Vertrages verleiten lassen.

Hier, wie auch sonst, ist die einfache und nächstliegende Erklärung die richtige, wie ja auch die ganze Sache durch die bloße Aufzählung der nackten Tatsachen genügend klar gelegt ist. Der Vertrag, über den nach seinem Wert zu entscheiden war, bedeutete eine Lebensfrage für uns; die einzige neue Seite, die ihm der Brief Fauchets abgewann, bestand in der Frage: wie sollte man sich in diesem Stadium Randolph gegenüber verhalten? Hätte man ihm den Brief sofort gezeigt, so wäre eine Kabinettskrise die Folge gewesen und der Vertrag unratifiziert geblieben. Auch wären wochenlange Verzögerungen unausbleiblich gewesen, wenn der Präsident nicht einen Minister beauftragt hätte, beide Unterschriften zu vollziehen, die des Vertrages und die der Denkschrift. Die Verzögerungen aber hätten die Geduld des Volkes noch mehr erschöpft und neue Erbitterung hervorgerufen. Washingtons unumstößliche Pflicht war, seine Politik durchzuführen und die Sache zu einem sofortigen Abschluß zu bringen. Seiner Gewohnheit treu, erfüllte er auch seine Pflicht. Wenn, nach Conways Ansichten, der

Brief Fauchets Washington bestimmt hätte, den Vertrag zu ratifizieren, so würde er die ganze Angelegenheit sofort öffentlich bekannt gegeben haben und, nachdem er dadurch die Gegner bloßgestellt und feindselige Gefühle gegen die Franzosen hervorgerufen, den Vertrag unterzeichnet haben. England hatte aus dem Brief natürlich Kapital geschlagen, außerdem gehörte sein Gesandter und seine Anhänger zu den Gegnern Randolphs, weil dieser anti-englisch gesinnt sein sollte. Hammond schmiedete Intriguen, wie auch alle französischen Gesandten, mit unseren im öffentlichen Leben stehenden Persönlichkeiten. Daß so etwas passieren konnte, war für uns sehr erniedrigend, aber zurückzuführen auf unsere kurz vorher erfolgte Befreiung aus der Lage einer abhängigen Kolonie und auf die Art und Weise, wie wir uns in der auswärtigen Politik verhielten. Da Washington entschlossen war, zu ratifizieren und der Sache ein Ende zu bereiten, so schwieg er klugerweise über den Brief Fauchets, bis alles erledigt war. Um dies zu erreichen, durfte er natürlich sein Benehmen gegen Randolph nicht ändern, was um so weniger der Fall zu sein brauchte, als er zu gerecht war, um an Randolphs Schuld zu glauben, ehe dieser sich nicht verteidigt hatte. Die Ratifikation wurde dem Kabinett sofort unterbreitet. Die Folge war eine scharfe Debatte, in der zu Tage kam, daß Randolph sich dem Vertrag noch abgeneigter zeigte als vorher, wodurch die Fauchet-Sache nicht besser wurde. Dann aber kam die Ratifikation zustande, und es wurde ein Memorandum gegen die Proviantorder beschlossen. Der Vertrag wurde am 18. August unterzeichnet, und am 19. übergab Washington in Gegenwart des Kabinetts Randolph den Brief Fauchets. Randolph las ihn, machte einige Bemerkungen und bat um Zeit, um sich rechtfertigen zu können. Dann verabschiedete er sich und sandte wenige Stunden später seine Entlassung ein.

Es erübrigt sich eigentlich, so weit Washington in Frage kommt, noch mehr über die traurige Angelegenheit des Staatssekretärs zu sagen, aber einige Ausführungen von Randolphs Biographen zwingen mich dazu. Um seinen Helden zu entlasten, wirft Conway Washington vor, diesem sei Randolphs Unschuld bekannt gewesen, er habe ihn jedoch unter starken innerlichen Kämpfen einer gebieterischen Politik geopfert. Tatsache ist, daß Randolph seiner eigenen Politik zum Opfer gefallen ist. Er wurde in einem von dem französischen Gesandten verfaßten Briefe in einem Lichte dargestellt, das, wie Washington erklärte, zu dem stärksten Verdacht Veranlassung geben mußte. Das war ein so mildes Urteil, daß jeder aufrichtige Mensch, dem die Sachlage bekannt war, sich bis auf den heutigen Tag damit einverstanden erklärt hat. Nach Fauchet hatte Randolph nicht nur Unterhandlungen geführt, die mit seiner Stellung absolut nicht in Einklang zu bringen waren, sondern er soll derselben Quelle zufolge auch Geld gefordert haben. Wie Jefferson jedoch erklärte, glaubte niemand, der Randolph kannte, an dessen Bestechlichkeit. Ob Randolph von dieser Schuld frei ist oder nicht, spielt keine Rolle. In den Augen seiner Freunde und der Nachwelt steht er als ehrlicher Mann da. Aber weder seine eigene Rechtfertigung noch die seines Biographen nimmt auch nur den kleinsten Bezug auf den wirklichen Fehler, den Randolph begangen.

Als Staatssekretär, Führer des Kabinetts und Minister des Auswärtigen war er nach Fauchet und seinem eigenen Geständnis in Beziehungen zu einem fremden Gesandten getreten, die ebenso unmöglich hätten sein sollen als sie herabsetzend für einen amerikanischen Staatsmann waren. Daß Fauchet von Randolph glaubte, dieser täusche ihn nur, berührt die Sache weiter nicht oder, wenn wirklich wahr, entschuldigt Randolph nicht, weil schon damals jeder, der

mit ihm enger in Berührung kam, mehr oder weniger seine Aufrichtigkeit in Zweifel gezogen hat. Tatsächlich konnte Randolph keine andere Verteidigungswaffe finden, als Washington anzugreifen und unsere auswärtige Politik zu erörtern, und sein Biograph tut dasselbe. Was hatte Washington denn eigentlich getan, um angegriffen zu werden? Ihm war ein offizielles Schriftstück übergeben worden, aus dem ohne weiteres Schlüsse auf Intriguen seines Staatssekretärs mit einem fremden Gesandten und die Möglichkeit, daß er bestechlich sei, gezogen werden konnten. An diesem Standpunkt hätte die öffentliche Meinung, die Randolph persönlich nicht näher kannte, unbedingt festgehalten, und tatsächlich ist es später auch so gekommen, als die Sache bekannt wurde. Es galt eine wichtige internationale Frage sofort ohne jede Verzögerung zu erledigen. Dies geschah innerhalb einer Woche, während der Washington, wie es seine Pflicht erforderte, Schweigen bewahrte. Als der Vertrag unterzeichnet worden war, übergab er Randolph den Brief Fauchets und ersuchte um Aufklärung. Niemand wußte von dem Brief außer den Kabinettsmitgliedern, durch deren Hände er natürlich gehen mußte. Washington handelte nicht übereilt und entließ Randolph nicht, wie er nach der Sachlage berechtigt gewesen wäre. Er ersuchte einfach nur um eine Aufklärung und gestattete Randolph Einblicke in seine eigene sowie des Staatsdepartements Korrespondenz, damit der Staatssekretär jede Gelegenheit habe, sich zu verteidigen. Es ist nicht leicht zu ersehen, wie Washington mit Randolph hätte anders verfahren können oder in welcher Weise er ihm ein größeres Entgegenkommen hätte zeigen sollen.

Randolph trat freiwillig von seinem Amte zurück und griff dann Washington an, weil er die Folgen seiner Fehler tragen mußte. Wenn man bedenkt, daß Washington weiter nichts getan hat, als Randolph Fauchets Brief

zu übergeben und sein Abschiedsgesuch zu akzeptieren, so erscheint das Gerede, daß Randolph Washington verziehen habe, geradezu lächerlich. Randolph war erbost, weil er seine eigenen Fehler eingesehen hatte, und ließ nun, wie die meisten Menschen, seinen Ärger gegen einen anderen los; unglücklicherweise scheute er sich nicht, gleich anfangs die Zeitungen als Waffe zu gebrauchen. Wie Herr Snodgrass streifte er offen jede Zurückhaltung ab und verkündete, daß er jetzt vom Leder ziehen werde. Die Antwort des Präsidenten bestand nur darin, die Archive zu öffnen und Randolph anheimzustellen, sich nach Belieben in Veröffentlichungen zu ergehen. Darauf schrieb Randolph einen hitzigen und impertinenten Privatbrief an den Präsidenten, der, wie Washington sich ausdrückte, von Beleidigungen strotzte. Washington setzte eine scharfe Antwort auf, sandte sie jedoch aus Nachsicht nicht ab, sondern ließ das Randolphsche Privatschreiben der Vergessenheit anheimfallen, in die auch bald die bombastische „Rechtfertigung", die niemanden rechtfertigte, geriet. Es steht fest, daß Washington Randolph sehr freundlich und nachsichtig behandelt hat. Er hatte ihn lange gekannt und schätzte ihn wegen seiner eigenen Vorzüge, sowie der seines Vaters; er wußte auch Randolphs Begabung zu würdigen, aber nach der Lektüre des betreffenden Briefes war er doch zu der Einsicht gekommen, daß Randolph, obwohl ehrlich und geschickt und sicherlich nicht schlecht, ein gefährlicher Schwächling sei. Auch andere unserer im öffentlichen Leben stehenden Persönlichkeiten waren, was heute tief zu beklagen ist, in Beziehungen zu fremden Gesandten getreten, aber Randolph, abgesehen davon, daß seine Umtriebe sofort entdeckt wurden, war, wie alle schwachen Naturen, weiter gegangen und hatte eine größere Schwäche als die anderen gezeigt. Washington befleißigte sich einer so ruhigen Haltung und der Fall selbst war so klar, daß

es unmöglich erschien, ihn noch verwickelter zu machen. Das damalige Urteil war in mancher Hinsicht für Randolph hart, vernichtend und ungerecht. Heute, wo man über den Staatssekretär milder und billiger denkt, wird man sicherlich Washingtons Vorgehen in jeder Beziehung als vernünftig, ehrlich und richtig empfinden.

Um uns kurz mit dem ferneren Schicksal des Jayschen Vertrages befassen zu können, müssen wir noch die Frage erörtern: warum hat der Präsident den Vertrag unterzeichnet? Die Antwort ist glücklicherweise nicht schwer: es galt unter vielen Übeln das kleinste auszusuchen. Als Washington die Entsendung eines Spezialbevollmächtigten beschlossen hatte, schrieb er: „Meine Beweggründe laufen auf die Verhinderung eines Krieges hinaus, wenn offene und nachdrückliche Vorstellungen (die der Spezialbevollmächtigte machen soll) den Klagen unseres Landes über die ihm oftmals von Großbritannien zugefügte Unbill abhelfen können; ferner beabsichtige ich, unser Land in vollkommene Kriegsbereitschaft zu setzen und eventuell Maßnahmen zur Ausführung der im Kongreß schwebenden Vorlagen zu treffen, im Falle die Verhandlungen ein negatives Resultat ergeben sollten". Von diesem Standpunkt wich er niemals ab. Der Vertrag war nicht viel wert, aber er enthielt einige gute Paragraphen und war wahrscheinlich das Beste, was wir damals erlangen konnten. Er schlichtete mehrere Streitfragen und gab uns Zeit. Denn hatten die Vereinigten Staaten genügend Zeit und blieb ihnen erspart, unnötige Opfer zu bringen, so waren sie für einen Krieg mit einer fremden Macht gewappnet, der große Leiden und Schulden im Gefolge haben und dadurch unsere nationale Selbständigkeit bedrohen konnte. Hatten sie Zeit, sich zu einer Nation zu entwickeln, so waren die Schwierigkeiten beseitigt, die der Beilegung sämtlicher Streitfragen mit den anderen Mächten im Wege standen, sei es

nun durch Krieg oder Verhandlungen. Wurden jedoch die nationalen Bande gelöst, so war alles verloren. In diesem Sinne unterzeichnete Washington den Jayschen Vertrag; und, obwohl er manches enthielt, was er nicht billigte, und das Volk über die Ratifikation sehr geteilter Ansicht war, urteilt heute die unparteiische Nachwelt, daß Washington in der schwierigsten, wenn nicht gar gefährlichsten Zeit seiner Regierung richtig gehandelt hat.

Die Unterzeichnung des Vertrages machte jedoch den Angriffen gegen ihn und gegen die Haltung des Senats und der Exekutive kein Ende. Nichtsdestoweniger gab sie der Strömung eine andere Richtung und brachte, wie Washington vorhergesehen hatte, das Volk auf seine Seite. Hamilton begann den Reigen mit der Veröffentlichung der „Camillusbriefe." Die oppositionelle Presse hielt sich darüber auf, aber Jefferson ersuchte nach Durchsicht einiger Nummern Madison bestürzt, eine Antwort auf die Briefe zu geben.

Seine Befürchtungen waren wohlbegründet, denn die Briefe wurden in allen Zeitungen nachgedruckt und ihre überzeugenden und mäßigen Ausführungen machten viele Proselyten und trugen überall viel zur Überzeugung der Regierungsfreunde bei. Die bevorstehende Übergabe der Forts erfreute das Volk im Westen, wo man die Sache schon verloren gegeben hatte. Die anstößige Proviantorder wurde widerrufen, und den Händlern und Kaufleuten leuchtete ein, daß Sicherheit und Handel, wenn auch unter fühlbaren Beschränkungen, der Ungewißheit und den schikanösen Feindseligkeiten vorzuziehen seien, denen sie früher ausgesetzt waren. Die bisher Schweigsamen begannen, obwohl sie regierungsfreundlich waren, jetzt den Spieß umzudrehen und den Kongreß mit Adressen zu verfolgen, weil im Repräsentantenhaus sich der letzte Kampf abspielen sollte.

Diese Körperschaft trat unter dem Eindruck der Agitation

und Erregung zusammen, die sich den ganzen Sommer über hingezogen hatte. Es gab eine kleine Debatte über die Art und Weise, in der die Antwort auf die Botschaft des Präsidenten gehalten werden sollte, aber dann zog Ruhe im Hause ein — man erwartete die offizielle Ankündigung des Vertrages. Endlich traf dieser unter Beifügung der aufgehobenen Paragraphen ein, und der Präsident erklärte ihn für verfassungsgemäß und übersandte dem Senat eine Abschrift. Livingston von New York stellte unverzüglich den Antrag, der Präsident solle alle mit der Sache im Zusammenhang stehende Schriftstücke zur Verfügung stellen und begründete kühn seinen Antrag mit der Motivierung, daß das Haus die Vollmacht habe, nach Gutdünken den Vertrag zu ratifizieren. Auf dieser Basis zog sich die Debatte wochenlang hin, schließlich wurde der Antrag mit 62 gegen 37 Stimmen angenommen. Jetzt war eine wichtige konstitutionelle Frage aufgeworfen worden; denn es lag insofern kein Grund für das Vorlegen der Schriftstücke vor, als die Komitees sie alle gesehen hatten, und sie in der Tat nichts Unbekanntes mehr enthielten.

Washington zog den Antrag in Erwägung und fragte sein Kabinett, ob das Haus, wie in der Vorlage angegeben, das Recht habe, die Papiere einzufordern und, wenn nicht, ob es angebracht wäre, sie vorzulegen. Beide Fragen wurden einstimmig verneint. Die Anfrage war rein formell, denn Washington wußte von vornherein, wie die Sache stand.

Er schrieb an Hamilton: „Ich bin vom ersten Augenblick und auf Grund meiner vollen persönlichen Überzeugung entschlossen gewesen, dem P r i n z i p e n t g e g e n z u t r e t e n, das ersichtlich durch die Zusammenberufung des Repräsentantenhauses beabsichtigt war; ich habe mir nur überlegt, wie ich es ohne schädliche Folgen anstellen könnte."

Seine einzige Sorge bezog sich also auf die Form des Widerstandes; er entschloß sich schließlich zu einem absoluten Nein und brachte dies auch in einer Botschaft über seine Gründe zum Ausdruck. Er erklärte, daß ihm die Absicht der konstitutionellen Versammlung bekannt gewesen sei, und daß der Plan vorgelegen habe, die Macht, Verträge abzuschließen, nur in die Hände des Senats und der Exekutive zu legen. Diesem Prinzip getreu hatte er gehandelt, in diesem Glauben hatten die fremden Mächte verhandelt und das Haus hatte sich bis hierher gefügt. Er erklärte ferner, daß die Zustimmung des Hauses für die Gültigkeit von Verträgen nicht notwendig sei, daß sie alle nötigen Informationen besäßen und „da es für die gegenwärtige Regierung wesentlich ist, daß die von der Konstitution festgesetzten Grenzen beibehalten werden, so bin ich mit Rücksicht auf die Konstitution und meiner Amtspflicht nach, sowie der ganzen Sachlage nach, genötigt, Ihr Gesuch abschlägig zu bescheiden." Die Frage war schwierig, aber Washingtons Ansicht war von Anfang an klar, und die Nachwelt hat ihm Recht gegeben. Vom praktischen und politischen Standpunkte aus gesehen, war seine Haltung die einzig richtige. In einem Brief an Carrington führte er die Gründe für sein Handeln an, und es ist wohl keine bessere, im allgemeinen Sinn gehaltene Erklärung in dieser Sache abgegeben worden. Er schrieb:

„Kein aufrichtiger Mann, der mit der Sachlage auch nur einigermaßen vertraut ist, wird einen Augenblick daran zweifeln, daß die ganze Debatte sich nicht auf die Schriftstücke oder die Frage bezog: Ist der britische Vertrag gut oder schlecht, sondern, daß sie sich einzig und allein darum drehte, ob ein Vertrag ohne Zustimmung des Repräsentantenhauses abgeschlossen werden könne. Das war ein Schlag, und zwar ein kühner gegen die Grundprinzipien der Konstitution. Wäre dem

Antrag stattgegeben worden, so würde die Vollmacht, Verträge abzuschließen, nicht nur einer Nichtigkeit, sondern einer so ausgesprochenen Absurdität gleichkommen, daß sie das übelste Licht auf ihre Urheber werfen müßte. Denn wird irgend jemand glauben, daß diejenigen, welche die Vorlage machten, nach der der Präsident und der Senat in den Stand gesetzt werden sollten, Verträge abzuschließen, und daß diejenigen, welche die Erklärung abgaben, Verträge sollten nach ihrer Ratifikation das oberste Gesetz des Landes sein, zu gleicher Zeit dem Repräsentantenhause dieselbe Stimmberechtigung zuerkennen würden, außer für den Fall, daß Betrug und Korruption (die so wie so einen Vertrag ungültig machen würden) dabei im Spiele wären? Ebenso kann man nicht glauben, daß so große Schäden bei Annahme der Verträge drohten, daß ein Krieg oder irgendeine andere Kalamität begehrenswerter erschiene.

Was mit der ganzen Sache eigentlich bezweckt wird und welchen Motiven sie entsprungen ist, darüber sollen meine Mitbürger selbst urteilen. Menschenfreundlichkeit möchte mich zu der Annahme verleiten, daß die Motive edlen Regungen entsprungen sind. Das Mißtrauen jedoch redet eine andere Sprache, aber ich werde vorläufig noch schweigen."

Kein Mann, der jemals in unserem Lande eine hohe Staatsstellung bekleidet hat, hat dem Volkswillen eine größere Ehrerbietung entgegengebracht, als Washington. Aber er wußte auch genau, was er seiner Würde und den Vorrechten seiner Stellung schuldig war, die er bekleidete, sei es nun als Präsident oder Generalissimus der Armee. Dies entsprang nicht etwa persönlichen Gefühlen, denn Washington war eine viel zu erhabene Persönlichkeit, um sich um seine Würde Kopfzerbrechen zu machen, aber er schätzte die hohen Ämter, die ihm anvertraut waren und die, solange sie in seinen Händen lagen, makellos bleiben sollten. In seinen

Augen bedeutete der jetzige Versuch des Repräsentantenhauses eine Schmälerung der Rechte der Exekutivgewalt, und er setzte ihm daher sofort den stärksten Widerstand entgegen und ließ, wie er es immer zu tun pflegte, niemand im Zweifel darüber.

So weit es den Präsidenten betraf, war die Geschichte hiermit erledigt. Der Kampf setzte sich jedoch noch eine Weile im Hause fort, wo die Debatte noch vierzehn Tage dauerte. Die Opposition wurde aber immer schwächer. Die öffentliche Meinung trat mehr und mehr für die Regierung ein, bis der Kampf mit Ames' grandioser Rede endete, worauf die Ratifikation des Vertrages erfolgte. Washingtons Politik hatte den Sieg errungen und wurde vom ganzen Lande anerkannt.

Der Jay-Vertrag und seine Ratifikation hatten jedoch noch andere als nur interne Konflikte im Gefolge. Unter dem Einfluß Frankreichs drohte Spanien, den Pinckney-Vertrag aufzuheben, der den Vereinigten Staaten so große Vorteile bot. Wie jedoch bei allen Vorstellungen Spaniens zu jener Zeit wurde aus seinen Drohungen nichts und der Mississippi blieb frei. Mit Frankreich dagegen lag die Sache ganz anders. Unser Verlangen, Genet abzuberufen, war mit der Forderung beantwortet worden, Morris zurückzuberufen. Dem mußte natürlich entsprochen werden, und nun entstand die heikle und wichtige Frage, wer sein Nachfolger werden sollte. Washington selbst war mit der Geschäftsführung Morris' sehr zufrieden gewesen, aber er war sich auch bewußt, daß der bekannte Abscheu dieses ausgezeichneten Diplomaten gegen die revolutionären Bewegungen unsere Beziehungen zu Frankreich ernstlich gelockert hatten. Da er Frankreich unter allen Umständen in guter Laune erhalten wollte, so beschloß er, für Morris einen Nachfolger zu finden, dessen Freundschaft für Frankreich bekannt war. Seine Wahl fiel zuerst auf Madison,

der sich auch vortrefflich für den Posten geeignet hätte, weil Madison eine durch und durch vertrauenswürdige Persönlichkeit war. Unglücklicherweise konnte oder wollte Madison jedoch den Posten nicht annehmen, und die endgültige Wahl des Präsidenten war bei weitem nicht so gut wie die erste.

Selbstverständlich sollte der neue Gesandte eine persona grata bei der Republik sein; noch wichtiger war, daß er auch der amerikanischen Regierung sehr sympathisch gegenüberstand, weil keine Regierung für eine ausländische Mission, besonders in kritischer Zeit, jemals eine Persönlichkeit betrauen sollte, deren Politik nicht der seiner Auftraggeber entspricht. Trotz der besten Absichten beging Washington den Fehler, James Monroe zum Gesandten in Frankreich zu ernennen.

Es gehört zu den Rätseln unsrer Geschichte, diesen anständigen Durchschnittsmenschen, dem während seiner zweimaligen Tätigkeit als Präsident der Vereinigten Staaten weniger Opposition entgegengebracht wurde, als irgend einem seiner Nachfolger, mit dem heftigen, gewissenlosen und mehr als gedankenlosen Politiker in Einklang zu bringen, der gegen Ende des vorletzten Jahrhunderts Senator von Virginien und Gesandter in Frankreich war. Zur Zeit seiner Ernennung hatte sich Monroe hauptsächlich nur durch seine scharfe Opposition gegen die Regierung und seine Intriguen gegen Hamilton ausgezeichnet. Die letzteren wurden so ehrlos gesponnen, daß sie schließlich zur Veröffentlichung des „Reynold Pamphlets" führten, das eine schlimme Aufgabe für den Autor und ein bleibendes Brandmal für den Feind war, der die Publikation nötig gemacht hatte. Von einem solchen Manne konnte Loyalität für den Präsidenten, der ihn ernannt hatte, schwerlich erwartet werden. Man glaubte jedoch nicht befürchten zu müssen, daß er Dummheiten begehe und vergessen würde, er sei Amerikaner und nicht Franzose.

Monroe kam im Sommer 1794 in Paris an. Er wurde öffentlich von dem Konvent empfangen, hielt eine unangebrachte und blumenreiche Rede, wurde von dem Präsidenten des Konvents brüderlich umarmt und sorgte für einen Flaggenaustausch mit neuen Umarmungen und Ansprachen. Als er jedoch Genugtuung für das an unseren Handelsleuten begangene Unrecht verlangte, blieb man ihm die Antwort schuldig. Was ihn selbst betrifft, so scheint daran seine Indifferenz schuld gewesen zu sein; denn er ging sofort auf den französischen Vorschlag ein, die Vereinigten Staaten sollten Frankreich fünf Millionen Dollar leihen, wofür Frankreich dafür sorgen sollte, daß wir die Kontrolle über die spanischen Besitzungen in Nordamerika erhalten würden. Monroe unterstützte den famosen Plan, die Vereinigten Staaten von Frankreich abhängig zu machen, und erhielt als Gegenleistung eine Reihe endloser und leerer Versprechungen der großen Republik für die Vereinigten Staaten. Inzwischen hatte auch Jays Verhalten in England Monroes Argwohn erregt, und er bemühte sich, einen Einblick, vielleicht sogar die Kontrolle über die dortigen Verhandlungen zu erhalten. Das gelang ihm nun nicht; aber er redete Frankreich ein, daß der englische Vertrag nicht zustande kommen würde, seine Ratifikation aussichtslos sei, und daß das Repräsentantenhaus die nötige Billigung nicht aussprechen würde. Und zugleich kompromittierte er seine eigene Regierung durch seine absurden Versuche, uns in ein offensives Bündnis mit Frankreich zu verwickeln. Das Resultat war, daß er von der Regierung verleugnet wurde, in Frankreich in Mißkredit geriet und unsere Beziehungen zu dieser Nation in gefährliche Verwirrung gerieten, ohne daß er die geringste Genugtuung für die erlittene Unbill erlangte.

Obwohl Washington das theatralische Verhalten, das Monroe in Paris zur Schau trug, nicht angenehm war,

beurteilte er ihn in einem Brief an Jay sehr milde. Jay war jedoch nichts weniger als gut auf Monroe zu sprechen, weil dieser versucht hatte, sich in seine Angelegenheiten zu mischen. Aber bereits nach sechs Monaten kam auch Washington zum Bewußtsein, daß er mit seinem Gesandten in Frankreich einen argen Mißgriff getan habe. Am 24. Juli 1795 schrieb er an Randolph: „Monroe benimmt sich unglaublich, und man kann sich kaum der Ansicht verschließen, daß er absichtlich so handelt, um seiner Regierung Schwierigkeiten zu bereiten."

Als man sich klar wurde, daß Monroe unterlassen hatte, unsere Beweggründe für unseren Vertrag mit England anzugeben und in Frankreich Hoffnungen aufkommen ließ, die gänzlich unberechtigt waren, daß er den Feindseligkeiten dieses Landes neue Nahrung gegeben und uns in jeder Beziehung in ein übles Licht gesetzt hatte, berief Washington ihn zurück und ernannte Charles Cotesworth Pinckney zu seinem Nachfolger.

Washington war über Monroes Verhalten bereits so erbittert, daß er in dem Briefe vom 8. Juli 1796, in dem er Pinckney den Gesandtschaftsposten in Paris anbot, schrieb: „Es hat keinen Zweck mehr, zu verheimlichen, daß die größten Verlegenheiten, mit denen die Leitung unserer Regierung zu kämpfen hat, auf unsere eigenen Leute zurückzuführen sind, die mehr die Interessen fremder Nationen fördern als bedacht sind, ihre eigene Nationalität zu vertreten. Macht sich nicht bald der brave und unabhängige Bürger in unserm Lande bemerkbar, so können wir uns leicht die Zukunft vorstellen. Das ist meine unumstößliche Meinung." Das war seine Empfindung, als er gegen Ende seiner Regierungszeit an Hamilton schrieb: „Das Verhalten Frankreichs gegen dieses Land ist nach meiner Ansicht so empörend, daß man keine Worte dafür finden kann. Ein Hohn auf den Vertrag mit uns, auf

das Völkerrecht, auf jede Gerechtigkeit, kurz und gut, es verstößt gegen jede gute Sitte."

So schrieb Washington, als wir begannen, die Demütigungen einzuheimsen, die uns Monroes Tollheiten eingebrockt hatten. Man kann es leicht verstehen, daß Washington für ihren Urheber weder Dankesworte noch Beifall übrig hatte.

Der Schuldige selbst betrachtete die Sache von einem anderen Standpunkte aus; er kam wütend nach Hause und schickte sich an, sich als Märtyrer hinzustellen und eine Rechtfertigung zusammenzustellen, die er „Eine Ansicht über das Verhalten der Exekutive" betitelte, und die im Umfange alle Rechtfertigungen übertraf, an der unsere damalige Geschichtsperiode so überreich war. Sie erschien erst lange nachdem sich Washington ins Privatleben zurückgezogen hatte und bereitete ihm nicht viel Kopfzerbrechen. In einem Brief vom 8. März 1798 an Nicolas schrieb er: „Wenn die Exekutive beschuldigt wird, Monroe absichtlich nur zu dem Zweck zum Gesandten ernannt zu haben, um ihn aus dem Wege zu räumen, weil im Senat sich die republikanische Partei nur um ihn scharte (was mir übrigens etwas neues ist), so ist zu hoffen, daß er wenigstens die Nachsicht der Regierung anerkennt, die sie ihm gegenüber bewiesen, indem sie andere, die nicht dem Senat angehörten, als Opfer für die Pariser Stellung ausersehen hat, ehe sie überhaupt daran gedacht, Monroe in Betracht zu ziehen. Da dieser Umstand für Monroe und seine Freunde ein großer Trost sein muß, so werden sie sich hoffentlich über ihn freuen.

Nach Washingtons Meinung war Monroe höchstens eines kleinen Sarkasmus wert und, wie er selbst sagte, begnügte er sich, den Brief dem Gerichtshof zu überlassen, an den der Verfasser selbst appellierte. Er las jedoch das Buch sorgfältig durch und versah es nach seiner methodischen Art mit

einer Anzahl von Bemerkungen, die für alle, die sich für Washingtons Charakter interessieren, von Bedeutung sind. Insbesondere ist ihre Lektüre denen zu empfehlen, die in Washington nur eine gütige, kluge und ernste Persönlichkeit erblicken, denn die kurzen Notizen enthalten eine vernichtende Kritik und offenbaren zugleich eine genaue Kenntnis der komplizierten auswärtigen Beziehungen. In einer der Noten finden wir auch Washingtons persönliches Urteil über Monroe. Bezugnehmend auf eine seiner Behauptungen, äußerte sich Washington: „Der beste Beweis ist seine eigene Meinung; außerdem kann nachgewiesen werden, daß er nur ein willenloses Werkzeug in den Händen der Franzosen gewesen ist, das durch leere Freundschaftsbeteuerungen betört und irre geleitet wurde." Mit dieser kurzen Erörterung können wir den Monroe-Zwischenfall schließen. Monroes Ernennung war ein Fehler und gestaltete bestehende Komplikationen, die erst endgültig unter der nächsten Regierung beigelegt wurden, noch schwieriger.

Monroes Abberufung war der letzte Akt in dem langen Kampf um den Jay-Vertrag und zugleich die letzte wichtige politische Handlung Washingtons in der auswärtigen Politik. Diese Politik ist hier in ihren verschiedenen Phasen eingehend erörtert worden; aber um sie in ihrer Gesamtheit beurteilen zu können und sich zu vergegenwärtigen, worauf der Präsident eigentlich zielte, und was er erreicht hat, ist noch ein kurzes Schlußwort am Platze. Washingtons leitendes Prinzip seit dem Tage der Übernahme des Kommandos über die Armee bei Cambridge war der Gedanke gewesen, die Vereinigten Staaten unabhängig zu machen. Soweit England in Betracht kam, war ihm das gelungen; aber es hieß auch, der Welt beweisen, daß wir in jeder Beziehung eine unabhängige Nation seien. Aus diesem Grunde wurde die Neutralitätspolitik in die Wege geleitet und durchgeführt.

Wir wollten nicht nur von den europäischen Staaten unabhängig sein, sondern auch politisch nach unserem eigenen Gutdünken handeln, ohne Rücksicht auf Europa. Außerdem mußten wir unsere eigene Politik mehr ausbauen, uns gänzlich von den Ansichten anderer Nationen losreißen und richtige Amerikaner werden. Washingtons Politik erreichte dies, soweit es in der kurzen Zeit möglich war. Eine neue Generation mußte erst auf der Bildfläche erscheinen, ehe unsere Politik aus dem kolonialen Stadium gänzlich ausgeschieden und national sowie amerikanisch gestaltet wurde, aber der Vater des Gedankens war doch der erste Präsident. Es war weiter Washingtons Scharfblick und seiner Kühnheit zu verdanken, daß die Beziehungen der Vereinigten Staaten zu den fremden Nationen von vornherein auf einer festen, unabhängigen und amerikanischen politischen Basis ruhten.

Seine auswärtige Politik hatte ferner einige unmittelbare praktische Resultate von großer Wichtigkeit im Gefolge. Im Dezember 1795 schrieb er an Morris: „Es ist bekannt, daß (um mich eines modernen Ausdruckes zu bedienen) der Friede meine erste Sorge seit der Entstehung der ersten Unruhen in Europa gewesen ist. Meine Politik war und wird auch in der Zeit, während der ich die Ehre habe, an der Spitze der Regierung zu stehen, stets die sein, freundliche, aber unabhängige Beziehungen mit allen Nationen der Welt zu unterhalten; mich in keine Verwickelungen einzulassen, unseren Verpflichtungen nachzukommen, und ihren Wünschen zu entsprechen und Vermittler für sie alle zu sein, weil ich der festen Überzeugung bin, daß das unserer Politik entspricht und in unserem Interesse liegt. Nur Selbstachtung und Gerechtigkeit, die so wesentlich für einen nationalen Charakter sind, dürften uns in einen Krieg verwickeln. Denn ich bin überzeugt, daß unser Vaterland, wenn ihm eine zwanzigjährige Friedenszeit beschieden wird, in einer gerechten Sache jeder

Macht die Spitze bieten kann. So groß würden in dieser Zeit seine Bevölkerung, sein Reichtum und seine Hilfsquellen sein."

Washington verlangte Zeit, aber auch Raum für sein Vaterland, und wenn wir die Resultate seiner auswärtigen Politik in Betracht ziehen, so muß uns einleuchten, daß er beides erzielte. Die Zeit, die er ohne demütigende Konzessionen durch Frieden erhielt, liegt offen vor uns. Gehen wir einen Schritt weiter und schauen uns die Sache genauer an, so sehen wir, wie er seine andere Absicht durchsetzte. Die wahre und erste Aufgabe des amerikanischen Volkes bestand nach Washingtons Theorie in der Eroberung des Kontinentes, der sich wild und schweigsam hinter ihm ausdehnte, denn in dieser Richtung war der sichere Weg zur Größe der Nation zu suchen. Der erste Schritt aber mußte bezwecken, die Atlantischen Staaten durch Interessen, Handel und Verkehrsmittel mit den Ansiedlern jenseits der Berge zu verketten. Aus diesem Grunde plante er während der Tage der Konföderation Kanäle und Landstraßen zu bauen. Der nächste Schritt war, alle Hindernisse zu beseitigen, die sich der Ausbreitung der amerikanischen Ansiedelungen entgegenstellten. Er trieb daher die Indianer zurück, verhandelte geduldig mit den Spaniern, bis sie den Mississippi freigaben, unterzeichnete unter großen persönlichen Opfern und Sorgen den Jay-Vertrag und erreichte die Übergabe der britischen Forts. Als Washington aus dem Amte schied, war die Bahn für die westliche Bewegung erschlossen, die Gefahr, daß ausländische Intriguen eine Zersetzung an den Grenzen hervorrufen könne, beseitigt, der Friede aufrecht erhalten und dem Nationalgefühl Gelegenheit geboten, sich schnell zu entwickeln. Frankreich hatte bald erfaßt, daß wir wohl seine Bundesgenossen gewesen, aber von ihm nicht abhängig waren. Auch andere Nationen wurden zu der Überzeugung gebracht, daß die Vereinigten Staaten beabsichtigten, ihre eigene aus-

wärtige Politik zu betreiben, das amerikanische Volk wurde gelehrt, daß seine erste Pflicht wäre, Amerikaner und nichts anderes zu sein. Es ist unnötig, sich in Kommentaren oder Lobeserhebungen über die Bedeutung einer Politik zu ergehen, die solche Ziele und Resultate im Gefolge hatte. Die bloße Aufzählung genügt, und sie spricht für sich selbst und ihren Urheber in einer Weise, die Worte überflüssig machen.

Fünftes Kapitel.

Washington als Parteimann.

Washington wurde nicht von einer politischen Partei erwählt; er hielt Parteien für gefährlich, und er übernahm sein Amt mit der festen Absicht, mit diesen nichts zu tun zu haben. Wie schon erwähnt wurde, wählte er für sein Kabinett nur Männer aus einer der beiden damals bestehenden Parteien, die die Meinungsverschiedenheiten über die Verfassung und ihre Annahme gezeitigt hatten. Auf diesen Vorwurf würde er unzweifelhaft die Antwort erteilt haben, daß die durch die Konstitutions-Streitfragen erstandenen Parteien mit der Annahme der Verfassung aufgehört hätten zu bestehen, und daß man erwartete, alle Leute auf der Seite der Regierung zu finden. Wenn wir uns diese Ansicht zu eigen machen, so bleibt uns nur noch übrig, uns darüber zu orientieren, wie er sich zu den neuen und rein politischen Parteien stellte, die natürlich entstehen mußten.

Was jedoch immer Washingtons Meinung über Parteien und Parteizwistigkeiten gewesen sein mag, es steht fest, daß er sich keinen Täuschungen über die menschliche Natur und sich selbst hingab, auch nicht die Erwartung hegte, alle seine Handlungen würden überall Anklang finden. Er war sich wohl bewußt, daß es Unzufriedenheiten geben

würde, und kein Mann hat jemals ein hohes Amt mit so ausgesprochener Absicht übernommen, Kritik zu ertragen und davon zu lernen, wie Washington. Drei Monate nach seiner Inauguration schrieb er an seinen Freund David Stuart: „Ich möchte gern wissen, was die öffentliche Meinung von mir und meinen Maßnahmen hält; mir liegt aber nicht so viel daran, in Erfahrung zu bringen, wie sie über meine lobenswerten Beschlüsse usw. denkt, notabene, wenn solche überhaupt vorliegen, sondern über die für anstößig gehaltenen. Ein Mann, der sich vorgenommen hat, nichts Unrechtes zu begehen, wird sich niemals Abweichungen von der Regel zu Schulden kommen lassen; infolgedessen wird ihm stets daran gelegen sein, etwas über seine angeblichen schwachen Seiten zu erfahren. Haften ihm diese wirklich an, so wird kein vernünftiger Mensch in richtiger Selbsterkenntnis sich sträuben, andere Wege einzuschlagen. Sind es keine direkten Fehler, so kann er über die Motive für sein Verhalten Aufschluß geben und sie rechtfertigen." Die Bereitwilligkeit, Kritik zu hören, und das Wachen über die öffentliche Meinung waren charakteristisch, denn sein einziger Wunsch ging darauf hinaus, die Wahrheit zu erfahren und sich nicht selbst zu täuschen. Seine Reise durch Neu-England im Herbst desselben Jahres, sein Besuch in Rhode Island im nächsten Jahre und seine Tour durch die Südstaaten im Frühjahr 1791 waren einem doppelten Beweggrund entsprungen. Indem er dem Volke persönlich als Vertreter der Regierung gegenübertrat, wollte er es von der Existenz und dem Charakter der neuen Regierung überzeugen, deren Vertreter er war. Auch beabsichtigte er, durch seine an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen sowie durch Erkundigungen in Erfahrung zu bringen, was das Volk von der Regierung und ihrer Politik sowie von dem Verhalten des Kongresses dachte. Washington war ein scharfer

Beobachter und verstand es, sich zu informieren, denn er war geduldig und ausdauernd und besaß die wundervolle Gabe, infolge seiner größten Bereitwilligkeit auf irgend einen Rat zu hören, die öffentliche Meinung zu erforschen. Seine Reisen hatten alle denselben Erfolg. Sowohl im Süden als auch in Neu-England kam er zu der Überzeugung, daß das Volk mit der neuen Regierung und der Prosperität, die mit der Einführung des festen nationalen Systems in Zusammenhang stand, zufrieden sei.

Eigentlich wurde diese höher geschätzt, als sie es verdiente; denn er hatte bereits vor der Annahme der Verfassung an Lafayette geschrieben: „Viel Gutes wird auf unsere neue Regierung zurückgeführt werden, das dem Fleiß und der Enthaltsamkeit des Volkes zu verdanken ist, zu welchen Eigenschaften es der Zwang der Not getrieben hat." Ob dies der Wahrheit entsprach oder nicht, jedenfalls wurde der Regierung für alle Wohltaten das größte Lob gespendet und Washington schloß sehr richtig, daß die Mehrheit des Volkes mit ihm und seiner Regierung sympathisierte. Er wußte jedoch auch, daß nicht jede Kritik im freundlichen Sinne gehalten war, und als die Regierungsvorlagen eine nach der anderen vom Kongreß genehmigt wurden, konnte er sich bald überzeugen, daß Meinungsverschiedenheiten laut wurden, die, obwohl zuerst unbedeutend, mit jeder folgenden Debatte lebhafter wurden. Bereits kaum ein Jahr nach seinem Amtsantritt schrieb er an Stuart einen Brief, in dem er aufs tiefste den Partikularismus beklagte, der sich breitzumachen begann. Der Süden klagte, daß alles nur im Interesse der nördlichen und östlichen Staaten getan würde, ein Vorwurf, den Washington kräftig in Abrede stellte. Er sprach sich besonders scharf gegen den unvernünftigen und kindischen Inhalt dieser Klagen aus und führte die Unzufriedenheit in gewissen Staaten auf die

Klagen von Personen zurück, die wegen persönlicher Enttäuschungen dem Sitz der Regierung den Rücken gekehrt hatten. „Es ist bedauerlich", schrieb er, „daß die Redakteure der verschiedenen Zeitungen in der Union nicht öfters und richtiger (anstatt ihre Blätter mit groben Scherzen und sinnlosen Artikeln zu füllen, die nur wenige lesen würden, wenn ihnen der Inhalt bekannt wäre) die Kongreßdebatten über alle wichtigen nationalen Fragen veröffentlichen. Dies könnte jeder von ihnen ohne sonderliche Mühe tun." Washington glaubte augenscheinlich, daß für das Volk keine Gefahr vorhanden wäre, vom rechten Wege abzukommen, solange es richtig informiert würde. Aber ohne Zweifel waren die damaligen tüchtigen Redakteure der Ansicht, daß sie und ihre Korrespondenten sich besser eigneten, das Volk aufzuklären, als irgend jemand anders, und es läßt sich nicht nachweisen, daß ein Redakteur dem Verlangen des Präsidenten entsprochen hat.

Die Eifersüchteleien und Zwistigkeiten im Kongreß, die Washington wegen ihres partikularistischen Charakters sehr mißfielen, begannen, wie bekannt, mit den finanziellen Maßnahmen des Schatzamtes. Nach und nach wurden sie markanter und bestimmter und hielten schließlich ihren Einzug im Kabinett. Jefferson hatte nach einem Zwischenraume von mehreren Jahren das Amt des Staatssekretärs wieder übernommen und war natürlich nicht mehr mit dem Gange der inneren Politik vertraut. Er trat sein Amt mit sehr gemischten Gefühlen für die Verfassung an, aber unzweifelhaft von dem Gedanken beseelt, als Mitglied des Kabinetts nur das Beste zu wollen. Seine erste und leicht begreifliche Absicht war natürlich, sich der Politik der Regierung anzupassen; das gelang ihm so, daß unter ihm die berühmte Abmachung getroffen wurde, die Staatsschulden zu übernehmen und die Hauptstadt an die Ufer des Potomac zu verlegen.

Was eigentlich zu den ersten Zwistigkeiten zwischen Jefferson und Hamilton, dessen Finanzpolitik sich damals so glänzend bewährte, geführt hat, ist heute nicht mehr leicht zu ersehen. Jeffersons Verhalten war vielleicht auf ein Konglomerat von Motiven und Gründen zurückzuführen, wie es gewöhnlich bei Männern der Fall ist, wenn sie auch die Gründer der demokratischen Partei sind. Erstens entdeckte Jefferson gar bald, daß Hamilton für die leitende Persönlichkeit des Kabinetts und der Regierungspolitik gehalten wurde, was begreiflicherweise eifersüchtige Gefühle in ihm wachrufen mußte, weil er offiziell der erste Berater des Präsidenten war. Zweitens war es unvermeidlich, daß sich Jefferson Hamilton abgeneigt zeigte, weil es niemals zwei grundverschiedenere Leute in ihren Charaktereigenschaften und Ansichten gegeben hat. Hamilton war kühn, selbstbewußt, herrisch und männlich; er ging gerade auf sein Ziel los, und wenn sich ihm Hindernisse in den Weg stellten, so ging er darüber weg oder warf sie um. Stieß Jefferson jedoch auf Widerstand, so suchte er ihn zu umgehen oder zu untergraben, denn er war schlau, geschmeidig jedem offenen Kampfe abgeneigt. Auch waren Gründe für eine tiefe Meinungsverschiedenheit der beiden Minister betreffs der Regierungspolitik vorhanden. Jefferson vertrat in jeder Hinsicht die große demokratische Bewegung jener Zeit. Im Grunde zeigte seine Demokratie ein vernünftiges, amerikanisches Gepräge, aber die damals in Paris grassierenden wilden Ideen hatten ihn angesteckt, wie sich bei seiner Rückkehr zeigte. Selbst ein weniger einsichtsvoller Mann als Jefferson hätte sofort bemerkt, daß Hamilton und seine Freunde diesen Ideen nicht sympathisch gegenüberstanden. Auch sie erhofften die Gründung einer Republik, aber sie verlangten eine durch und durch energische und zentralisierte Regierung, die aristokratischen Tendenzen nicht abhold war. Diese

grundverschiedenen Ansichten, die noch durch persönliche Eifersüchteleien genährt wurden, hatten bald ein feindliches Verhalten Jeffersons gegen die leitenden Größen der Regierungspolitik zur Folge. Die neue Regierung war so erfolgreich gewesen, daß es zuerst tatsächlich keine Opposition gab und Jefferson die Aufgabe zufiel, eine Partei zu schaffen, Prinzipien zu formulieren und Beschlüsse mit dienlichen Schiboleths für den allgemeinen Gebrauch zu definieren. Jefferson wußte, daß Hamilton und alle, die auf seiner Seite standen, ebenso ernsthaft für eine Republik waren, wie er selbst. Aber sein untrüglicher Instinkt in politischen Sachen sagte ihm, daß ihm niemals die Gründung einer Partei glücken würde, wenn er nur erklärte, daß er eine demokratische Republik befürworte, seine Gegner jedoch eine mehr aristokratische vorzögen. Das war kein Schlagwort. Er mußte also auf triftigere Gründe sinnen. So gab er bekannt, daß seine Gegner Monarchisten seien, die in diesem Lande eine Monarchie gründen wollten und von einer im Solde des Schatzamtes stehenden „bestochenen Kompanie" im Kongreß unterstützt würden. Das war natürlich grober Unsinn, aber er erfüllte ausgezeichnet seinen Zweck, und Jefferson verkündete diese Anklagen so oft, daß er sie schließlich beinahe selbst glaubte. Mit ihm sympathisierende Schriftsteller wiederholen diese Unwahrheiten auch heute noch, gerade, als ob sie auf Wahrheit beruhten und nicht nur dazu bestimmt wären, die Dummen einzufangen. Jeffersons Hauptziel war, die großen Führer verhaßt zu machen, indem er sie beim Volke mit der königlichen Regierung in Zusammhang brachte, die abgeworfen worden war.

Jeffersons erster Schachzug war verdeckt. Im Frühling 1791 empfing er Thomas Paines „Rights of Man" und sandte das Pamphlet umgehend an den Drucker mit einer zu-

stimmenden Notiz, die sich auf John Adams bezog. Das Pamphlet erschien in der Neuauflage mit der betreffenden Notiz. Es erregte ein ungeheures Aufsehen, und die öffentliche Billigung des Staatssekretärs rief eine lebhafte, zum Teil sehr feindliche Kritik hervor. Jefferson spielte darauf den Unschuldigen und war erstaunt, daß die Notiz im Druck erschienen sei. Unter dem Vorgeben, die Angelegenheit aufklären zu wollen, schrieb er an Washington einen Brief, in dem er mitteilte, daß sein Freund Adams, für den er die größte Hochachtung habe, ein Anhänger der erblichen Monarchie und des Adels sei. Weiter kennzeichnete er seinen alten Freund als einen politischen Ketzer und reinen Davila[1]), über den und dessen Schriften Adams kurz vorher einige Abhandlungen veröffentlicht hatte. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, hätte kein genialerer Angriff auf den Vize-Präsidenten unternommen werden können; aber die Absicht war nur, die öffentliche Meinung auf den bevorstehenden Kampf zu lenken.

Das wahre Ziel dieser Schritte war, eine Partei zu begründen, und Jeffersons großen Amtsgenossen im Kabinett zu stürzen. Die „Rights of Man" mußten zuerst herhalten; der nächste Schritt war, einen New Yorker Verseschreiber und Journalisten Philip Freneau zu berufen, ihn zum Übersetzer im Staatsdepartement zu ernennen und als Redakteur bei einem unter dem Namen „National Gazette" bekannten oppositionellen Blatte anzustellen. Die junge Zeitung begann im Stile der damaligen Zeit zu arbeiten. Sie strotzte nicht nur von Beleidigungen gegen Hamilton und Adams sowie gegen die anderen Unterstützer der Schatzamtspolitik, die als „Monarchisten", „Aristokraten" und korrupte Kompanie" hingestellt wurden, sondern begann auch

[1]) Arrigo Caterino Davila (1576–1631), italienischer Staatsmann. Anm. d. Übers.

mit einer Reihe von gemeinen Angriffen auf den Präsidenten selbst. Jefferson stellte natürlich in Abrede, daß er irgend etwas mit den Zeitungsangriffen zu tun habe, und Freneau bekundete unter Eid, der Minister habe keine Zeile geschrieben. Als er jedoch alt und grau geworden war, erklärte er, daß Jefferson die meisten wichtigeren Artikel selbst geschrieben oder diktiert habe, und er wies sogar eine Anzahl Nummern der „Gazette" vor, worin die Artikel angestrichen waren. Strikte Wahrhaftigkeit war nicht der stärkste Charakterzug weder Freneaus noch Jeffersons, und es ist ziemlich gleichgültig, ob Freneau als Greis oder als Mann in den besten Jahren gelogen hat. Die erwiesenen Tatsachen des Falles machen unzweifelhaft Jefferson verantwortlich, was auch zutreffend war. Denn ein wegen seiner Angriffe auf die Regierung bekannter Redakteur einer Zeitung wurde vom Staatssekretär nach Philadelphia berufen, in seinem Departement untergebracht und wurde sein vertrautester Freund. Jefferson selbst nutzte seine Stellung aus, um Material für die Angriffe auf seinen Führer und auf seine Kollegen zu sammeln, denen er nach den einfachsten Regeln des Anstandes hätte loyal gegenüberstehen sollen. Er begnügte sich nicht einmal mit diesen Schikanen. Man hat viel zu wenig darauf geachtet, daß Jefferson neben seinen Bemühungen, eine Partei zu organisieren und Angriffe auf den Schatzsekretär und dessen Freunde in Szene zu setzen, vor allem darauf bedacht war, Hamiltons Stellung im Kabinett zu erschüttern, ihm Washingtons Vertrauen zu rauben und ihn aus dem Ministerium zu vertreiben, um selbst die Oberhand zu gewinnen. Jefferson hat zwar Washington niemals verstanden, aber er kannte ihn hinreichend, um zu wissen, daß er unter keinen Umständen Hamilton wegen einiger Zeitungsangriffe aufgeben würde. Er wandte daher eine noch heimtückischere Methode an.

Da ihm bekannt war, daß Washington die Gewohnheit hatte, zu Hause sich mit alten Freunden aller Parteischattierungen über öffentliche Angelegenheiten ungezwungen zu unterhalten, so beschloß er, diese als Sprachrohr für seine Anschläge gegen Hamilton beim Präsidenten zu brauchen. Um ganz sicher zu gehen, schrieb er noch einen Brief an Washington, in dem er auf die öffentliche Kritik Bezug nahm und seinem Schreiben den Anstrich einer wohlüberlegten Anklage gegen die Maßnahmen des Schatzamtes gab. In dieser Weise konnte er Hamilton ohne irgend eine Gefahr angreifen, und die Anklagen waren geschickt formuliert und so fein aufgebaut, daß sie in dem Leser jeden Verdacht aufkommen lassen mußten. Während dieser Zeit wird Washington zum ersten Male in den Kampf gezogen, dem unsere beiden großen politischen Parteien ihren Ursprung verdanken. Er tat, was Jefferson nicht getan hätte, übersandte Hamilton die genau formulierten Anklagen und ersuchte ihn um Aufklärung. Da die gegen die Regierungspolitik und das Schatzamt erhobenen Beschuldigungen im Geiste des „Monarchisten"- und „korrupten Kompanie"-Stils gehalten waren, so machte Hamilton mit ihnen kurzen Prozeß. War Jefferson überhaupt dieser Vorgang bekannt geworden, so muß er sehr enttäuscht darüber gewesen sein. Sein begreiflicher Fehler war der Irrtum eines gewandten Mannes, der seine Kräfte an einen draufgängerischen und sehr ehrlichen Gegner verschwendet. Hamilton antwortete, wie Washington jedenfalls erwartet hatte. Er kannte die Grundlosigkeit der Angriffe, aber nichtsdestoweniger beunruhigten sie ihn, weil sie ein sicheres Zeichen der entstehenden Parteizwistigkeiten waren. Das war jedoch nur der Anfang, und gar bald machten sich die Vorboten eines ernsten politischen Konfliktes bemerkbar, den er selbst nicht länger für unterdrückbar hielt.

Was Hamilton betraf, so gehörte er nicht zu den Ge-

duldigsten, und obwohl er auf die Angriffe Freneaus eine Zeitlang nicht reagierte, vergalt er schließlich Gleiches mit Gleichem. Da er niemanden bewegen konnte, für ihn den Kampf zu führen, so erwiderte er in der Fennoschen Zeitung unter einem leicht erkennbaren Pseudonym die Angriffe der „National Gazette". Er gehörte zu den besten politischen Essayisten des Landes, und seine Hiebe pflegten gewöhnlich zu sitzen. Jefferson krümmte und beklagte sich, und es hätte Hamilton besser angestanden, sich den Zeitungen fernzuhalten. Aber der Kampf war da. Er hatte sich vom Kabinett in die Presse verpflanzt, und die Öffentlichkeit wußte, daß die beiden hauptsächlichsten Minister sich in bitterer Feindschaft gegenüberstanden und hinter sich starke politische Hülfstruppen hatten. Der Zeitpunkt war gekommen, wo der Präsident eingreifen mußte, wenn er nicht wollte, daß seine Regierung durch die erbitterten und offenen Konflikte zwischen seinen Kabinettsmitgliedern in Mißkredit käme.

Er schrieb an beide Minister in einem ernsten und fast pathetischen, verweisenden Ton, ersuchte sie, ihre Zwistigkeiten einzustellen, kleinere Meinungsverschiedenheiten beizulegen und mit ihm zusammen für das Gedeihen der Verfassung zu arbeiten, der sie sich beide widmen müßten. Beide antworteten nach ihrer Art. Hamiltons Brief war kurz und offenherzig. Er könne seine Meinung über die Haltung und Absichten seines Kollegen nicht ändern; aber er bedauere die entstandene Spaltung und wolle alles tun, um neuen Differenzen vorzubeugen. Jefferson schrieb einen langen Brief, in dem er Hamiltons veröffentlichte Ausführungen einer Kritik unterzog, die bewies, daß er immer noch unter dessen wohlgezielten Pfeilen litt. Er benutzte auch die Gelegenheit, um seine Rechtfertigung mit erneuten Angriffen auf das Schatzamt zu verbinden, und schloß mit dem Bemerken, daß er seiner Demission mit dem Verlangen eines

„wellenmüden Seemannes“ entgegensähe und sich die Fortsetzung des Kampfes bis nach seiner Amtsniederlegung aufsparen würde. Bald darauf sandte er einen zweiten Brief, der einen Auszug seiner eignen Korrespondenz während seines Pariser Aufenthaltes enthielt, um seine Ergebenheit für die Verfassung zu beweisen. Dies alles erinnert einen unwillkürlich an die Bemerkung der Königin[1]: „Die Dame, wie mich dünkt, gelobt zu viel!“

Washington hatte Jefferson nicht des Mangels an Loyalität gegenüber der Konstitution bezichtigt, er hatte vielmehr überhaupt keine Anklagen gegen ihn erhoben. Aber Jefferson war sich bewußt, daß er sich durch sein eigenes Verhalten in eine üble Lage gebracht hatte, und er konnte sich nicht enthalten, einen rechtfertigenden Ton anzuschlagen. Washington erwiderte, daß er keine Beweise von Jeffersons Treue für die Verfassung brauche, und wiederholte sein ernstes Ersuchen um Beilegung aller Differenzen. „Ich will offen und frei bekennen“, schrieb er, „daß ich die Ansichten von Ihnen beiden für ehrlich und wohlgemeint halte, und daß erst die Erfahrung die Heilsamkeit der Maßregeln, die den Grund des Streites bilden, ergeben können .... Ich könnte diese Gründe noch weiter erörtern und hatte auch die Absicht, dies zu tun; aber ich will, wenigstens gegenwärtig, davon noch absehen, wünsche jedoch, daß der Becher, der uns gereicht worden ist, nicht durch eine Disharmonie von unseren Lippen gerissen wird, da sich nach meiner Ansicht in ihren Anschauungen überhaupt keine Disharmonien finden.“

Die Schwierigkeit war, daß nicht nur Meinungsverschiedenheiten zwischen den beiden Ministern bestanden, sondern auch ein fundamentaler politischer Gegensatz, der sich sogar auf das Volk erstreckte. Washingtons Regierung und

[1] Hamlet, Akt III, Szene 2. Anm. d. Übers.

ihre Beschlüsse konnten aber nur in einer Übereinstimmung der Ansichten und Befolgung der Verfassung Unterstützung finden. Diese Beschlüsse hatten sowohl den Beifall des Präsidenten und waren in vielen Fällen seiner eigenen Initiative entsprungen; er erblickte daher sehr richtig in ihnen den Erfolg und die Aufrechterhaltung der Verfassung. Aber unglücklicherweise für diese Interessengemeinschaft wurden die Beschlüsse vom Schatzsekretär bereitwilligst unterstützt, während sie nicht den Wünschen des Staatssekretärs entsprachen und von ihm nur eine geringe Beachtung fanden oder gar, wenn auch heimlich, bekämpft wurden. Für den Frieden gab es nur eine Möglichkeit, Jefferson mußte ganz in der Politik Washingtons und Hamiltons aufgehen, die jedoch mit der seinigen im krassen Widerspruch stand. Mit einem Wort, es war eine wirkliche, tiefgehende und unvermeidliche Parteispaltung eingetreten, und die sich feindlich gegenüberstehenden Führer der Parteien saßen Seite an Seite im Kabinett.

Gegen diesen Ausgang wehrte sich Washington mit allen Kräften. Er war einstimmig vom Volke zum Präsidenten erwählt worden, und er wollte unter keinen Umständen in den Verdacht kommen, daß er eine Partei um Unterstützung in seiner Regierung angehen könnte. Er hatte, wie er mit vollem Recht überzeugt war, sein Kabinett aus dem besten Material zusammengesetzt. Er war der Überzeugung, daß eine Auflösung des Kabinetts oder ein Wechsel seiner Mitglieder für die Regierung nur von Nachteil sein würde, und er selbst glaubte so fest an seine eigenen Ansichten und Wünsche, daß ihm trotz seiner Menschenkenntnis kaum zum Bewußtsein kam, jemand könnte anderer Meinung sein wie er. Da er auch sein Amt mit dem Vorsatz angetreten hatte, sich jeder Parteipolitik zu enthalten, so beschloß er mit seiner bekannten Beharrlichkeit, wenn nur irgend möglich, seine Absicht durch-

zuführen. Als es nun schon zu Parteizwistigkeiten gekommen und eine Spaltung zwischen den beiden führenden Mitgliedern des Kabinetts eingetreten war, konnte Washington kein größeres Risiko eingehen, als sich zu weigern, einen Ministerwechsel vorzunehmen, der die Regierung zu einem einheitlichen Ganzen gemacht hätte. Einem unbedeutenden Manne wäre ein solches Experiment gefährlich gewesen und würde verhängnisvolle Folgen gezeitigt haben. Es kann daher keinen besseren Beweis für Washingtons Willensstärke und unbeugsamen Charakter geben, als die Tatsache, daß er trotz der gegenseitigen Abneigung und Gehässigkeiten, die zwischen Jefferson und Hamilton herrschten, beide Minister im Amte ließ und nicht nur jedes Unheil verhütete, sondern auch gute Erfolge von den Talenten jedes einzelnen erzielte. Aber trotz seiner eisernen Faust konnte dieses Verhältnis auf die Dauer nicht bestehen, obwohl Washington in bewunderungswerter Weise das Unvermeidliche abzuwenden wußte und sogar Jefferson bat, im Amte zu bleiben, als dieser zur Einsicht kam, daß er sich nicht länger halten könne.

Die Einmischung in die Freneau-Angelegenheit hatte nur eine momentane Wirkung. Allerdings hörte Hamilton mit seinen Angriffen auf; aber Jefferson gab nicht nach und leitete eine Campagne ein, die Hamilton im öffentlichen und privaten Leben unmöglich machen sollte. Hamilton beantwortete und brandmarkte diesen feindlichen Angriff im Kongreß, und obwohl die vorgeschobenen Gegner Parlamentsmitglieder waren, erlitt der Staatssekretär eine schmähliche Niederlage. Da es Jefferson nicht gelang, seinen Gegner im Kongreß und in der Öffentlichkeit zu ruinieren, auch nicht ihm Washingtons Vertrauen zu rauben und seinen Einfluß bei der Regierung zu erschüttern, so zog er die Konsequenzen und sah ein, daß seines Bleibens im Kabinett nicht länger sei.

Mehr denn je kam ihm zum Bewußtsein, daß er ein „wellenmüder Seemann" sei, und nach kurzem Zögern legte er sein Amt nieder und übertrug seine politischen Operationen auf ein anderes Feld. Ein Jahr später folgte Hamilton seinem Beispiel, allerdings aus Gründen rein privater Natur.

Unterdessen waren verschiedene Ereignisse eingetreten, die die überhandnehmende Schärfe der Parteizwistigkeiten offenbarten und nicht ohne Einfluß auf den Präsidenten selbst blieben. Im Jahre 1792 mußten die bevorstehenden Wahlen einer Beratung unterzogen werden. Alle suchten Washington zu bestimmen, unter allen Umständen zum zweiten Male im Amte zu bleiben. Auch Hamilton und die Föderalisten befürworteten Washingtons Wiederwahl, weil sie in ihm den Führer, Freund und Unterstützer ihrer Beschlüsse sowie das Bollwerk der Regierung erblickten. Sogar Jefferson bestand darauf; denn er wußte, daß bei dem embryonenhaften Zustande seiner Partei ein Scheiden Washingtons, ganz abgesehen von dem schädlichen Einfluß auf das allgemeine Wohl des Staates, seine undisziplinierten Heerscharen der Gnade der energischen, ausgesprochen föderalistischen Regierung aussetzen würde.

So kam es, daß Washington einstimmig zum zweiten Male wiedergewählt wurde. An und für sich war ihm nicht viel an der Bekleidung eines öffentlichen Amtes gelegen, aber damals scheint er doch den Wunsch gehabt zu haben, die Präsidentschaft weiter zu behalten, um seine Absichten bis zum Ende durchführen zu können. Die Einstimmigkeit der Wahl erfreute Washington; denn neben der persönlichen Genugtuung leuchtete ihm auch ein, daß die Wiederwahl seine Position bedeutend befestigte und ihm Gelegenheit zur besseren Ausführung seiner Pläne bot. Am 20. Januar 1793 schrieb er an Henry Lee: „Man müßte ganz gefühllos sein,

wenn eine so ausgesprochene und ehrenhafte Anerkennung und ein so großes öffentliches Vertrauen auf einen nicht Eindruck machen würden. Da es sich bei dieser Sache um meinen Namen handelte, so würde es mir im ersten Augenblick wohl doch nicht angenehm gewesen sein, wenn meine Wiederwahl mit wenigen Stimmen erfolgt wäre. Ich kann allerdings nicht behaupten, daß ich ein besonderes Vergnügen bei dem Gedanken empfinde, eine zweite Pflichtperiode zu absolvieren. Das entspräche nicht ganz der Wahrheit."

Es sollte jedoch noch eine Weile dauern, ehe Washington, sei es durch Taten oder durch Worte, sich zum Führer oder nur zum Mitglied einer bestimmten Partei bekannte. Aber noch vor seinem zweiten Amtsantritt wußte er bereits, daß es eine Partei gab, die ihm und seinen Beschlüssen oppositionell gesinnt war.

Die Begründung der Regierung und die Schatzamts-Maßnahmen hatten sehr schnell eine starke Partei entstehen lassen, die den Namen behielt, den sie während der Kämpfe um die Verfassung angenommen. Sie sind seit jener Zeit bis heute unter der Bezeichnung „Föderalisten" bekannt. Die Opposition, die sich hauptsächlich aus Gegnern der Verfassung zusammensetzte, wurde von vornherein durch den Erfolg der Union und der neuen Regierung diskreditiert. Als Jefferson sich ihrer annahm, waren sie ohne jede Organisation und namenlos und als „Anti-Föderalisten" bekannt. Später gab ihnen ihr großer Führer einen Namen, Prinzipien, einen Kriegsruf, eine Organisation und schließlich verhalf er ihnen zu einem glänzenden Siege. Sie begannen jetzt geschlossener vorzugehen, als sie sich Hamiltons finanziellen Maßnahmen widersetzten. Aber seine Politik errang einen so durchschlagenden Erfolg, daß sie entmutigt wurden und durch ihre Niederlage in eine trau-

rigere Verfassung als vorher gerieten. Die französische Revolution mit ihren Folgen, einschließlich eines Krieges mit England, bot ihnen eine bessere Gelegenheit. Der Gedanke ist eigentlich traurig, daß die amerikanischen Parteien gerade in Fragen der auswärtigen Politik in Meinungsverschiedenheiten geraten sind. Dafür gibt es nur die Erklärung, daß wir, abgesehen vom Namen und der Zugehörigkeit, noch Kolonisten waren, und es gehörte daher zu Washingtons Aufgaben, nicht nur eine würdige und unabhängige Auslandspolitik zu schaffen, sondern auch die innere, noch immer koloniale Politik aus dem Wege zu räumen.

Während des Freudenrausches über die Empörung des französischen Volkes machten sich keine Zwistigkeiten bemerkbar, aber die Ankunft Genets war das Zeichen zum Beginn. Es bot sich dann der Welt das außergewöhnliche Schauspiel, daß eine amerikanische Partei unter der Führung des französischen Gesandten und der starken, aber verkappten Sympathie des Staatssekretärs gegen die Regierung aufgestellt wurde. Und das Volk war so für Frankreich eingenommen, daß die neue Partei anscheinend zuerst allgemeine Unterstützung fand. Das energische Auftreten der Regierung und Washingtons unumstößliches Festhalten an seiner Neutralitätspolitik geboten ihr den ersten Halt, verdoppelten auch ihre Angriffe. Während der ersten drei Jahre der Regierung wagte es niemand, Washington persönlich anzugreifen. Die unbegrenzte Liebe und Achtung, die er überall genoß, bildeten die Hauptgründe für diese Mäßigung; aber auch die Gegner, denen das Achtungsgefühl abging, hüteten sich aus Klugheit, in den Ruf zu gelangen, dem Präsidenten feindlich gesinnt zu sein.

Die Fiktion, daß der König nichts Unrechtes tun könne, wurde von dem „Long Parliament" auf die Spitze ge-

trieben, als es Karl den Krieg erklärte, um ihn von böswilligen Ratgebern zu befreien. In jener Angelegenheit war dieser Schritt unzweifelhaft auf einen klugen Konservatismus zurückzuführen; in den Vereinigten Staaten und dem gewöhnlichen Gange der Politik konnte man sich jedoch eines solchen Vorgehens nicht bedienen. Der Präsident war für sein Kabinett und die Maßnahmen seiner Regieruug verantwortlich, und diese waren nicht lange auseinanderzuhalten, wenn auch der oberste Beamte eine so große und verehrte Persönlichkeit war wie Washington. Der seine Zeitung im Bureau des Staatssekretärs redigierende Freneau scheint der erste gewesen zu sein, der die Grenze überschritt. Er ging schnell von Angriffen auf Beschlüsse zu Angriffen gegen Personen über und schonte bald den Präsidenten selbst nicht mehr. Washington hatte jedoch bereits während der Revolution so viele Beleidigungen und Verhöhnungen zu kosten bekommen, daß er sich wenig Kopfzerbrechen darüber machte. Aber Freneau unterließ nicht, ihm die betreffenden Zeitungen zu übersenden, eine Unverschämtheit, die augenscheinlich eine heftige Anklage zur Folge hatte, was nicht unwahrscheinlich ist, obwohl sich darüber nur etwas in Jeffersons „Ana" findet. Als die Angriffe fortgesetzt, ja sogar verschärft wurden und Bache sich auch in der „Aurora" in Gehässigkeiten erging, kam Washington bald zur Überzeugung, daß die Opposition einem wohlüberlegten Plane entsprang und das Werk einer Partei war, die seine Maßnahmen zum Scheitern bringen wollte und es auf den Ruin der Regierung abgesehen hatte. Jeder Staatsmann, dem einem repräsentativen System gemäß die Regierungsarbeit übertragen worden ist, wird selbstverständlich stets glauben, daß seine Feinde auch die Feinde des Volkswohles sind, und Washington bildete in dieser Beziehung keine Ausnahme. Eine solche Meinung

ist allerdings unvermeidlich, denn ein im öffentlichen Leben stehender Mann muß glauben, daß seine Maßnahmen nur das Beste für sein Vaterland sind. Fehlt ihm dieser Glaube, so ist er ein Schwächling, der sich weder für's Regieren, noch für die Führerschaft eignet. Die Geschichte hat Washingtons Grundgedanken über seine Regierungspläne anerkannt und sie als das richtige und erfolgreiche Fundament der Regierung bezeichnet. Man darf sich nicht wundern, daß Washington vor der Hand eine Partei, die von dem französischen Gesandten geleitet wurde und uns in einen Krieg zu verwickeln drohte, für unpatriotisch und gefährlich gehalten hat. Er glaubte sogar, Genets Verhalten nur dadurch erklären zu können, daß dieser wohl ein Werkzeug, aber nicht der Führer der Partei sei, die ihn unterstützte. Tatsächlich zeichnete sich seine allgemeine Ansicht über die Opposition durch jene große Klarheit aus, die für alle seine Urteile, wenn erst einmal gebildet, charakteristisch war. Im Juli 1793 schrieb er an Henry Lee: „Ich weiß sehr wohl, daß es nicht nur in diesem Lande, sondern überall unzufriedene Elemente gibt und daß diese von den verschiedensten Gefühlen beseelt sind: Es gibt gute, die der Meinung sind, daß den allgemeinen Maßnahmen der Regierung unlautere Absichten zu Grunde liegen, auch gibt es schlechte, und, wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, diabolische, die nicht nur prinzipiell die Maßnahmen der Regierungen zu verhindern suchen, sondern vor allem bedacht sind, das unumgänglich nötige Vertrauen des Volkes in seine öffentlichen Diener zu erschüttern, was höchstens angebracht wäre, wenn letztere sich als unwürdig erwiesen hätten. In diesem Lichte betrachte ich mich, so lange ich im Amte bin, und wenn sie noch weiter gehen sollten und mich ihren Sklaven während dieser Periode nennen würden, so würde ich dem nicht widersprechen.

„Aber was wird das Ende dieser Beleidigungen sein? So weit es mich betrifft, ist es mir gleichgültig; denn ich habe einen Trost, den nichts auf Erden mir nehmen kann, nämlich, daß weder Ehrgeiz noch habsüchtige Motive die Richtschnur für mein Verhalten gewesen sind. Die boshaften Pfeile, wie spitz und scharf sie auch sein mögen, können mich niemals in meinem verwundbarsten Teile treffen, trotzdem sie so lange auf mich abgeschossen werden dürften, als ich die Zielscheibe bin. Die Veröffentlichungen in Freneaus und Baches Zeitungen sind ein Verbrechen gegen die guten Sitten und werden noch verschärft in dem Maße, wie sie mit Verachtung gestraft und gänzlich ignoriert werden von den Leuten, gegen die sie gerichtet sind. Ihre Tendenz ist jedoch zu unverkennbar, um von Persönlichkeiten mit klaren und ruhigen Köpfen mißverstanden zu werden, sollte diese aber nach meiner Meinung beunruhigen, weil es schwierig ist, eine Grenze ihrer Wirkung festzustellen."

Er pflegte sich jedoch nicht oft über seine Gegner auszulassen. Aber sagte er etwas, so entbehrte es gewöhnlich nicht des beißenden Sarkasmus. So schrieb er z. B. an Morris: „Die Angelegenheiten dieses Landes können nicht schief gehen. Denn es gibt so viele wachsame Hüter und so unfehlbare Führer, daß man zu keiner Zeit an einem Leiter zu verzweifeln braucht. Ich will jedoch in dieser Sache nichts weiter sagen." Wenn diese Angriffe überhaupt eine Wirkung auf ihn ausübten, so war es nur die, daß er noch fester entschlossen war, seine Vorsätze auszuführen. In dem ersten Scharmützel, das mit der Abberufung Genets endete, trug er nicht nur den Sieg davon, sondern die Frechheit des Gesandten, besonders als dieser wagte, an das Volk gegen seinen Präsidenten zu appellieren, demoralisierte auch die Opposition und brachte mit Sturmgewalt die öffentliche Meinung auf die Seite der Regierung.

Das Unheil, das Genet angestiftet hatte, fand jedoch mit seiner Entlassung kein Ende. Er hatte die Saat für alle Unannehmlichkeiten gesät, unter anderem wollte er Vereinigungen im Stile des berüchtigten Jakobiner-Klubs gründen. Es war traurig genug, daß amerikanische Bürger so wenig Selbstachtung besaßen, sich den französischen politischen Jargon zu borgen und die Pariser politischen Gewohnheiten nachzuäffen. Sich rote Mützen aufsetzen, auf den Untergang der Tyrannen zu trinken, Ça ira zu singen und sich untereinander „Bürger" zu nennen, grenzte schon an Blödsinn, aber war immerhin harmlos. Als sie jedoch begannen, „demokratische Vereine" nach dem Muster der Jakobiner als Verteidigung der Freiheit gegen ihre Regierung, die das Volk selbst ins Leben gerufen hatte, zu gründen, wurde der Sache die lächerliche Seite genommen und erhielt einen ernsten Anstrich. Diese Vereine, die nur sinnlose Nachahmungen französischer Vorbilder waren und absolut keine Ursache hatten, die Freiheit zu verteidigen, wurden nun Parteigebilde mit ausgeprägter Tendenz zur Zügellosigkeit und Unruhe. Washington betrachtete sie mit unverhohlenem Mißfallen, denn er führte auf sie die Agitation und Unzufriedenheit der Ansiedler jenseits der Berge zurück, die ihn nun in Verwicklungen mit Spanien zu bringen drohten; er war auch der Ansicht, daß sie bei dem Whiskey-Aufruhr die Hand im Spiele gehabt hatten. Nachdem er alle erdenklichen Mittel und Wege versucht hatte, um die Sache gütlich beizulegen, und als er sicher war, die Gesinnungen der besten Leute auf seiner Seite zu haben, beschloß er, diesen „Aufruhr" mit eiserner Faust zu unterdrücken. Als er sich für den entscheidenden Schlag vorbereitete, schrieb er an Henry Lee: „Ich bemerke, ich konnte, soweit meine Informationen gingen, mit Stolz und Genugtuung wahrnehmen, daß dieser Aufruhr überall die größte Entrüstung und Erbitterung hervorgerufen hat,

ausgenommen bei den Leuten, die niemals eine Gelegenheit vorbei gehen lassen, die Gesamtregierung mit Seitenhieben oder anderweitig anzugreifen. Aber auch unter diesen befindet sich niemand, der den traurigen Mut besitzt, öffentlich die verwegenen Gesetzesübertretungen zu verteidigen. Nur versuchen sie durch Beschönigungen die Verfahren gegen die Insurgenten zu verzögern, bis der Kongreß den Fall entschieden hat. Sie haben natürlich nur die Absicht, Zeit zu gewinnen und wenn möglich die Übel noch größer, fürchterlicher und vor allem schwieriger zu gestalten, so daß Gegenmaßregeln und die Unterdrückung erschwert werden.

Ich erachte diesen Aufstand für das erste bedenkliche Ergebnis der demokratischen Vereine, das, wie ich glaube, nach ihren eigenen Ansichten zu früh hervorgerufen wurde und ihre Vernichtung im Gefolge haben könnte."

Mit dem Anmarsch der Truppen der Vereinigten Staaten nahm die Rebellion ein Ende. Sie war jedoch gefährlich genug gewesen, um das konservative Volk zu alarmieren; aber ihre ruhmlose Beendigung brachte die Opposition, die den Aufruhr bis zu einem gewissen Grade ermutigt hatte, in Mißkredit.

Als diese Sache erledigt war, beschloß Washington den nächsten Schlag gegen die — nach seiner Ansicht — Hauptquelle aller Übel, die Klubs, zu führen, die, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, „nur ins Leben gerufen worden sind, um die Gemüter der Bevölkerung dieses Landes zu vergiften und sie mit der Regierung unzufrieden zu machen". In seiner Botschaft an den nächsten Kongreß zog er daher scharf gegen die demokratischen Vereine zu Felde. Nachdem er den Verlauf der Whiskey-Rebellion dargestellt hatte, fuhr er fort:

„Und wenn sie [die Bürger der Vereinigten Staaten] in ruhigen Augenblicken der Überlegung sich über den Ursprung und den Verlauf des Aufstandes klar geworden sind,

dann sollen sie sich auch überlegen, ob sie nicht durch die Machinationen von Männern hervorgerufen worden sind, die ohne Rücksicht auf die Folgen, die unumstößliche Wahrheit außer Acht gelassen haben, daß diejenigen, die aufreizen, nicht immer Herren des Sturmes sind, den sie entfesselt haben, und ob diese Leute nicht aus Unwissenheit oder Verdrehung der Tatsachen Verdächtigungen, Eifersüchteleien und Anklagen gegen die ganze Regierung verbreitet haben."

Sowohl die Opposition im Kongreß als auch in den Zeitungen erhob ein lautes Geschrei über diese deutliche Sprache, aber wenn Washington einen Hieb erteilte, so pflegte er zu sitzen, so auch diesmal. Da die scharfe Kritik des Präsidenten unmittelbar nach dem Fiasko des Aufstandes und dem Triumph der Regierung kam, so hatte sie eine vernichtende Wirkung auf die demokratischen Vereine. Sie verschwanden wie das Unkraut, dessen Wurzeln kunstgemäß ausgerottet werden.

Obwohl Washington nach diesen Vorgängen sich standhaft weiter weigerte, als Führer einer Partei zu gelten, bezweifelten die Gegner seine Versicherungen. Sie hielten ihn nicht nur für den Leiter der Föderalisten, sondern, und mit vollem Recht, für ihren gefährlichsten Feind und den Mann, der ihnen und ihrer Sache gefährliche Wunden versetzt hatte. Jede Zurückhaltung, der sie sich bisher in den persönlichen Angriffen auf Washington befleißigt hatten, ließen sie jetzt fallen. Bald bot sich die Gelegenheit für eine öffentliche Kriegserklärung in der vielbestrittenen Frage über den britischen Vertrag, in dem sie einen besseren Untergrund fanden als in der Genet-Angelegenheit, und für den sie eine größere Sympathie des Volkes auf ihrer Seite hatten. Ihre Redner zögerten nicht, die Haltung des Präsidenten in dieser Sache als ungehörig und monarchistisch hinzustellen und zu ver-

langen, ihn in Anklagezustand zu versetzen. Nach der Unterzeichnung des Vertrages wurde in der „Aurora“ erklärt, der Präsident hätte die Verfassung verletzt und einen Vertrag mit einer Nation abgeschlossen, die das Volk verabscheute, und daß er die ehrerbietigen Vorstellungen Bostons und New Yorks in einer Weise beantwortet habe, als ob er der allmächtige Pascha eines Serails sei, und das Volk so verachtungsvoll behandelt hätte, als ob er auf dem Throne von „Industan“ säße.

Alle diese und viele andere in demselben Ton gehaltene Bemerkungen sind von McMaster gesammelt und mit Eifer zusammengestellt worden. Jeder, der Zweifel an Washingtons politischer Haltung hegt, sollte diese Bände lesen. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß der Verfasser der soeben erwähnten famosen Streitschrift mit der wahren Bedeutung eines Serails oder „Industans“ sehr vertraut gewesen ist, aber ihm und seinesgleichen gefielen vielleicht diese Worte, wie es der bewußten alten Frau erging, die immer den Namen Mesopotamien hören wollte. Andere Persönlichkeiten waren in ihren Erklärungen bedeutend prägnanter. John Beckley, der einst Beamter im Repräsentantenhause gewesen war, und unter dem passenden Pseudonym „Ein ruhiger Beobachter“ schrieb, behauptete, Washington habe trotz des Gesetzes mehr als sein Gehalt genommen und auf diese Weise 4750 Dollars gestohlen. Selbstverständlich knüpfte der „Ruhige Beobachter“ die Frage an: „Was wird die Nachwelt von einem Mann sagen, der sich so etwas hat zu Schulden kommen lassen? Wird man nicht behaupten, daß Cäsar, Cromwell und Washington dieselbe heuchlerische Maske getragen haben?“ Ein anderer Patriot, der auch der demokratischen Partei angehörte, erklärte, der Präsident hätte sich einer republikanischen Regierung gegenüber unaufrichtig benommen. Er beschuldigte Washington, sich in der Doppelrolle eines einsiedlerischen

Mönches und eines hochmütigen Tyrannen zu gefallen, und die Minister, daß sie nur dem Willen des Präsidenten gehorchten, der die Untertanenpflicht des Volkes bestimme.

Die Unterstützung Genets, die demokratischen Vereine und die neue insgeheim verabredete und erbitterte Opposition gegen den Jay-Vertrag überzeugten Washington, wenn das überhaupt nötig war, daß er seine Absichten nur mit Unterstützung der Leute durchführen könne, die mit seinen Plänen einverstanden waren. Als Jefferson aus dem Staatsdepartement schied, ernannte der Präsident Randolph zum Nachfolger und den Föderalisten Bradford zum Generalanwalt. Nach Hamiltons Scheiden aus dem Schatzamt bestimmte Washington Hamiltons rechte Hand, Wolcott, der auch der Zuverlässigste in der Partei war, für das vakant gewordene Amt. Wäre Randolph im Kabinett geblieben, so würde er ein Föderalist geworden sein. Wie alle Leute, die wetterwendischer Meinung sind, machte er, als die Zeit zum Springen gekommen, gleich einen gewaltigen Satz, indem er den Vertrag und die Denkschrift unterzeichnete, obwohl er beide stark mißbilligte. Er war bereit, sich der Politik des Kabinetts anzupassen, zog es jedoch vor, wegen des Fauchet-Briefes zu resignieren. Nachdem Washington dann das Amt mehreren Personen angeboten hatte, von denen ihm bekannt war, daß sie mit der Regierung übereinstimmten, riskierte er es lieber, es Pickering zu geben, obwohl dieser durchaus kein sicherer Führer war, als sich der Möglichkeit auszusetzen, einen Ratgeber zu finden, der seine Ansichten nicht teilte. Zu derselben Zeit ernannte er James McHenry, der zu seinen intimen Freunden und Anhängern gehörte, zum Kriegsminister. Er wollte sich immer noch nicht als ein Parteiführer bekennen, aber ihm war zum Bewußtsein gekommen, gerade wie Wilhelm von Oranien, daß er trotz seines eisernen Wollens und seiner besten Absichten der Un-

möglichkeit nicht Herr werden würde, die menschliche Natur zu ändern oder eine erfolgreiche Regierung unter einem repräsentativen System ohne Hilfe einer Partei durchzuführen. Diesen Schluß zog er mit seiner bekannten Offenheit während des hitzigen Kampfes über den Vertrag in einem Briefe vom September 1795 an Pickering. „Ich werde niemals", schrieb er, „solange ich die Regierung führe, wissentlich einen Mann für ein verantwortliches Amt ernennen, dessen politische Tendenzen nicht mit den Maßnahmen der Gesamtregierung übereinstimmen. Nach meiner Meinung käme dies einem politischen Selbstmord gleich. Unter allen Umständen würde es der Regierung Verlegenheiten bereiten." Eine knappere, bündigere Erklärung der Doktrin der Parteiregierung kann wohl kaum gegeben werden, und das Verhalten Monroes und der oppositionellen Zeitungen waren ein sicherer Beweis für die Richtigkeit von Washingtons Theorie.

Benötigten seine Entschlüsse noch einer Stärkung, so lieferten ihm seine Gegner das Material dazu. Im Februar 1796 weigerte sich das Haus am Tage von Washingtons Geburtstag, die Sitzung eine halbe Stunde auszusetzen, um, wie es damals Brauch war, dem Präsidenten die Glückwünsche darzubringen. Die Demokraten jener Zeit waren sich über die Parteizugehörigkeit Washingtons klar geworden und zögerten nicht, auf diese Weise ihr Mißfallen über seine politische Haltung auszudrücken. Der Vorgang war nicht das Werk eines Zeitungsredakteurs, sondern die wohlüberlegte Handlung der Kongreßvertreter einer Partei. Tatsächlich hätte der Parteihaß keine schöneren Blüten treiben können, und dieser einzige Zwischenfall genügt, um die Illusion zu zerstören, daß Parteikämpfe und Erbitterungen nur Erzeugnisse der Neuzeit und der heutigen Entwicklung der politischen Organisationen wären.

Trotz dieser Angriffe kann es jedoch keinem Zweifel

unterliegen, daß Washingtons Einfluß auf das große Volk derselbe blieb. Sie würden ihn gern zum dritten Male zum Präsidenten gewählt haben, und wäre der Versuch gemacht worden, so hätten Tausende, die sonst für die Opposition gestimmt, ihn bereitwilligst unterstützt. Aber diesmal gab Washington den Wünschen seiner Freunde und des Landes nicht nach. Er war sich bewußt, daß er seine Arbeit getan hatte, und er verlangte nach Ruhe und Zurückgezogenheit, die ihm von allen Dingen das Köstlichste dünkten. Im September 1796 veröffentlichte er seine Abschiedsadresse, und kein Mann hat wohl jemals ein edleres politisches Testament hinterlassen. Ungeachtet unzähliger Anfechtungen hatte er die Hauptsache zur Gründung der Regierung der Vereinigten Staaten beigetragen, die ohne seinen weitgehenden Einfluß leicht hätte vereitelt werden können. Er hatte die Vornehmheit seines eigenen großen Charakters auf sein Werk übertragen, hatte die brillante Finanzpolitik Hamiltons unterstützt, dem kolonialen Geist in unserer Politik den Todesstoß versetzt und unsere auswärtige Politik auf ein Niveau erhoben, das einer unabhängigen Nation würdig war. Er hatte die Fesseln gesprengt, die den Aufschwung der westlichen Ansiedelungen behinderten und, ohne sich etwas in seiner Ehre zu vergeben, Zeit gewonnen, um unsere Institutionen auszubilden und zu kräftigen. Er hatte mit unseren gefährlichsten Feinden Frieden geschlossen und, abgesehen von dem Fall mit Frankreich, dessen bedrohliche Komplikationen zu lösen seinem Nachfolger vorbehalten war, standen bei seinem Scheiden die Vereinigten Staaten mit der übrigen Welt in besseren und ehrenvolleren Beziehungen, als der größte Optimist bei der Annahme der Verfassung zu hoffen gewagt hätte. Auf der Höhe seines Triumphes angelangt, verabschiedete er sich nun von dem Volke, das er so liebte, und dem er so treu gedient hatte. Jedes

Wort offenbarte den reinsten und weisesten Patriotismus. „Seid einig“, sagte er, „seid Amerikaner! Der Name, der euch eurem nationalen Charakter gemäß gehört, muß den gerechten patriotischen Stolz mehr erhöhen, als irgend ein Name, der von lokalen Unterschieden abgeleitet ist. Laßt keinen Partikularismus aufkommen, keinen Norden, Süden, Osten oder Westen; ihr müßt euch auf euch gegenseitig verlassen und solltet ein Volk sein. Hütet euch vor offenen oder versteckten Angriffen auf die Verfassung. Hütet euch vor den traurigen Wirkungen des Parteigeistes und dem Ruin, zu dem seine Übertretungen führen müssen. Ermutigt den Parteigeist nicht, sondern laßt nichts unversucht, ihn zu mildern und zu vermindern. Haltet die einzelnen Regierungsabteilungen auseinander, sorgt für Erziehung und Bildung, unterstützt den öffentlichen Kredit und vermeidet Schulden. Wahret Gerechtigkeit und guten Glauben allen Nationen gegenüber, haltet euch fern von leidenschaftlichem Haß und ebenso von liebevoller Zuneigung ihnen gegenüber, bleibt politisch unabhängig. Kurz und gut, seid eine Nation, seid Amerikaner und aufrichtig gegen euch selbst.“

Seine Ermahnungen wurden vom Volke mit großer Ehrerbietung aufgenommen und hinterließen einen tiefen Eindruck. Generationen sind gekommen und gegangen; aber die Abschiedsbotschaft hat sich tief in die Herzen des Volkes gesenkt, und die Kinder und Enkelkinder derjenigen, für die die Botschaft bestimmt war, haben sie stets beherzigt und gewußt, daß die Befolgung der gegebenen Ratschläge vor Irrtümern schützen würde.

Zur Zeit war jedoch, trotz der allgemeinen Trauer über Washingtons Scheiden und trotz der Achtung vor seinen letzten Ratschlägen die Opposition so feindlich gesinnt, daß sie sogar die Botschaft zu erneuten Angriffen auf ihren Verfasser benutzten. „Sein Charakter“, erklärte ein Demokrat, „erscheint nur so

lange achtenswert, als er unbekant ist. Er ist eigenwillig, habsüchtig und prahlerisch. Ohne militärische Fähigkeiten ist er durch die von ihm bekleideten Stellen zu Ruhm und Ehre gekommen. Seine finanziellen Maßnahmen haben den Armen Lasten auferlegt, um die Reichen zu bereichern. Die Geschichte wird ihn später in seinem wahren Lichte erscheinen lassen. Frankreich und sein Land haben ihm zum Ruhm verholfen, und sie werden ihm diesen wieder entreißen."

„Sein Ruhm ist in nichts zerflossen", schrieb ein anderer, „und er ist von der Höhe eines Solon oder Lycurgus zur Tiefe eines holländischen Statthalters oder venetianischen Dogen gesunken. Die Nachwelt wird vergeblich nach Spuren von Weisheit während seiner Regierungszeit suchen."

Für nachdenkliche Menschen entbehren diese Bemerkungen nicht eines gewissen Interesses; denn sie beweisen, daß sich die besten Männer irren können. Der vornehme Demokrat, der diese Bemerkungen gemacht hat, ist der Vergessenheit anheim gefallen; Washingtons Name ist jedoch der Geschichte erhalten geblieben. Der Passus in der Botschaft, der den größten Anstoß erregte, war, wie McMaster betont, und wie wegen der kolonialen Führung unserer Politik nicht anders zu erwarten war, derjenige, welcher es für unsere wahre Politik erklärte, „daß wir uns von jeglichen dauernden Bündnissen mit irgend einer Nation der Welt frei zu halten haben." Das, so wurde ausgelegt, bezweckte nur, nachdem wir einen Vertrag mit England abgeschlossen hatten, uns von einem Bündnis mit Frankreich abzuhalten. Ein anderer bedeutender Redakteur erklärte, daß die Abschiedsbotschaft den niedrigsten Motiven entsprungen sei; daß der Präsident gewußt habe, er könnte nicht wieder gewählt werden, weil die Republikaner sich vereinigt haben würden, Adams ans Ruder zu bringen, der die Einfachheit eines Republikaners besaß, während Washington sich wie ein türkischer Pascha gebärdete.

Nur um sich diese Demütigung zu ersparen, sei er schlauerweise zurückgetreten.

Als Washington zum letzten Male im Kongreß erschien, nahm William Giles von Virginien die ihm durch die Redefreiheit gebotene Gelegenheit wahr, um den Präsidenten persönlich anzugreifen. Es wäre natürlich grundfalsch anzunehmen, daß ein roher Patron wie Giles in Wirklichkeit die demokratische Partei repräsentiere. Aber er vertrat den äußersten Flügel, und nachdem er von seiner Seite Washington weder für klug noch patriotisch und sein Scheiden für alles andere denn ein Unglück erklärt hatte, gelang es ihm, zwölf Gesinnungsgenossen zu finden, die durch Stimmenabgabe seine Erklärung unterstützten. Die Presse war sogar noch weniger zurückhaltend. So wurde in der „Aurora" erklärt, Washington habe die Nation erniedrigt und betrogen. Seine Regierung habe gezeigt, daß man die Maske des Patriotismus tragen könne, um die schändlichsten Gefahren für die Freiheit des Volkes zu verbergen. Wieder und immer wieder betonten die Verfasser, daß Washington Frankreich verraten habe und der Sklave Englands sei.

Die Beschuldigung, daß er mit England sympathisiere, scheint die einzige Beleidigung der Gegenpartei gewesen zu sein, die ihn wirklich gekränkt hat. Als im August 1794 diese Verleumdung zuerst der erfinderischen Quelle aller Angriffe entsprang, schrieb er an Henry Lee: „Was die angeblich von Jefferson getanen Äußerungen betrifft, so würden sie für diejenigen, die mit meinen Charaktereigenschaften bekannt sind, rätselhaft erscheinen, ausgenommen sie enthalten eine Ironie. In diesem Falle sind sie so beleidigend für mich und so unwahr, daß man sie ihm kaum zuschreiben darf. Meine Gefühle für Großbritannien und dessen Politik müssen ihm so bekannt gewesen sein, daß er, was ich nicht glauben mag, mich für einen der verräterischsten und vertrauens-

unwürdigsten Menschen halten muß. Denn er hat nicht nur aus privaten Unterhaltungen zwischen uns über diese Angelegenheit, sondern auch bei passender Gelegenheit aus meinen Unterredungen mit den Vertrauensmännern des Volkes entnehmen können, daß ich entgegengesetzter Meinung bin und diese so energisch vertreten habe, daß keiner der Anwesenden mich mißverstanden haben kann.

Da ich, soweit es in der Macht der Exekutive lag, entschlossen war, unser Land neutral zu halten, so habe ich mein öffentliches Verhalten dieser Absicht angepaßt. Indem ich in dieser Weise vor der Öffentlichkeit handelte, verboten mir Konsequenz und Anstand als Privatmann unbedachte Äußerungen zu Gunsten einer Nation oder zum Nachteil einer anderen, die die Regierung nur in Verlegenheit bringen konnten und dem Lande keine Vorteile boten."

Sowohl durch sein Verhalten als auch durch seine Worte hatte er seine Freundschaft für Frankreich in dem Maße zu erkennen gegeben, wie es die Dankbarkeit erforderte. Wie bereits erwähnt wurde, hatte er, um jeden Anschein zu vermeiden, daß man Frankreich brüskieren wolle, sich geweigert, hervorragende Emigrés wie Noailles, Liancourt und Talleyrand[1]) zu empfangen. Er war in dieser Beziehung so vorsichtig, daß er sich sehr gegen seinen Willen entschloß, den Sohn Lafayettes nicht in seinem Hause aufzunehmen. Und als sich die Notwendigkeit ergab, für Morris einen Nachfolger zu finden, war er so besorgt, eine Frankreich angenehme Persönlichkeit zu finden, daß er einen so ausgesprochenen Gegner der Regierung wie Monroe wählte.

Andrerseits hatte er sich nicht von den peinlichen Gefühlen gegen England losreißen können, die er mehr

[1]) Vergleiche den Brief an den Herzog von Liancourt, der die Gründe für die Weigerung des Präsidenten, ihn zu empfangen, angibt. (Sparks XI 161).

als andere während der Revolution hegte. Als er einen ehrenvollen Frieden mit England suchte, stellte dessen Verhalten große Anforderungen an seine Geduld. Im Jahre 1795 schrieb er an Morris: „Ich gebe Ihnen diese Details (sollten Sie mit Lord Grenville noch einmal in dieser Angelegenheit verhandeln, so steht Ihnen frei, diese oder andere, je nach den Umständen, unoffiziell zu erwähnen), um die unfreundliche Haltung (so kommt sie mir wenigstens vor) der britischen Regierung gegen die Vereinigten Staaten zu beweisen. Es soll auf diese Weise bekannt werden, wie schwierig es für die Exekutive gewesen ist, unter einer so großen Anhäufung von erschwerenden Umständen den erstrebten Neutralitätsstandpunkt zu wahren. Noch dazu in einer Zeit, in welcher die Erinnerung an die französische Unterstützung, die uns während der Revolution zuteil geworden, noch frisch in aller Gedächtnis war und die Parteigänger jenes Landes fortgesetzt die Gefühle jenes Volkes der unfreundlichen Haltung der britischen Regierung gegenüberstellen, obwohl, wie ich schon betont habe, ihre eigenen Leiden während des Krieges mit England noch nicht vergessen waren." Der Mann in unserem Lande, der von allen anderen den höchsten Begriff von der amerikanischen Nationalität besaß, der als erster unsere Politik den Klauen des Kolonialsystems entriß, und dem die Neutralitätspolitik zu verdanken war, hatte alle Ursache, sich gegen die bittere Ironie aufzulehnen, in Sympathie mit den Briten zu sein. Die Wahrheit ist, daß es damals nur eine ausländische Partei gab, und zwar die, die sich mit Frankreich identifizierte und zu Jefferson und der Opposition gehörte. Die unter Washingtons und Hamiltons Führung stehenden Föderalisten und die Regierung waren entschlossen, daß die Regierung amerikanisch und nicht französisch sein sollte. Das war aber in den Augen der Opposition gleichbedeutend mit



einer Unterwerfung unter die Kontrolle Englands. Als die Föderalisten später ihre Macht verloren und zu einer aufrührerischen Minorität herabsanken, wurden sie englandfreundlich und durch und durch politisch so kleinlich-kolonial, wie Jeffersons Partei es gewesen war. Wenn sie noch die Klugheit von früher besessen hätten, so würden sie sich zu Verfechtern des amerikanischen Gedankens gemacht und den Versuch unterstützt haben, sich von der kolonialen Politik zu befreien, auch wenn sie gezwungen worden wären, gegen jemanden zu kämpfen, um das Ziel zu erreichen. Sie erwiesen sich jedoch der Aufgabe nicht gewachsen, und es fiel einer von Henry Clay und seinen Zeitgenossen geleiteteten jungen Generation zu, föderalistische und Jeffersonsche Republikaner mit ihrer britischen und französischen Politik hinwegzufegen. Damit vollendete die junge Generation aber nur das Werk Washingtons, denn er hatte den Pfad zuerst betreten und den Weg für eine richtige amerikanische Politik inmitten von Männern gewiesen, die nicht imstande waren, seine Politik zu verstehen.

Die erbitterten und heftigen Angriffe gegen Washington während seiner Regierungszeit waren nichts gegen die wütenden Gehässigkeiten, die von den oppositionellen Zeitungen ausgingen, als er aus dem Amte schied. Eine Probe soll als Beispiel den Durchschnittston kennzeichnen, der im ganzen Lande in den gegnerischen Zeitungen zu finden war. Die „Aurora" schrieb am 6. März 1797:

„Herr nun läßt du deinen Diener in Frieden fahren", war der fromme Ausspruch eines frommen Mannes, der eine Flut von Glückseligkeit auf das Menschengeschlecht hereinbrechen sah. Wenn es jemals eine Zeit gab, die die Wiederholung dieses Ausrufes zuläßt, so ist dieser Augenblick jetzt gekommen; denn der Mann, der als die Quelle alles Mißgeschicks für unser Land zu betrachten ist, wird

heute seinen Mitbürgern gleichgestellt und besitzt nicht länger die Macht, das Unglück über die Vereinigten Staaten zu bringen. Wenn es jemals einen Grund zur Freude gegeben hat, so ist er jetzt da. Alle Herzen, die für die Freiheit und das Glück des Volkes schlagen, sollten vor Freude übergehen bei dem Gedanken, daß der Name Washington von heute an seine politische Bedeutung verliert und die Korruption nicht länger legalisieren kann. Eine neue Zukunft eröffnet sich uns, eine Ära, die für das Volk vielversprechend ist, weil öffentliche Maßnahmen jetzt nach ihrem Wert einzuschätzen sind, und ruchlose Projekte nicht länger durch einen Namen gedeckt werden können. Wenn man auf die Regierung Washingtons der letzten acht Jahre zurückblickt, so muß es einen in Erstaunen setzen, daß ein einzelnes Individuum die Prinzipien des Republikanertums in einem aufgeklärten Volke, das soeben erst dem Despotismus entronnen ist, vernichten und so durch seine Anschläge auf die öffentliche Freiheit deren Bestehen aufs Spiel setzen konnte. Das beruht jedoch auf Tatsachen, und angesichts ihrer sollte der heutige Tag ein Jubeltag für die Vereinigten Staaten sein.

Der Artikel war nicht das Echo eines einzelnen böswilligen Geistes. Ähnliche Ergüsse wurden in New York und Boston veröffentlicht und wo auch immer die Partei, die Jefferson ihren Führer nannte, einen Vertreter unter den Zeitungen besaß. Es ist unwahrscheinlich, daß dieses Gewäsch Washington auch nur einen Augenblick beunruhigte, denn er wußte, was er getan hatte, und war sich zu sehr seines Einflusses auf das Herz des Volkes bewußt, um sich durch die Angriffe feindlich gesinnter Redakteure beirren zu lassen. Aber die Artikel verdienen Interesse, weil sie den Beweis bringen, daß die damalige gegnerische Partei, die von Jefferson gegründet und geführt wurde, Washing-

ton für ihren schlimmsten Feind hielt und ihn bis zum äußersten angriff und verleumdete. Sie ging sogar so weit, sich von den Feinden des Landes, mit denen wir kürzlich Krieg geführt hatten, Material zu borgen und die gefälschten Briefe zu veröffentlichen, die angeblich von Washington herrühren sollten und im Jahre 1777 von den Briten verbreitet wurden, um den amerikanischen General zu diskreditieren. Eine der letzten Handlungen Washingtons war die, daß er am 3. März 1797 im Staatsdepartement die feierliche Erklärung abgab, daß diese Briefe, die damals von einer amerikanischen politischen Partei veröffentlicht wurden, niederträchtige, englische Fälschungen aus der Kriegszeit seien. Seine eigene Ansicht in dieser Angelegenheit findet sich in einem Brief an Benjamin Walker, in dem es heißt: „Unter anderen Versuchen, . . . wurden falsche Briefe, oder Auszüge aus ihnen, die bereits zur Zeit ihrer ersten Veröffentlichunz (ich glaube im Jahre 1777) für Fälschungen erkannt wurden, mit großem Geschrei und in der Absicht angekündigt, mir Prinzipien unterzuschieben, die jede meiner Handlungen Lügen strafen mußte. Aber das ist für die Redakteure dieser Zeitungen und ihre Helfershelfer kein Stein des Anstoßes."

Zwei oder drei Auszüge aus Privatbriefen sollen beweisen, was Washington von dem Verhalten der Opposition hielt, und die Deutung zeigen, die er ihren Angriffen gab. Nachdem er in einem Brief an David Stuart den Verlauf der Feindseligkeiten gegen seine Regierung im allgemeinen geschildert hatte, fuhr er fort: „Da dies nicht so glatt von Statten ging, wie erwartet wurde, und man vermutete, daß dem gegenwärtigen Oberhaupt der Regierung und seiner Politik noch zuviel Vertrauen geschenkt wurde, so richtete man jetzt die Batterien auf ihn persönlich. Obwohl er bald ein einfacher Bürger werden wird, unter-

gräbt man seine Meinung und stellt seinen Charakter so niedrig hin wie nur möglich, und scheut sich nicht, zu absoluten Lügen seine Zuflucht zu nehmen." Und kurz vor seinem Scheiden aus dem Amte schrieb er: „Meine Motive zu entstellen, meine Politik zu verwerfen, und das Vertrauen zu schwächen, das in meine Regierung gesetzt worden ist, das sind Vorwürfe, die nur von denen gemacht werden können, die mit nichts zufrieden sind, außer mit einem Wechsel unseres politischen Systems." Nach achtjähriger harter Arbeit gab er sich keinen falschen Illusionen mehr hin über die Stellung und Absichten der Partei, die ihn und seine Regierung bekämpft und mit immer zunehmender Heftigkeit alle seine Maßregeln in Verruf zu bringen gesucht hatte."

Nachdem wir nun die Haltung der Opposition erörtert haben, können wir uns mit dem eigenen Verhalten Washingtons nach seinem Scheiden aus dem Amte beschäftigen, um so mehr, als er jetzt nicht mehr gebunden war, Rücksicht auf die mit seiner Erwählung zusammenhängenden Umstände zu nehmen, und es ihm nun möglich war, offen seine Meinung zu sagen oder sich mit einer politischen Partei zu identifizieren. Er betrachtete sehr richtig die Regierung Adams als eine Fortsetzung der seinigen und unterstützte sie in loyaler Weise. Er machte auch kein Hehl aus seinem Abscheu und seinem Mißtrauen gegen die Opposition. Kurz, ehe er aus dem Amte schied, schrieb er an Jefferson, daß er ihn wohl von dem Verdachte, der Verfasser gewisser boshafter Angriffe zu sein, freisprechen wolle, ließ es jedoch dabei deutlich durchblicken, daß er die Stellungnahme seines früheren Ministers genau kenne.

Der Brief muß eine sehr wenig erfreuliche Lektüre für den Empfänger gewesen sein. Ein Jahr später schrieb er mit Bezug auf Jefferson an John Nicholas: „Außer dem von

Ihnen beigebrachten Beweis, der nur den schon vorher erlangten Andeutungen von anderer Seite entsprach, hätte nichts meinen Glauben an die Aufrichtigkeit der Freundschaft erschüttern können, die ich von der von Ihnen angeführten Persönlichkeit erwartet habe." Er hegte jetzt keine Zweifel mehr an Jeffersons wahrer Gesinnung und wußte endlich, daß dieser sogar sein Feind während seiner Tätigkeit als Kabinettsmitglied gewesen war.

Als die Zeit gekommen war, da die Stellen in der provisorischen Armee, deren Errichtung der drohende Krieg mit Frankreich nötig gemacht hatte, besetzt werden mußten, schrieb Washington an den Präsidenten, er solle für Generäle sorgen, die einen tatkräftigen, energischen Charakter mit einer „vernünftigen Politik" verbänden. Anscheinend ging sein Mißtrauen so weit, daß er an keine militärischen Eigenschaften der Opposition glaubte. Denselben Gedanken wiederholte er in einem Brief an McHenry, in dem es hieß: „Ich bezweifle, daß die alten Generäle taugliche Soldaten abgeben werden; denn einige haben absolut keinen Unternehmungsgeist gezeigt, während andere der Regierung feindlich gegenübergetreten sind oder sich für französische Maßnahmen begeistert haben, gleichviel wie sie sich jetzt verhalten mögen."

Als die Frage zu lösen war, in welchem Range die Generalmajore stehen sollten, sagte Washington zu Knox: „Für mich bestand kein Zweifel, daß Oberst Hamilton von den föderalen Mitgliedern des Kongresses zum zweiten Befehlshaber (zum ersten, im Falle ich meine Zustimmung verweigerte) ausersehen war, woraus allein Schlüsse auf die öffentliche Meinung gezogen werden konnten". Er wußte, daß es zwecklos war, außerhalb der Grenzen der föderalistischen Partei irgend welche öffentliche Stimmung zu erwarten, die Beachtung verdiente. Er hegte ernste Zweifel,

ob es ratsam sei, Regierungsfeinde in der Armee zu haben, und er schrieb am 30. September 1798 an McHenry, daß regierungsfeindliche Schreihälse in gewissen Teilen Virginiens plötzlich verstummt seien und um Stellen in der Armee nachsuchten. „Sie haben nur die Absicht, in dieser Eigenschaft durch künstliche und aufrührerische Reden die Armee zu spalten und zu korrumpieren und vielleicht in einem kritischen Augenblick eine Verwirrung herbeizuführen. Welcher Wert diesem Argwohn beizumessen ist, können Sie ebenso gut beurteilen wie ich. Da jedoch eine genügende Anzahl Leute von anderem Charakter Ernennungen erwarten, so ist Vorsicht geboten. Weil ihnen klar geworden ist, daß die erregte Volksstimmung wegen der Haltung Frankreichs nicht so ohne weiteres außer Acht gelassen werden darf, sind sie scheinbar auf diese Stimmung eingegangen und geben vor, daß, trotzdem das falsche Verhalten der Regierung die Sache verschuldet hat, sie im Falle einer Invasion die ersten unter den Landesverteidigern sein würden. Dies verkünden sie bei allen Wahlen und Wahlversammlungen und haben in vielen Fällen Erfolge zu verzeichnen gehabt". Denselben Gedankengang offenbarte er in einem Brief vom 21. Oktober an McHenry: „Ich glaube kein Unrecht zu begehen, wenn ich noch einen Schritt weiter gehe und behaupte, daß die Mehrzahl der Kandidaten [für die Armee], die von der Gegenpartei aufgestellt werden, von ähnlichen Gefühlen wie diese selbst beseelt sind und damit im Falle einer Ernennung die Armee vergiften könnten." In dieser gefährlichen Periode, wo sich das Land am Vorabend des Krieges befand, gab die Haltung der oppositionellen Partei Washington viel zu denken, weil sie ihm falsch und unpatriotisch erschien. In einem am Weihnachtstage 1778 an Lafayette gerichteten Brief entwarf er folgende kurze Schilderung von der Opposition: „Es gibt in den Ver-

einigten Staaten eine durch verschiedene Ursachen gebildete Partei, die alle Maßnahmen der Regierung bekämpft und, wie ihr Verhalten beweist, entschlossen ist, indirekt die Räder der Verwaltung zu hemmen, um die Verfassung umzustürzen. Die Freunde der Regierung, die bedacht sind, ihre Neutralität zu wahren und dem Lande den Frieden zu erhalten sowie Maßnahmen zu treffen, um dieses durchführen zu können, werden von ihnen als Monarchisten, Aristokraten und Übertreter der Verfassung verschrien, die nach ihrer Auslegung gar nichts zu bedeuten hätte. Sie maßen sich das „Verdienst" an, die einzigen Freunde Frankreichs zu sein, während sie tatsächlich für diese Nation nichts mehr übrig haben als für den Großtürken und stempeln die von ihrer Meinung Abweichenden (deren Grundsätze rein amerikanisch sind und die nur den Gedanken haben, eine strikte Neutralität zu wahren) zu Britenfreunden, die von englischen Ratgebern beeinflußt würden und deren Söldlinge seien".

Kurz vordem diese scharfe Definition gegeben wurde, ereignete sich ein Zwischenfall, der Washington Gelegenheit gab, seine Ansichten direkt und persönlich einem bedeutenden Führer der Gegenpartei auseinanderzusetzen. Wie man annahm, hatte sich Dr. Logan aus Philadelphia unter dem Einfluß Jeffersons, wie allgemein angenommen wurde, freiwillig der Mission unterzogen, zwischen den beiden Republiken Frieden zu stiften. Er schien an dem Gedanken zu kranken, daß neue Differenzen mit Frankreich etwas Unnatürliches seien, und da er, obwohl ein ehrenfester Mensch, eine Persönlichkeit war, die sich in alles mischte, so glaubte er sich berufen, die internationalen Zwistigkeiten beizulegen, über die sich damals die weisesten Leute in Amerika den Kopf zerbrachen. Es ist überflüssig zu berichten, daß seine Mission erfolglos verlief. Er wurde schließlich von den föderalistischen Redakteuren so lächerlich gemacht, daß er zu seiner Rechtfertigung eine

Broschüre veröffentlichte. Nach seiner Rückkehr scheint er jedoch mit sich selbst zufrieden gewesen zu sein, denn er sprach bei Washington vor, der damals geschäftlich in Philadelphia zu tun hatte. Washington war nichts unangenehmer als eine Mission wie die Logans. Auch empfand er zweifellos eine tiefe Verachtung für einen Störenfried dieser Art, der durch seine Einmischung sein Land nur herabsetzen konnte. Immerhin hatte Dr. Logans Besuch die Wirkung, daß er ein Memorandum verfaßte, das eine sehr realistische und amüsante Schilderung der ganzen Angelegenheit gab. Man kann als selbstverständlich annehmen, daß, wenn Washington in seinem Verhalten zurückhaltend erscheinen wollte, er sehr frostig werden konnte, und er machte auch aus seinen Empfindungen kein Hehl, wenn er sich in Gegenwart von Personen befand, die er nicht leiden mochte. Das Memorandum lautete:

„Dienstag, den 13. November 1793. — Da mein Sekretär, Mr. Lear, aus geschäftlichen Gründen ausgegangen war, kam einer meiner Diener ins Zimmer und meldete, daß ein Herr sich im Empfangszimmer befinde, der mich zu sprechen wünsche; ein Name wurde nicht genannt. In einigen Minuten war ich unten und fand Rev. Dr. Blackwell und Dr. Logan vor. Ich ging auf die Herren zu und gab dem ersten die Hand, was der letztere mir gegenüber tat. Ich erwiderte diesen Händedruck jedoch nicht. Da er vermutete, daß ich ihn nicht erkannt habe, so stellte er sich als Dr. Logan vor. Schließlich gab ich ihm sehr kühl und mit einer sehr gleichgiltigen Miene die Hand und bat Dr. Blackwell sich zu setzen; auch der andere setzte sich. Ich sprach nur zu Dr. Blackwell, während der andere zu mir sprach; ich gab ihm jedoch lakonisch nur verneinende oder bejahende Antworten, abgesehen von der Erkundigung nach seiner Frau. Er befleißigte sich einer ausgesprochenen Höflich-

keit und, während ich mich mit Dr. Blackwell über die letzte verhängnisvolle Fieberepidemie unterhielt, stellte er mir für den Fall, daß das Fieber von neuem ausbrechen könne oder ich mich in der Stadt für gefährdet halten würde, sein Haus, bezw. zwei oder drei Zimmer, zur Verfügung. Ich bedankte mich kurz und bemerkte, daß ich wohl von dem Anerbieten keinen Gebrauch machen würde.

Als sich Dr. Blackwell verabschiedete, erhoben wir uns; ich ging einige Schritte auf die Tür zu, weil ich erwartete, daß der andere ebenfalls aufbrechen würde."

Den würdigen Quäker sollte man jedoch nicht so leicht loswerden. Er behauptete seinen Platz und sprach fortgesetzt über alle möglichen Dinge, hauptsächlich über Lafayette und dessen Familie und über eine Unterredung mit unserem Gesandten in Holland, Murray. Washington stand ihm unterdessen gegenüber und trug nach seinen eigenen Worten „die größte Gleichgiltigkeit" zur Schau, während der Besucher seine Reise nach Paris beschrieb. Schließlich erklärte Logan, er sei nur nach Paris gegangen, um die Beziehungen zwischen den beiden Ländern zu verbessern. „Das", meinte Washington, „lenkte meine Aufmerksamkeit mehr auf seine Erzählung und veranlaßte mich zu der Bemerkung, daß seine Absicht doch etwas eigenartig gewesen sei; daß er, der nur als Privatmann galt, auch keinen offiziellen Auftrag hatte und in Frankreich unbekannt war, annehmen konnte, er würde das erreichen, was drei unserer bedeutendsten Staatsmänner, die von der Regierung einem Sonderauftrag erhalten hatten, nicht im Stande gewesen waren zu erlangen." Es darf nicht überraschen, daß Dr. Logan durch diese Worte etwas verwirrt wurde. Er faßte sich jedoch schnell wieder und behauptete, daß nur fünf Personen von seinem Vorhaben gewußt, und daß seine Briefe von Jefferson und McKean ihm zu einer Unterredung mit dem Prä-

sidenten des Direktorats, Merlin, verholfen hätten, der sehr freundlich gewesen sei. Darauf unterzog Washington das Verhalten Frankreichs einer ziemlich scharfen Kritik und die Unterhaltung, die bereits ein wenig gespannt geworden sein muß, war bald zu Ende. Man kann dem braven Doktor seine Sympathie nicht versagen, obwohl er eigentlich nur ein Wichtigtuer und, wie man auch annehmen kann, ein langweiliger Mensch war. Es wäre jedoch schade gewesen, wenn dieses Memorandum verloren gegangen wäre, und man muß bedauern, daß Washington sein Talent für eine fesselnde Berichterstattung nicht mehr ausgenutzt hat. Auch konnte nichts besser seine ausgesprochene Verachtung für die Opposition und ihre Haltung Frankreich gegenüber zum Ausdruck bringen als diese Unterredung mit dem freiwilligen Abgesandten.

Die demokratische Partei unternahm jedoch noch bedenklichere Schritte als wohlgemeinte, aber unangebrachte Friedensversuche mit Frankreich. Es war gerade das Jahr der Kentucky- und Virginien-Resolutionen, die als erste Anzeichen der widersprechenden Gesinnungen gelten können, die eines Tages das Land in einen Bürgerkrieg verwickeln und auf hundert Schlachtfeldern ausgefochten werden sollten. Washington, in dessen Herz die Liebe für die Union und für das Volksbewußtsein stets den ersten Platz einnahm, fühlte sich sofort beunruhigt, und es ging ihm besonders nahe, daß eine Bewegung, die er für verbrecherisch und böswillig hielt, von seinem Heimatsstaate ausging, und wie wir wissen und er vielleicht vermutete, von einem bekannten Virginier, dem er einst großes Vertrauen geschenkt hatte. Er trat dieser Bewegung sofort mit aller Macht entgegen und bat jenen anderen bedeutenden Virginier um Hilfe, der in seinen jungen Jahren als erster das Volk zum Kampf gegen Bedrückung aufgerüttelt hatte und jetzt, in seinen alten Tagen, Washingtons Bitte

gemäß, abermals um der Verfassung und der Union der Staaten willen in den Vordergrund trat. Der von Washington bei dieser Gelegenheit an Patrick Henry geschriebene Brief ist einer der wichtigsten, die er jemals ververfaßt hat. Hier ist jedoch nur Platz für einen einzigen Passus.

„Bei einer solchen Krisis wie diese," schrieb er, „da alles, was uns lieb und teuer ist, in den Schmutz gezogen wird, da diese Partei wie ein Zentnergewicht auf der Regierungsmaschine lastet, jede für die Verteidigung und Selbsterhaltung berechnete Maßnahme bekämpft, den verwerflichen Absichten einer anderen Nation auf unsere Rechte Vorschub leistet, das Interesse Frankreichs jetzt noch höher zu stellen wagt als das des Vaterlandes, da jede Handlung ihrer eigenen Regierung so ausgelegt wird, als ob sie zur Einführung der Monarchie dienen und die Verfassung vernichten solle, da die fortgesetzten und ehrlichsten Bemühungen, die Neutralität zu bewahren ... als franzosenfeindlich und britenfreundlich dargestellt werden, und alle die mit dieser Sache zu tun hatten, beschuldigt werden, unter britischem Einfluß zu stehen und britische Söldlinge zu sein, unsere Maßnahmen systematisch und hartnäckig bekämpft werden, was möglicherweise die Auflösung der Union oder eine Diktatur zur Folge haben kann, ich wiederhole, da alle diese Dinge so deutlich geworden sind, sollen Leute, die am ersten berufen sind, ihr Land vor dem Untergang zu bewahren, zu Hause sitzen? ...

„Es wird vergebens sein, auf Frieden und Glückseligkeit oder auf Sicherheit der Freiheit und des Besitzes zu hoffen, wenn Bürgerunruhen eintreten sollten. Und was anderes kann das Ergebnis der Politik derjenigen unter uns sein, die mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln die Dinge bis zum äußersten treiben, wenn ihnen nicht wirkungsvoll ent-

gegengetreten wird? Man kann die Absichten der Menschen nur durch ihre Worte oder Taten kennen lernen oder erraten. Geht man von diesem Standpunkt aus, können dann die Absichten der Führer der Opposition mißverstanden werden? Ich bin fest überzeugt, daß sie viele Anhänger haben, denen ihre Pläne fremd sind, und die von der Tendenz ihrer Prinzipien keine Ahnung haben. Wenn man jedoch ihrem Verhalten gleichgültig gegenübersteht, und auf der einen Seite Tätigkeit und Entstellungen zu finden sind, auf der anderen dagegen Sorglosigkeit herrscht, wenn ihre Anzahl durch geächtete, intriguante und unzufriedene Fremdlinge verstärkt wird, die mit ihrer eigenen Regierung im Kriege lagen, sogar der größere Teil von ihnen mit allen Regierungen, dann werden sie an Macht gewinnen, und nur die Allwissenheit kann die Folgen vorhersagen."

Eine schwerere Beschuldigung gegen die oppositionelle Partei, als die in diesem Brief enthaltene, konnte kaum erhoben werden, aber es existiert noch ein anderer und schärferer Brief, ohne den keine Schilderung der Beziehungen Washingtons zu den unter seiner Regierung entstandenen zwei großen Parteien vollständig wäre. Er ist am 21. Juli 1799, sechs Monate vor seinem Tode geschrieben und an den Gouverneur von Connecticut, Trumbull, gerichtet; obwohl er gedruckt worden ist, hat er nur einen Platz im Anhang zu „Life of Benjamin Silliman" gefunden. Gouverneur Trumbull, der zu Washingtons alten revolutionären Freunden gehörte, hatte, wie damals viele andere Föderalisten, an den General geschrieben und ihn gebeten, noch einmal für die Präsidentschaft zu kandidieren, um die Zwistigkeiten in seiner eigenen Partei beizulegen und das Land von dem bevorstehenden Unglück in Gestalt der Erwählung Jeffersons zu bewahren. Es ist bekannt, daß Washington diese Bitten unberücksichtigt ließ; die Gründe,

die er Trumbull mitteilte, sind aber von allgemeinem Interesse. „Ich komme nun, sehr geehrter Herr", schrieb er, „zu dem Teil Ihres Briefes, der auf mich Bezug hat.

Ich erinnere mich noch der Unterhaltung, auf die Sie anspielen. Ich habe auch die Antwort nicht vergessen, die ich Ihnen gab. Nach meiner Meinung ist sie heute noch ebenso bindend wie damals; vielmehr noch bindender, weil damals die Grenzen zwischen den Parteien noch nicht so scharf gezogen und die Ansichten der Opposition weniger bestimmt waren als gegenwärtig. Obwohl ich natürlich annehme, daß Ihre Bemerkungen (so weit sie mich betreffen) ihre guten Gründe haben, würde doch persönlicher Einfluß nichts erreichen.

Laßt jene Partei einen Besenstiel aufrichten und ihn einen wahren Sohn der Freiheit – einen Demokraten – nennen oder ihm irgend ein anderes Epitheton geben, das ihren Zwecken entspricht, und er wird über ihre Stimmen in toto verfügen.[1]) Werden die Föderalisten ihre Sache nicht mit einem Gegenschlagwort beantworten und verteidigen? Sie müssen es! Sonst würden sie einen Mangel an Politik zeigen, ein Schwäche, was so unheilvoll wäre, daß die Folgen gar nicht auszudenken sind. Worin besteht also der Unterschied zwischen dem gegenwärtigen Herrn im Amte und mir selbst?

Ich würde es aufs tiefste bedauern, wenn ich glauben müßte, daß ich wirklich als sein Nachfolger in Betracht gezogen würde, nicht nur weil es mein einziger Wunsch ist, den Rest meines Lebens ungestört in Zurückgezogenheit verbringen zu können – ausgenommen natürlich das Vaterland ruft zur Verteidigung des Landes (wo jeder Bürger folgen

[1]) „Um diese Ansicht zu verstehen, muß man die bevorstehenden Gouverneurswahlen in Pennsylvanien in Betracht ziehen".

muß) – sondern auch aus öffentlichen Gründen; denn obwohl ich alle Ursache habe, dankbar für die gute Gesundheit zu sein, der ich mich erfreue, bin ich nicht blind gegen den Verfall in anderer Hinsicht. Es wäre daher, trotz des Wunsches meiner Freunde und der Möglichkeit einer Wiederwahl, verbrecherisch von mir, bei dieser Überzeugung ein Amt anzunehmen, dem ein anderer mit größerer Leistungsfähigkeit gerecht werden würde; und dies außerdem zu einer Zeit, da ich ganz genau weiß, daß ich nicht eine Stimme von der antiföderalistischen Seite erhalten würde und natürlich keine andere Chance hätte als irgend ein anderer warm empfohlener Föderalist; wo ich eine Zielscheibe für mit Bosheit vergiftete Pfeile und für die gemeinsten Verleumdungen werden würde – wo man mir nicht nur Unschlüssigkeit sondern auch versteckten Ehrgeiz vorwerfen würde, der nur auf die Gelegenheit wartet, sich zu zeigen und, dazu noch Kindischwerden und Blödsinn.

Darauf sollte man natürlich nicht das Geringste geben, wenn es sich um ein großes öffentliches Gut handelt und die Erfüllung augenscheinlich ist. Da ich jedoch in meinem Innern keine Frage sicherer gelöst habe als die, daß es sich jetzt um Prinzipien und nicht um Personen handelt, und daß ich nicht eine Stimme von jener Partei erhalten würde, daß irgend ein anderer ehrenwerter Föderalist die gleichen Wahlstimmen bekommen würde wie ich, daß ich mich in meinem Lebensalter (nahe an 70 Jahre) der Gefahr aussetzen würde, meinem Lande keine wesentlichen Dienste mehr zu leisten oder das erwartete Ziel nicht zu erreichen, so muß mir die Klugheit verbieten, auf den wohlgemeinten, aber schlechten Rat meiner Freunde einzugehen, mich noch einmal um die Präsidentschaft zu bewerben."

In den Rahmen dieser Biographie gehört nicht der

Versuch, die Geschichte der beiden Parteien, die gegen Ende des vorletzten Jahrhunderts entstanden und seitdem unter verschiedenen Namen das Volk der Vereinigten Staaten gespalten haben, zu erzählen oder ihre Verdienste abzuwägen. Es ist jedoch wesentlich, hier Washingtons Beziehungen zu ihnen zu erläutern, weil fortgesetzt behauptet und immer wieder geschrieben wird, daß Washington keiner Partei angehört habe, was vielleicht erklärlich, aber sicherlich eine vollständige Verdrehung der Tatsachen ist. Washington wurde einstimmig zum Präsidenten gewählt. Er war durch und durch von dem Gedanken der Väter der Verfassung beseelt, daß der Präsident infolge des Wahlmodus und seiner Unabhängigkeit von den anderen Regierungsabteilungen über allen Parteien stehe und der Vertreter des ganzen Volkes sei. Außerdem war er so in Anspruch genommen von der großen Vorstellung, die er von der Zukunft des Landes hatte, und vertraute so stark auf die Lauterkeit und Richtigkeit seiner eigenen Absichten, daß er nicht glauben wollte, daß während seiner Regierungszeit Parteizwistigkeiten entstehen könnten. Es sollte nicht lange dauern, daß er in dieser Hinsicht eine Enttäuschung erlebte und ihm zum Bewußtsein kam, daß Parteizwistigkeiten auf seine eigenen Regierungsmaßnahmen zurückzuführen seien. Trotz alledem beschloß er, ohne eine Partei als solche zu regieren. Als auch das unmöglich wurde, hielt er sich immer noch wegen der Einstimmigkeit seiner Wahl für verpflichtet, sich nicht an die Spitze einer Partei zu stellen. Er war jedoch zu der festen Überzeugung gekommen, daß unter dem repräsentativen System der Verfassung eine Parteiregierung nicht abzuwenden sei. In seiner Abschiedsbotschaft warnte er das Volk vor den Exzessen des Parteigeistes, den er beklagte, aber er wies nicht darauf hin, daß er ausgerottet werden könne. Da er ein kluger und weitblickender Mann war, so wußte er, daß, wenn

eine Parteiregierung ein Unglück war, sie zugleich unter einem repräsentativen System und in der gegenwärtigen Verfassung der menschlichen Natur ein notwendiges Übel sei, das einzige Mittel, wodurch die öffentlichen Angelegenheiten erledigt werden konnten.

In einer Zeit der größten politischen Erregung und des stärksten Parteigeistes war Washington der letzte Mann in der Welt, der nicht auf der einen oder der anderen Seite gestanden hätte. Er besaß zu viel Verstand, Kraft und Männlichkeit, um sich bescheiden abseits zu halten und über die Schlechtigkeit des Volkes zu jammern, das etwas vollbringen wollte, obwohl es dazu nicht immer den besten Weg einschlug. Er selbst war ein Mann der Tat, kein Kritiker oder Phrasenheld, und wir können aus den in diesem Kapitel enthaltenen Auszügen aus seinen Briefen seine Ansichten über Parteifragen und öffentliche Fragen entnehmen. Er war der Gegner der Partei, die seit der Gründung der Regierung der Vereinigten Staaten alle bedeutenden Maßnahmen seiner Regierung bekämpft hatte. Sie hatte ihn und seine Minister angegriffen und verleumdet, und er betrachtete ihre Anhänger als politische Feinde. Er glaubte an die Prinzipien der Partei, die die Finanzpolitik Hamiltons und seine eigene Neutralitätspolitik gegen die fremden Nationen unterstützt hatte. Er war ein Gegner der Partei, die Frankreichs Interessen zum Ausgangspunkt der amerikanischen Politik machte und die Doktrinen der Nichtigkeitserklärung und des Separatismus den Resolutionen Kentuckys und Virginiens einverleibte. Mit einem Wort, Washington war in der Politik ein Amerikaner und ein Nationalist, und die nationale und amerikanische Partei waren von 1789—1801 die Föderalen. Es mag noch erwähnt werden, daß sie die einzige Partei waren, die damals diese Eigenschaft für sich beanspruchen konnten. So lange er Präsident war, wollte

„Jährlich ein bißchen Mehl zu fabrizieren und zu verkaufen“, schrieb er an Wolcott, „dem Verfall entgegengehende Häuser zu reparieren, eins für die Sicherheit meiner offiziellen Papiere zu bauen, das wird meine Beschäftigung für die paar Jahre sein, die ich noch auf dieser Erde zu weilen habe“. Und an McHenry schrieb er noch: „Sie befinden sich an der Nachrichtenquelle und können viele Dinge erzählen, während ich über nichts zu berichten weiß, das einen Kriegsminister in Philadelphia interessieren oder amüsieren könnte. Ich könnte ihm erzählen, daß ich mein Tagewerk mit Sonnenaufgang beginne, daß, wenn mein Gesinde um die Zeit noch nicht am Platze ist, ich ihm eine Beileidsbotschaft zu ihrem Unwohlsein sende, daß, wenn ich diese Räder in Bewegung gesetzt habe, ich die anderen Dinge in Augenschein nehme, daß ich, je mehr ich sie untersuche, desto tiefer die Wunden finde, die meine Gebäude während meiner Abwesenheit und der Vernachlässigung von acht Jahren erlitten haben, daß, wenn ich mit diesen Sachen fertig bin, die Frühstückszeit gekommen ist (etwa nach 7 Uhr, ungefähr die Zeit, wo Sie von Frau McHenry Abschied nehmen), daß ich danach mein Pferd besteige und meine Farmen besichtige, was bis zum Umkleiden fürs Mittagsessen dauert, bei dem ich fast immer fremde Leute sehe, die, wie sie angeben, aus Verehrung für mich gekommen sind. Wäre das Wort Neugierde nicht besser angebracht? Und wie grundverschieden sind solche Mahlzeiten von denen, wo man mit ein paar guten Freunden an einem gemütlichen Tische zusammensitzt. Die übliche Zeit am Eßtisch, ein Spaziergang, eine Tasse Tee, und der Abend ist gekommen; habe ich keine Gesellschaft, so bin ich bereits vorher entschlossen, sobald die flackernde Kerze das Tageslicht ersetzen muß, mich an den Schreibtisch zu setzen und meine Briefschulden zu erledigen. Wenn die Lichter gebracht werden, bin ich aber so müde und

unlustig zu dieser Arbeit, daß ich nur sage, morgen ist auch noch ein Tag. Der nächste Abend kommt und mit ihm dieselben Entschuldigungsgründe und so weiter. Diese Tagesgeschichte dürfte genügen, und ich bin überzeugt, daß Sie keine zweite Auflage verlangen. Es wird Ihnen jedoch aufgefallen sein, daß ich in meinem Bericht kein Wort über meine Lesezeit erwähnt habe. Die Bemerkung würde nur angebracht sein; denn seit ich nach Hause gekommen bin, habe ich noch kein Buch zur Hand genommen und werde es auch vor der Entlassung meiner Arbeiter nicht tun können; wahrscheinlich nicht eher, als bis die Nächte länger werden, wo ich dann vielleicht mehr zum Lesen kommen werde."

Viel kann seiner eigenen kurzen Beschreibung des einfachen Lebens nicht hinzugefügt werden, das er zu Hause führte. Die Ruhe und Erholung waren sehr angenehm, aber immerhin klang ein Ton der Trauer aus seinen Worten. Die lange Abwesenheit brachte die Veränderungen, die die Zeit im Gefolge hat, mehr zur Geltung, als wenn alles eins nach dem andern im Laufe des täglichen Lebens zu Hause gekommen wäre. Washington gedachte beim Anblick der Ruinen von Belvoir traurig der glücklichen Stunden, die er mit den Fairfaxes verbracht hatte, die nun das Land für immer verlassen hatten. Andere alte Freunde waren gestorben, und die Lücken konnten die neuen Bekannten nicht füllen, von denen er McHenry schrieb. In der Tat bedrückten Washington die vielen Besucher, die aus Neugier oder Verehrung aus allen Teilen des Landes oder der Welt nach Mount Vernon kamen, weil sie den Amtsmüden langweilten, der der absoluten Ruhe bedurfte. Trotzdem verschloß er niemand seine Tür; denn der virginische Sinn für Gastfreundschaft, der besonders stark in ihm entwickelt war, verbot ihm das. Um aber in dieser Beziehung Abhilfe zu schaffen, ließ

er seinen Neffen Lawrence Lewis kommen, der die geselligen Pflichten übernahm. Obwohl die Besucher ihn ermüdeten, wenn er sich für ihre Unterhaltung verantwortlich fühlte, schloß er sich nicht mehr als früher ab, um sich in Selbstbetrachtungen zu ergehen. Er dachte nur immer an andere; und die Erziehung seiner Neffen, die Sorge um den jungen Lafayette, bis dieser nach Frankreich zurückkehren würde, wie auch die Verlobung Nellie Custis und seines Neffen hielten das menschliche Interesse wach, ohne das er niemals glücklich war.

Ehe wir seine Beziehungen zu den öffentlichen Angelegenheiten in diesen letzten Jahren erörtern, wollen wir noch einen Blick auf Washington werfen mit den Augen eines objektiven, aber scharfen Beobachters.

Ein englischer Schauspieler namens John Bernard, der in dieses Land kam, als Washington aus dem Amte schied, spielte im Jahre 1798 mit seiner Truppe in Annapolis. Eines Tages bestieg er sein Pferd und ritt nach Alexandria, um einen Freund zu besuchen, der am Ufer des Potomac wohnte. Als er zurückkehrte, fiel ein Wagen um, in dem ein Mann und eine junge Frau saßen, und die beiden wurden herausgeschleudert. Als Bernard zur Stelle des Unglücks ritt, kam ein anderer Reiter aus entgegengesetzter Richtung angaloppiert. Die beiden Reiter stiegen ab, entdeckten, daß der Führer nicht verletzt war und halfen, die junge Frau wieder zum Bewußtsein zu bringen, worauf, wie Bernard erzählte, die Frau den unglücklichen Gatten mit einer Flut von Schimpfworten überschüttete. „Das Pferd", fuhr Bernard fort, „stand nun wieder auf den Beinen, aber der schwere und wenigstens mit einer Tonne Gepäck beladene Wagen lag noch auf der Straße. Mein freundlicher Helfer gab nun ein gutes Beispiel von Behendigkeit, indem er den Wagen von dem Gepäck befreite. Als alles

abgeladen war, packten wir an den Rädern an und richteten unter Gefahr für unsere Wirbelsäule das Gefährt auf. Dann wurde das Pferd eingespannt, und wir halfen auch das Gepäck wieder aufladen. Die ganze Geschichte nahm wenigstens eine halbe Stunde in Anspruch, bei einer Mittagssonne, Mitte Juli, daß uns der Schweiß in Strömen herunterfloß." Der Besitzer des Wagens quittierte die Arbeit mit einer Erzählung über seine Persönlichkeit und die seiner Frau. Nachher lud er die beiden Samariter ein, mit ihm nach Alexandria zu kommen und mit ihm „einen gemeinsamen Schoppen zu trinken". Da das abgeschlagen wurde, bestieg das Paar den Wagen und fuhr davon. „Dann", erzählte Bernard, „erbot sich mein Gefährte nach einigen Klagen über die Hitze sehr höflich, meinen Rock abzustäuben. Als ich das Kompliment erwiderte, konnte ich mir seine Persönlichkeit genauer ansehen. Er war ein großer, aufrechter, wohlgebauter, schon etwas älterer Mann, der sich aber seine Kraft und seine Gelenkigkeit infolge seines mäßigen Lebenswandels und Leibesübungen bewahrt zu haben schien. Er trug einen bis zum Kinn zugeknöpften blauen Rock und Lederhosen. Obwohl er mir sofort bekannt vorkam, als er seinen Hut abnahm, und ich die Gesichtszüge schon auf jedem Wirtshausschild und über jedem Kamin gesehen hatte, erkannte ich ihn doch nicht und merkte, daß auch ich seine Neugier erregt hatte." Der Schauspieler besaß jedenfalls nicht die königliche Gabe, Gesichter wiederzuerkennen, aber der Fremde nannte sie sein eigen, denn nach einer kurzen Pause sagte er: „Herr Bernard, wenn ich nicht irre", und erwähnte die Gelegenheit, bei der er ihn in Philadelphia hatte spielen sehen. Er forderte Bernard dann auf, sich in seinem Hause einige Stunden auszuruhen, und zeigte auf sein Haus hin, das in einiger Entfernung lag. Endlich wußte Bernard, mit wem er sprach. „Mount Vernon!" rief ich aus und trat verwundert zurück, „habe ich die Ehre, mit General Washington zu sprechen?" Mit einem

Lächeln, das ein selten zu findendes Wohlwollen ausdrückte, reichte er mir die Hand und erwiderte: „Eine etwas kuriose Vorstellung, Herr Bernard, aber ich freue mich, daß Sie auch ohne Probe eine so aktive Rolle außerhalb der Bühne spielen können." Sie ritten also zusammen nach Mount Vernon und führten eine Unterhaltung, auf die wir noch einmal zurückkommen müssen.

Ich kenne keine gleichartige Erzählung, die uns Washington besser offenbart als dieses Abenteuer mit Bernard, denn gerade in den Vorgängen des alltäglichen Lebens kommen Männer am ehesten einander näher, und die Geschichte bildet in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Wir kennen Washington durch diese wenigen Zeilen der Beschreibung einer unvorhergesehenen Landstraßenbekanntschaft viel besser als durch Bände von staatlichen Dokumenten. Und außerdem hat die Erzählung einen großen Reiz. Da ist ein bedeutender Mann, der sich vor der Welt zurückgezogen hat, immer jedoch noch schön und imponierend in seinem Alter, mit der starken Hand bereit, denen zu helfen, die auf der Landstraße verunglückt waren; da sind die echte Gastfreundschaft, die vollendeten Manieren und die hübsch angebrachte kleine Sentenz, mit der er den Schauspieler bekomplimentierte, ihn aus der Verlegenheit riß und in sein Haus einlud. Wie wir Washington hier sehen, nicht lange vor seinem Ende, bedarf seine Persönlichkeit keiner Ergänzung. Wir müssen uns jedoch nun von dem Bilde häuslichen Lebens losreißen und unsere Aufmerksamkeit den Staatsangelegenheiten zuwenden. Lassen wir die beiden daher im schönen virginischen Sonnenschein nach dem Hause reiten, das zum Andenken an den, der dort gewohnt, seitdem ein Mekka der Menschheit geworden ist.

Durch die so hoch geschätzte Abgeschiedenheit in Mount Vernon wurde Washington jedoch den Vorgängen im Lande nicht entfremdet. Er interessierte sich immer noch für alles, was

sich ereignete, korrespondierte mit seinen Freunden und machte bei Dingen, die ihm zum Besten des allgemeinen Wohles dünkten, seinen Einfluß geltend. Es waren damals bewegte Zeiten, und der Lauf der Dinge zwang ihn, tatkräftiger einzugreifen, als er wohl jemals geglaubt haben mag. Durch Washingtons Politik war es Frankreich nämlich nicht gelungen, uns weder durch gute Worte noch durch List aus unserer unabhängigen und neutralen Stellung zu vertreiben, und so schien es jetzt entschlossen, Gewalt und üble Behandlung anzuwenden. Pinckney, der als Gesandter nach Frankreich geschickt war, wurde schroff abgewiesen, und dann hatte Adams, im Einverständnis mit dem Volke, einen zweiten Versuch unternommen, dem Lande den Frieden zu erhalten, und Pinckney, Marshall und Gerry als Sondergesandte abgesandt. Die Geschichte dieser Kommission ist eine der bekanntesten Episoden in unserer Geschichte. Unsere Abgesandten wurden beleidigt, um Bestechungsgelder angegangen und so unwürdig behandelt, bis die beiden, die ihre eigene und ihres Landes Würde nicht vergaßen, ihre Pässe forderten und abreisten. Die Veröffentlichung der berühmten X-, Y-, Z-Briefe, die Frankreichs Verhalten offenbarten, erregten einen Sturm gerechter Entrüstung von einem Ende der Vereinigten Staaten bis zum anderen. Die Franzosenfreunde und die Opposition mußten vor diesem Sturm kapitulieren, so daß die Föderalisten endlich gewonnenes Spiel hatten. Überall wurde der Krieg verlangt, und der Kongreß bewilligte schleunigst die Mittel für die Bildung einer Armee und einer Marine.

Dann richteten sich naturgemäß aller Blicke nur auf einen Mann, der an der Spitze der Verteidigungskräfte der Vereinigten Staaten stehen sollte, und Adams schrieb an Washington, er möge das Kommando über die provisorische Armee übernehmen. Irgend einem anderen Anerbieten

gegenüber wäre Washington taub geblieben, aber dem Waffenrufe mußte er Folge leisten. Am 4. Juli 1798 schrieb er an Adams: „Im Falle einer wirklichen Invasion durch eine überlegene Macht werde ich sicherlich nicht mein Alter oder meine Zurückgezogenheit vorschützen, wenn mein Land meine Dienste verlangt, um den Feind zu vertreiben.“ Er erklärte sich also bereit, das Kommando über die Armee zu übernehmen, aber nur unter der Bedingung, daß er erst im Falle von wirklichen Feindseligkeiten in den aktiven Dienst treten solle und die Mitglieder des Generalstabes ernennen dürfe. Adams erklärte sich natürlich damit einverstanden. Aber diese so unbedeutend scheinende Bedingung betreffs der Ernennung der Offiziere bereitete ernste Schwierigkeiten. Es sollten drei Generalmajore ernannt werden, von denen der erste mit dem Range eines Generalinspektors als der eigentlich Höchstkommandierende bis zur Kriegsbereitschaft der Armee gelten sollte. Nach reiflicher Überlegung wählte Washington Hamilton, Pinckney und Knox in der angeführten Reihenfolge aus, wobei er den klugen Standpunkt vertrat, daß die Armee de novo, ohne Rücksicht auf frühere Dienste organisiert werden sollte. Abgesehen von politischen und parteilichen Eifersüchteleien hätte nichts Vernünftigeres getan werden können; aber hier kam die Gereiztheit des Präsidenten gegen Hamilton wieder zum Durchbruch, und er beschloß, die Reihenfolge umzuändern und Knox' Namen zuerst zu nennen. Die föderalistischen Führer waren natürlich erbost über den Versuch, Hamilton beiseite zu schieben, was sicherlich ein Fehler war und zugleich der Anfang der Zwistigkeiten, die mit dem Ruin der föderalistischen Partei endeten. Nachdem alle Bemühungen, Adams zu etwas anderem zu bewegen, fehlgeschlagen waren, wandten sich Pickering und andere, auch Hamilton selbst, an Washington. Vom eigentlichen Schauplatz entfernt und mit den wachsenden

Parteizwistigkeiten nicht recht bekannt, war Washington nicht nur überrascht, sondern auch unangenehm berührt von der Haltung des Präsidenten. Abgesehen von dem Unheil, das nach seiner Meinung dieser Wechsel in militärischer Hinsicht im Gefolge haben mußte, erblickte er in dem Vorgange auch eine Verletzung der von ihm gestellten Bedingungen und fühlte sich hintenangesetzt. Am 25. September schrieb er daher mit seiner gewohnten Offenheit an den Präsidenten und betonte, daß seine Forderungen nicht berücksichtigt worden seien, daß der Wechsel in der Reihenfolge der Generalmajore sehr unrecht sei, und daß des Präsidenten Befassen mit den anderen Ernennungen geschadet habe und unangebracht gewesen sei. Er drückte seine Ansicht in sehr höflichen Worten aus, obwohl ein Ton strenger Mißbilligung nicht zu verkennen war. Der Inhalt des Briefes konnte jedoch nicht mißdeutet werden, und Adams gab sofort nach, trotzdem er ein sehr energischer Mann und Präsident war. Adams glaubte damals, daß in der Angelegenheit der Generalmajore zu viel intriguiert worden sei, wodurch Washington getäuscht und er selbst hintergangen worden sei. Diese Ansicht ist jedoch kaum aufrecht zu erhalten; denn es lagen keine Anzeichen vor, daß Washington die Tatsachen nicht gekannt und verstanden haben sollte. Pflegte er doch seine Entscheidungen auf Grund von Tatsachen und nicht auf die Art und Weise zu basieren, womit man ihn in eine Sache einweihen wollte. Die Richtigkeit der Entscheidung wird heute schwerlich noch angefochten werden, obwohl sie nicht geeignet war, die Beziehungen zwischen dem Ex-Präsidenten und seinem Nachfolger besonders herzlich zu gestalten. Sie hegten jederzeit eine große Achtung vor einander; die Sympathie war jedoch nicht sehr groß, denn sie besaßen ein grundverschiedenes Temperament. Auch wenn Washington es zugelassen hätte, wäre es für den Präsidenten unmöglich

gewesen, sich mit ihm zu streiten; aber Washington empfand ein gewisses Unbehagen bei diesen Verhandlungen und war der Meinung, daß dieser Herr ihm nicht die gebührende Achtung entgegengebracht habe. Am 1. Oktober schrieb er an McHenry: „Da der Präsident noch keine Bestimmung über die Art der Ernennung der Bataillonsoffiziere getroffen hat und ich mich nach meiner Ansicht nicht besonders gut mit ihm stehe, so bin ich gerade nicht erpicht darauf, unautorisierte Schritte zu unternehmen, wenn die von mir für autorisiert gehaltenen so wenig Billigung finden."

Die Affäre zeitigte jedoch noch andere Konsequenzen, die Washington mehr ärgerten als die Differenzen mit dem Präsidenten. Sein alter Freund und Waffengenosse General Knox war sehr erbittert über die Entscheidung, die Hamilton an die Spitze der Armee gestellt hatte. Knox' Erbitterung kann nicht überraschen, da er ein vortrefflicher Offizier gewesen war und höher im Range als Hamilton und Pinckney stand. Nach seiner Ansicht war er berufen, die Armee zu führen, und war auch fähig dazu. Ihm behagte es nicht, in dieser offiziellen Art und Weise in Kenntnis davon gesetzt zu werden, daß er alt geworden und die Zeit für jüngere und fähigere Leute gekommen sei. Der Erzbischof im „Gil Blas" ist einer der besten Durchschnittstypen der menschlichen Natur, die wir haben. Niemand hat etwas für den Mahner übrig, der auf die durch die Zeit bedungenen Schwächen hinweist, und wir verabschieden ihn nur zu bereitwillig mit dem Wunsche, er möge ein wenig taktvoller sein. De ame Knox konnte seinen Gil Blas nicht verabschieden, und der unangenehme Wink berührte ihn um so schmerzlicher, weil der Schlag von den beiden Männern geführt wurde, die er am meisten liebte und verehrte. Hamilton schrieb ihm die herzlichsten und liebevollsten Briefe, aber er konnte ihn nicht beschwichtigen, und Washing-

17*

ton war auch nicht glücklicher. Er führte die äußerste Liebenswürdigkeit ins Treffen und versuchte in seiner höflichsten Art, die Enttäuschung zu mildern und Knox zu zeigen, wie überzeugend die Gründe für seine Handlung seien. Aber Argumente helfen in solchem Falle nicht, und als Knox auf der Weigerung bestand, den ihm angewiesenen Platz einzunehmen, scheute Washington sich nicht, trotz seiner Sympathie sehr deutlich zu werden.

Knox ließ in einem zweiten Briefe, in dem er sich über das ihm zugefügte Unrecht beklagte, durchblicken, daß er nicht abgeneigt sei, dem persönlichen Stab des Höchstkommandierenden anzugehören. Das war alles sehr schön, aber so nahe auch Washington die Enttäuschung seines alten Freundes ging, diese Angelegenheit mußte ein für allemal klargestellt werden. Am 21. Oktober schrieb er an Knox: „Nachdem diese Empfindungen mit der Offenheit unverhohlener Freundschaft zum Ausdruck gebracht worden sind, brauche ich wohl nicht erst noch hinzuzufügen, daß, wenn Sie endgültig die Ernennung zum Generalmajor abschlagen sollten, ich niemand lieber zum Adjutanten haben möchte als Sie, ein Anerbieten, das höchst schmeichelhaft, ehrenvoll und wohltuend für meine Gefühle ist, und das ich auch zu würdigen weiß. Aber, mein lieber General Knox, und hier rede ich wieder nur in aufrichtigster Freundschaft zu Ihnen, überlegen Sie sich die Sache noch einmal. Attachieren Sie sich nicht mit unfreundlichen Gefühlen dem Gefolge eines Mannes, den Sie in erster Linie für das, was Sie Ihre „Degradierung" nennen, verantwortlich halten. Würden Sie es tun, während die Geschichte noch an Ihnen nagt, und ich würde es erfahren, so würde mich das tief schmerzen. Denn mein erster Wunsch muß sein, daß meine militärische Familie und die ganze Armee sich für eine Schar von Brüdern hält, die bereit sind, für einander in den Tod zu gehen."

Knox wollte die Ernennung nicht annehmen. Seine schlechte Laune, die durch die scheinbare Begünstigung von seiten des Präsidenten und die Redereien in seiner unmittelbaren Umgebung noch gesteigert wurden, hielt an. Dagegen nahm Pinckney, der zu den edelmütigsten und patriotischsten Männern gehörte, ohne ein Wort der Klage darüber, daß er Hamilton in dem anderen Kriege an Rang überlegen gewesen war, die Ernennung an. Mit diesen beiden führte also Washington die Organisation der provisorischen Armee durch. Trotz seiner Absicht, bis zum Kriegsausbruch zu Hause zu bleiben, trieb ihn jedoch der Wunsch, eine einmal übernommene Sache auch zu vollenden, aus seiner Einsamkeit heraus, und er widmete viel Zeit und große Aufmerksamkeit nicht nur den allgemeinen Fragen, die ausgesprochen wurden, sondern interessierte sich auch für die Einzelheiten der Sache und richtete am 10. November eine Reihe von allgemeinen und besonderen Fragen an Hamilton und Pinckney. Diese Erkundigungen bezogen sich auf alle nur erdenklichen Möglichkeiten, auf in Aussicht stehende militärische Operationen und die Bildung der Armee. Sie waren in Philadelphia aufgesetzt, wohin er sich begeben hatte, und wo er einen Monat mit den beiden Generalmajoren über Pläne und Maßnahmen beriet. Das Resultat ihrer Beratungen war ein umfangreiches und meisterhaftes Referat über Armee-Organisation, das von Hamilton verfaßt war, auf dessen Schultern während der Periode des bevorstehenden Krieges die Hauptarbeit ruhte.

So sorgfältig und überlegend jedoch Washington die Ernennungen und die Organisation betrieb und dabei tat, als ob er im Begriff sei, das Generalkommando zu übernehmen, so glaubte er doch nicht einen Augenblick ernstlich an die Gefahr eines wirklichen Krieges. Er hatte die ausländischen Angelegenheiten und die Verhältnisse Europas zu eingehend studiert, um sich, besonders in Bezug auf

Frankreich, täuschen zu lassen. Ihm war von vornherein zum Bewußtsein gekommen, daß in dem Augenblick, in dem wir die erforderliche Energie zeigten, Kriegsvorbereitungen trafen und ein oder zwei französische Schiffe außer Gefecht setzten, Frankreich mit seinen Herausforderungen und Beleidigungen aufhören und zu einem annehmbaren Frieden bereit sein würde. Er wußte, daß der alte Grundsatz „Wenn du den Frieden willst, so bereite den Krieg vor" der damaligen Zeit sehr gut angepaßt war. Daher arbeitete er so unermüdlich und legte so viel Wert auf die Bildung der Armee zu einer Zeit, in der er sich mehr als je nach Ruhe sehnte und jedem Gedanken abhold war, der auf einen Wiedereintritt ins öffentliche Leben zielte. Während seiner ganzen Laufbahn hat sich sein hingebender Patriotismus niemals so deutlich gezeigt wie bei dieser Selbstaufopferung nach seinem Ausscheiden aus dem Präsidentenamte.

Obwohl er jedoch den Verlauf der Politik genau verfolgte und, wie erzählt worden ist, die Regierung bereitwilligst unterstützte, sympathisierte er doch mehr mit den Gegnern des Präsidenten. Das Verhalten Gerrys, der von Adams selbst zum Bevollmächtigten ausersehen worden war, mißfiel Washington und fand bei ihm nicht den Beifall, den es bei Adams fand. Am 18. Oktober schrieb er an Pickering: „Was Gerry betrifft, so erfordert sein eigener Charakter und die öffentliche Genugtuung bessere Beweise für die Korrektheit seines Verhaltens während seiner Tätigkeit als Spezialgesandter als sein Brief an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten".

Er glaubte nicht an einen Krieg mit Frankreich, aber er hielt eine kühne und etwas unnachgiebige Haltung für das Land am besten und vertrat die Ansicht, daß wir nach den Beleidigungen, die uns Frankreich zugefügt hatte, uns unter keinen Umständen mit leeren Redensarten zurückziehen

sollten. Als Adams daher plötzlich seine Politik änderte und Murray zum Sondergesandten ernannte, war Washington trotz seiner Friedensliebe durchaus nicht begeistert über die Art und Weise, in der der Friede gesucht wurde. Der Präsident benachrichtigte Washington von der Ernennung Murrays, und der Ex-Präsident bestätigte den Empfang des Briefes und der Mitteilung ohne jeden Kommentar. Er war sich klar, daß, da der Präsident diesen Schritt einmal getan hatte, er unterstützt werden müsse, und er schrieb an Murray, um ihn auf den Ernst der ihm übertragenen Mission aufmerksam zu machen. Er hegte jedoch große Zweifel an dem Erfolg einer solchen Mission unter den bestehenden Verhältnissen, und als eine Verzögerung eintrat, ließ er die Hoffnung auf ein endgültiges Aufgeben des Planes nicht fahren. Einen Tag nach seinem Brief an Murray schrieb er an Hamilton: „Die Maßregel hat mich überrascht, noch mehr aber die Art und Weise, wie man dazu gekommen ist! Die Sache scheint in einer unheilvollen Stunde und unter höchst ungünstiger Leitung begonnen worden zu sein. Hoffentlich wird sie nicht auf Schritt und Tritt vom Unglück verfolgt und bringt Unheil über uns. Eine Tür stand weit offen, durch die man den Folgen des ersten Fehlers hätte entgehen können; daß man davon keinen Gebrauch gemacht hat, erscheint denen, die nicht hinter die Kulissen blicken können und, wie ich, die Geheimnisse des Kabinettes nicht kennen, in Anbetracht des jetzigen Zustandes der europäischen Affären, ganz unverständlich." Er erwartete nur wenig Gutes von der Mission, obwohl er ihr allen Erfolg wünschte, was er wiederholt in seinen Briefen an Kabinettsmitglieder zu erkennen gab. Und obwohl er große Besorgnis hegte, glaubte er doch fest an einen guten Ausgang.

Allerdings lagen für seine Befürchtungen genügende Gründe vor. Der auffällige Wechsel in der Politik Frankreich

gegenüber, die durch die politischen Meinungsverschiedenheiten hervorgerufenen inneren Zerrüttungen und die plötzlich in Erscheinung getretene gefährliche Doktrin der Nichtigkeitserklärung waren in ihrer Gesamtheit dazu angetan, einen Mann zu beunruhigen, der so weit in die Zukunft blickte und so tief den Dingen auf den Grund sah wie Washington. Damals war es auch, daß er Patrick Henry zu bewegen suchte, von neuem in das politische Leben einzutreten, und daß er, wo er nur konnte, seinen eigenen Einfluß in die Wagschale warf, um der von Jefferson angeregten separatistischen Bewegung Einhalt zu gebieten. Auch die damaligen Tendenzen anderer Richtung beunruhigten ihn sehr. Das Delirium der französischen Revolution hatte sich nicht auf Frankreich beschränkt. Seine Soldaten schleppten die neuen Lehren mit sich, während weit über den Bereich seiner Armeen die in der fieberhaften Pariser Luft erzeugten Ideen sich schnell verbreiteten. Wo sie hinkamen, erregten sie die Menschen und reizten sie bis zum Wahnsinn, und der Wahnsinn, den sie hervorriefen, beschränkte sich nicht auf die Anhänger des neuen Evangeliums, sondern erstreckte sich auch auf die, die es verwarfen und verdammten. Burke wurde davon gerade so erfaßt wie Camille Desmoulins, und es schien für das Volk unmöglich zu sein, inmitten dieser entsetzlichen Gesellschaftserschütterung zu leben, ohne die Vernunft zu verlieren. Nirgends hätten die Leute der Ansteckung durch die Revolution energischer widerstehen sollen als in Amerika; aber auch hier zeitigte sie dieselben Resultate wie in den Ländern, die beinahe von ihr ergriffen wurden. Die der Regierung feindlich gesinnte Partei wurde zuerst lächerlich und dann gefährlich in ihrer zügellosen Bewunderung und sinnlosen Nachahmung von Ideen und Praktiken, die dem Volk der Vereinigten Staaten so fremd waren wie der Kannibalismus oder die Feueranbetung. Schließlich wurden auch die

Föderalisten in den Bann gezogen. Der Umsturz der Religion, der Gesellschaft, des Besitztums und der Moral, den sie in Paris sahen, schien ihnen eine Bedrohung des eigenen Landes zu sein, und sie wurden so extrem wie ihre Gegner in der entgegengesetzten Richtung. Föderalistische Theologen erblickten in Jefferson, dem furchtsamsten und klügsten aller Menschen, einen Marat oder Robespierre, der bereit sei, die Exzesse seiner Vorbilder zu begehen, während Pickering, Wolcott und alle ihre im öffentlichen Leben stehenden Freunde sich berufen fühlten, einen Kampf für die Erhaltung der Ordnung und der Gesellschaft und für alles, was ihnen teuer war, zu führen. Sie verglichen die französischen Prinzipien mit einer Pestilenz und die französische Republik mit einem wütenden Tiger. Sogar Hamilton verlor so sehr jede Überlegung, daß er die Vereinigten Staaten am Rande der Anarchie glaubte und schließlich einem sinnlosen Duell zum Opfer fiel, weil er überzeugt war, daß eine Verweigerung des Zweikampfes ihn unfähig machen würde, die loyalen Truppen anzuführen, wenn der große Krach kommen sollte.

Washington mit seinem durchdringenden und ruhigen Urteil und seinem weitgehenden Blick war weniger aufgeregt als seine Gefolgschaft und seine Helfer. Er blieb jedoch nicht gleichgültig, und wenn wir uns nun an seine Stelle versetzen, erscheinen seine Ansichten durchaus verständlich. Er hatte sich von Anfang an der großen Bewegung in Frankreich gegenüber sympathisch verhalten, obwohl er ihren endgültigen Erfolg bezweifelte. Bald machte jedoch dem Zweifel Argwohn Platz und dem Argwohn Überzeugung. Als er gewahrte, daß die französische Revolution ihren unvermeidlichen Weg ging, begann er ihre Taten, ihre Doktrin und ihre Politik zu verabscheuen und zu fürchten. Von einem Manne wie Washington war nichts anderes zu er-

warten, denn er war ein entschiedener Gegner der Zügellosigkeit und Unordnung. Das aber waren die unmittelbaren Folgen der französischen Revolution, und als er erkannte, daß es in den Vereinigten Staaten eine Partei gab, die Frankreich ergeben war und seine Ideen in unser Land verpflanzen wollte, mußte er an eine große und wirkliche Gefahr für die Nation glauben. Aus diesem Grunde hielt er eine energische Politik für nötig und hatte zu den erneuten Friedensbemühungen des Präsidenten kein Vertrauen. In seinen Augen bedrohte die Haltung der Opposition nicht nur die Vereinigten Staaten, sondern erschütterte auch, absichtlich oder unabsichtlich, die Grundfesten der Gesellschaft. Seine Besorgnis ließ ihn nicht heftig werden, wie es unbedeutendere Männer wurden, aber sie überzeugte ihn von der Notwendigkeit strenger Maßnahmen, und er war nicht die Persönlichkeit, vor den energischsten Schritten zurückzuschrecken. Er war bereit, alles zu tun, was getan werden konnte, um die Autorität der Regierung aufrecht zu erhalten, denn dies erschien ihm gleichbedeutend zu sein mit dem Schutze der Gesellschaft, und aus diesem Grunde stimmte er für die Alien- and Sedition Laws (Fremden- und Aufruhr-Gesetze)[1].

Mit der Zeit sind diese beiden berüchtigten Gesetze von allen verurteilt worden und die, die ihre Verfassungsmäßigkeit nicht angefochten haben, haben sie für unrichtig, zwecklos und unpolitisch erklärt und sie auch für die unmittelbare

[1]) Infolge der heftigen Angriffe, die von den Franzosenfreunden und den französischen Agenten gegen die Regierung gerichtet wurden, wurden die sogenannten „Alien- and Sedition Laws“ angenommen. Das erstere gab dem Präsidenten das Recht, jeden Ausländer auszuweisen, den er für landesgefährlich hielt. Nach dem zweiten Gesetz konnte jeder, der den Präsidenten oder den Kongreß verleumdete, zu einer Geld- oder Gefängnisstrafe verurteilt werden. (Anm. d. Übers.)

Ursache der Sprengung der Partei gehalten. Jedermann beeilte sich, sie zu verleugnen, und die föderalistischen Gesinnungsgenossen unternahmen den gemeinsamen Versuch, den Tadel auf den großen Unbekannten abzuwälzen. Besonders die Biographen haben alles versucht, ihre Helden von einer Verbindung mit diesen verhaßten Gesetzen rein zu waschen. Die Wahrheit jedoch ist, daß diese Gesetze, ob richtig oder falsch, weise oder unklug, die Unterstützung der herrschenden Partei und des Präsidenten fanden. Hamilton, der gegen den ersten Entwurf stimmte, weil er unnötig streng war, billigte die Absicht und das Prinzip der Legislative. Auch Washington machte keine Ausnahme. Äußerlich blieb er ruhig, aber seine Zustimmung war überaus deutlich, und wenn er mit jemandem zusammentraf, verfehlte er nicht, zu Gunsten der Fremden- und Aufruhr-Vorlage [1]) zu sprechen. Im November 1798 fragte Alexander Spotswood brieflich an, was er von diesen Gesetzen denke. Da der Briefschreiber sie für verfassungswidrig erklärte, lehnte Washington etwas sarkastisch eine weitere Erörterung ab. „Aber", fuhr er fort, „ich erlaube mir, denen, die noch nicht gänzlich überzeugt sind, anzuraten, die Gesetze zu lesen und die Argumente zu hören, die sowohl zu Gunsten als auch gegen die Verfassungsmäßigkeit und Tunlichkeit der Vorlagen angeführt wurden, ehe sie entscheiden, und zu erwägen, wie eine gewisse Clique von Leuten in unserem Lande die Dinge auf die Spitze getrieben hat und noch weiter treiben will, und sich dann zu fragen, ob es nicht an der Zeit und tunlich ist, Schutzgesetze gegen die Ausländer (wie Sie sicher wissen, haben die Gesetze auf unsere Bürger keine Anwendung) zu schaffen, die diesem Lande keine Treue und Gehorsam entgegenbringen und vielfach nur zu uns geschickt wurden, wie

[1]) Vergl. den Brief an Bushrod Washington, Sparks, VI. S. 387.

durch Indizienbeweis bestätigt werden kann, in der ausgesprochenen Absicht, die Gemüter unseres Volkes zu vergiften und Unfrieden unter ihm zu säen, um sie der Regierung ihrer Wahl zu entfremden, ferner die Union aufzulösen und natürlich auch die guten Aussichten zu zerstören, die die Revolution uns gebracht hat.

Außer diesen starken und bestimmten Gefühlen betreffs der einzuschlagenden richtigen Politik und außer solchen bangen Ahnungen wegen des Ausgangs der bestehenden Schwierigkeiten war Washington sehr betrübt über die Zwistigkeiten, die er unter den Föderalisten entstehen sah. Von seinem Standpunkt aus war es schlimm genug, daß das amerikanische Volk in zwei große Parteien geteilt war. Daß aber eine dieser Parteien und gerade diejenige, welche sich bemühte, die Ordnung aufrecht zu erhalten und die Union zu wahren, infolge interner Zwistigkeiten in die Brüche gehen sollte, schien ihm fast unbegreiflich. Er beobachtete das Verhalten der Partei und ihrer Führer mit ebensoviel Entrüstung wie Betrübnis; denn er hielt sie für unpatriotisch und vertrauensunwürdig, weil sie diese persönlichen Reibereien entstehen ließen, die nur ein Resultat haben konnten. Am 30. August 1799 schrieb er an Trumbull:

„Es ist viel zu interessant, um nicht wiederholt zu werden, daß, wenn die Föderalisten sich nicht um Prinzipien, sondern nur um einzelne Personen kümmern, ihre Sache bald verloren sein wird; wenn sie ihre Prinzipien im Auge behalten, so werden sie bei der nächsten Präsidentenwahl nicht uneinig sein; wenn sie aber in einer so wichtigen Sache verschiedener Meinung sind, würde es gefährlich sein, ihnen in irgend einer anderen zu vertrauen, — und nur die würden es tun, die begierig sind, ein Regierungsamt zu bekleiden.“ [1])

Er war ein wahrer Prophet; aber er sollte nicht so

[1]) Life of Silliman, Band II Seite 385.

lange leben, um seine Weissagungen, die ihm großes Leid bereitet haben würden, in Erfüllung gehen zu sehen. Mitten in der Sorge um die Staatsangelegenheiten und die ruhigen häuslichen Interessen, die die Tage in Mount Vernon so angenehm machten, ereilte ihn plötzlich das Ende. Es kam ohne jegliche Warnung, als ob er durch einen unglücklichen Zufall oder durch Gewalt dahingerafft worden wäre. Er war immer ein Mann von großer körperlicher Kraft gewesen, und obwohl er mehrere akute und gefährliche Krankheiten durchgemacht hatte, die auf geistige Anstrengung und Überarbeitung zurückzuführen waren, so liegen doch keine Anzeichen vor, daß er ein organisches Leiden hatte. Seit seinem Scheiden aus dem Amte hatte er sich sogar wohler gefühlt als jahrelang vorher. Man merkte nichts von einem Verfall, und er schien auch sehr gewandt und tatkräftig zu sein, auch gab er sich seinem gewohnten Leben in der freien Natur mit größtem Behagen hin.

Der Morgen des 12. Dezembers war trübe. Washington schrieb an Hamilton und befürwortete angelegentlich den Plan zu einer Militärakademie. Nachdem der Brief, der wohl der letzte war, den er geschrieben hat, beendet war, bestieg er sein Pferd und ritt aus, um seiner gewohnten Beschäftigung nachzugehen. Er notierte in seinem Tagebuch, in dem er immer mit methodischer Genauigkeit das Wetter verzeichnete, daß es gegen 1 Uhr zu schneien begann, darauf Hagelwetter einsetzte und schließlich ein kühler Regen. Trotzdem hielt sich Washington zwei Stunden im Freien auf, kam dann nach Hause und frankierte seine Briefe. Lear bemerkte, daß Washingtons Haar von Schnee durchfeuchtet war und drückte die Befürchtung aus, er sei sehr naß geworden. Aber der General stellte das in Abrede und erklärte, sein Rock habe ihn trocken gehalten. Er setzte sich auch zu Tisch, ohne seine Kleider zu wechseln. Am nächsten Morgen schneite es immer

noch. Washington ritt daher nicht aus und klagte über eine leichte Halsentzündung. Am Nachmittage zog er jedoch trotzdem aus, um einige Bäume zu bezeichnen, die gefällt werden sollten. Seine Heiserkeit verstärkte sich gegen Abend; aber er legte dem keine Bedeutung bei, sondern las die Zeitungen und unterhielt sich während des Abends mit seiner Frau.

Als er sich zu Bett begab, suchte Lear ihn zu bewegen, etwas gegen seine Erkältung zu tun. „Nein", erwiderte Washington, „Sie wissen doch, daß ich niemals etwas gegen eine Erkältung tue. Mag sie gehen, wie sie gekommen ist." In der Nacht wurde er von einem starken Frostschauer befallen, der Atembeschwerden im Gefolge hatte. Zwischen zwei und drei Uhr morgens weckte er seine Frau, erlaubte ihr jedoch nicht, aufzustehen und einen Diener zu rufen, weil sie sich erkälten könnte. Beim Tagesgrauen wurde Lear herbeigerufen, der bemerkte, daß Washington nur schwer atmen und kaum sprechen konnte. Es wurde sofort nach Washingtons altem Freund und Kameraden Dr. Craik geschickt; unterdessen wurde der General von einem der Aufseher leicht zur Ader gelassen. Man ließ ihn auch gurgeln und machte kalte Umschläge, jedoch ohne Erfolg. Dr. Craik traf zwischen acht und neun Uhr mit zwei anderen Ärzten ein. Es wurden andere Mittel und ein neuer Aderlaß angewandt, jedoch ebenfalls ohne Erfolg. Gegen viereinhalb Uhr rief er seine Frau ans Bett und bat sie, zwei Testamente aus seinem Pult zu holen. Mrs. Washington besorgte sie, und nachdem er sie gelesen hatte, ließ er das eine zerreißen und gab ihr das andere zur Aufbewahrung. Dann wandte er sich zu Lear und, obwohl er nur sehr schwer sprechen konnte, drückte er sich mit charakteristischer Klarheit und Bestimmtheit aus: „Ich fühle mein Ende nahe; mir wird der Atem bald ausgehen. Ich habe von Anfang an geglaubt, daß die Geschichte einen bösen Ausgang nehmen

würde. Ordnen und sichern Sie alle meine letzten militärischen Briefe und Akten. Ordnen Sie meine Rechnungen und schließen Sie meine Bücher ab, denn Sie verstehen mehr davon als irgend ein anderer. Und sorgen Sie dafür, daß Rawlins die anderen Briefe, die er begonnen hat zu sortieren, endgültig in Ordnung bringt."

Er fragte Lear darauf, ob er sich irgend einer wichtigen Sache entsinne, die noch zu erledigen sei, denn er hätte nur noch kurze Zeit zu leben. Lear erwiderte, er könne sich keiner Angelegenheit entsinnen und gab der Hoffnung Raum, daß Washington noch leben bleiben würde. Washington lächelte und sagte, er müsse sicher sterben. Da es aber eine Schuld sei, die wir alle begleichen müßten, so sehe er seinem Ende mit voller Gelassenheit entgegen.

Die Krankheit, die ihn ins Grab brachte, war eine akute wasserschwülstige Kehlkopfentzündung[1]), die nur sehr selten vorkommt, und deren Verlauf meistens tödlich ist.[2]) Er er-

---

[1]) Damals nannte man es Halsbräune.

[2]) Vgl. die Denkschrift von Dr. James Jackson: The last sickness of Washington. Auf eine Anfrage bezüglich der modernen Behandlung dieser Krankheit schrieb mir der bekannte Spezialist für Halskrankheiten, der Bostoner Arzt Dr. F. H. Hooper: „Man darf Washingtons Ärzte wegen ihrer Behandlungsweise nicht verurteilen, denn sie handelten nach ihrem besten Wissen. Einen derartigen Fall im Jahre 1889 ebenso zu behandeln, wäre jedoch beinahe verbrecherisch. Gegenwärtig bedienen sich die Ärzte des Kehlkopfspiegels und suchen die Ursache des Leidens zu erforschen. (Der Kehlkopfspiegel ist erst seit dem Jahre 1857 in Gebrauch.) Diese Krankheit verursacht hauptsächlich Atembeschwerden. Die einzige Rettung eines Patienten besteht in dem rechtzeitigen Luftröhrenschnitt. (Ich bezweifle, daß ein Luftröhrenschnitt zu Washingtons Zeiten in Virginien jemals ausgeführt worden ist.) Bei Washington hätte diese Operation vorgenommen werden müssen, d. h. heute werden solche Fälle in dieser Weise geheilt. Niemand würde heute mehr seine Zuflucht zum Antimon, Kalomel oder Aderlaß nehmen. Es handelt sich um Luftzufuhr und nicht ums Aderlassen. Nach der Ausführung des Luftröhrenschnittes läßt das Ödem und die-

stickte langsam infolge einer Verengung der Kehle. Er ertrug seine Leiden, die sehr groß gewesen sein müssen, mit seiner gewohnten ruhigen Selbstbeherrschung; als jedoch am Nachmittag sich sein Zustand verschlimmerte und die Atembeschwerden größer wurden, wurde er unruhig. Lear versuchte ihn von Zeit zu Zeit aufzurichten, um seine Lage erträglicher zu gestalten. Der General sagte: „Ich fürchte, ich ermüde Sie zu sehr!" und nachdem man ihn darüber beruhigt hatte: „Nun, es ist eine Pflicht, die wir gegen einander ausüben müssen, und ich hoffe, daß, wenn Sie einst ähnliche Hilfe brauchen, Sie Ihnen zuteil werden wird." Auch angesichts des Todes dachte er nur an andere, und er bat seinen Diener, der sich den ganzen Tag um ihn bemüht hatte, sich zu setzen. Zu Dr. Craik sagte er: „Ich sterbe schwer, aber ich fürchte den Tod nicht. Seit dem ersten Anfall wußte ich, daß ich nicht leben könne. Mir wird bald die Luft ausgehen." Als später die anderen Ärzte eintraten und ihn aufrichteten, sagte er: „Ich fühle, daß ich sterben muß. Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit, bitte Sie aber, sich nicht weiter um mich zu bemühen. Lassen Sie mich ruhig aus dem Leben scheiden. Ich kann nicht mehr." Er lag noch einige Stunden, ruhelos und leidend, aber ohne Klage und nahm schweigend die ihm von den Ärzten verschriebenen Linderungsmittel. Obwohl es ihm sehr schwer fiel, redete er gegen zehn Uhr abermals zu Lear: „Ich sterbe", sagte er, „sorgt für ein anständiges Begräbnis und laßt mich nicht eher beisetzen als drei Tage nach meinem Tode". Lear verbeugte sich, und Washington fuhr fort: „Haben Sie mich verstanden?" Lear antwortete: „Ja." „Dann ist's gut", meinte Washington, und es trat Schweigen ein. Kurze Zeit darauf fühlte er seinen eigenen Puls und, während er die Schläge zählte, sah Lear,

Kehlkopfgeschwulst in drei bis sechs Tagen nach. Die Kehlkopfröhre wird dann beseitigt, und die Atmung erfolgt wieder durch die natürlichen Kanäle."

daß er die Farbe wechselte. Seine Hand ließ das Gelenk los, das sie umspannt hatte, und alles war vorüber. Das Ende war gekommen. Washington war tot. Er starb, wie er gelebt hatte, einfach und tapfer, ohne Pose, ohne Affekt. Die letzten Pflichten waren erfüllt, die letzten Worte gesagt, die letzten Prüfungen mit entsprechender Schlichtheit und der vornehmen Würde ertragen, die sogar die sich bildenden Nebel der letzten Stunde weder trüben noch verdunkeln konnten. Er war dem Leben mit einem ruhigen, erhabenen und siegreichen Geist entgegengetreten. In derselben Weise erwartete er den Tod und das Ungewisse, als das Schicksal an die Tür klopfte.

Siebentes Kapitel.

George Washington.

Dieses letzte Kapitel kann nicht besser begonnen werden, als mit einer Wiederholung der Worte McMasters: „George Washington ist ein unverstandener Mann." McMaster hätte hinzufügen sollen, daß keinem Manne in unserer Geschichte in gewisser Hinsicht größeres Unrecht angetan worden ist als Washington, und daß über keinen mehr Irrtümer bestehen als über Washington. Das mag paradox klingen, aber es beruht auf Wahrheit. Von der Stunde an, in der sich die Tür zum Grabe von Mount Vernon schloß, bis heute haben Ruhm und Lob nicht nachgelassen, sondern sind von Jahr zu Jahr noch gestiegen. Er wurde über alle anderen Männer gestellt und es wurde ihm die restlose Verehrung entgegengebracht, die nur Führern der Menschheit und Gründern von Nationen zugestanden wird. In dieser tiefen Verehrung ist nicht zum mindesten das Geheimnis für den Umstand zu suchen, daß, während alle Leute Washington gelobt haben, ihn doch nur wenige verstanden. Er ist auf ein hohes Piedestal gehoben und unberührt hoch über die menschliche Gleichheit gestellt worden. Man hat ihn für einen so vollkommenen Menschen gehalten, wie es nur einer sein kann, aber unser persönliches Interesse hat sich anderen und geringeren Leuten zugewendet, die uns wegen ihrer Tugenden und Fehler näher

zu stehen schienen. Solche Isolierung mag wohl erhaben sein, aber sie ist gefährlich und führt zu bedauerlichen Mißverständnissen. Daher ist auch der weitverbreitete Gedanke abzuleiten, daß Washington eine kühle Natur und aller menschlichen Gefühle bar war, ebenso daß er auch frei von den gewöhnlichen Schwächen der Menschheit war.

Wir werden darauf noch später zurückkommen, aber vorläufig müssen wir uns mit einer anderen ergiebigeren Quelle von Irrtümern betreffs Washington beschäftigen. Die Leute, die allzu laut gepriesen als fehlerlos hingestellt werden, erregen immer einen gewissen Unwillen. Es ist immer eine gefährliche Höhe, auf der sie stehen. Die griechischen Tempel liegen in Trümmern, und die wunderbare griechische Literatur besteht eigentlich nur aus Fragmenten; aber die Empfindungen des Volkes, das Aristides in die Verbannung schickte, weil es seines Rufes, „gerecht" zu sein, überdrüssig war, bestehen noch unverändert und unveränderbar. Washington ist nicht nur „gerecht" genannt worden, sondern die zahlreichen Biographen und Lobredner dichteten ihm auch jede andere gute Eigenschaft mit einer fast peinlichen Wiederholung an, so daß das naturgemäße Resultat nicht ausbleiben konnte. Viele Leute haben den Überdruß empfunden, den die Athener wirklich durch ihre Austernschalen zu erkennen gaben, und sind verleitet worden, Zweifel in Washingtons Vollkommenheit zu setzen, als einzigen Trost für ihr eigenes Gefühl des Unwillens über solche Verhimmelung. Dann ist Washingtons Ruhm wiederum so überwältigend und seine Größe so unveränderlich gewesen, daß er für die Bewunderer und Biographen anderer hervorragender Leute lästig wurde. Auf diese beiden Quellen, auf die allgemeine Eifersucht nach Art der alten Griechen und den besonders den Bedürfnissen eines anderen Helden entsprungenen Neid ist ein großer Teil der herben und irreführenden Kritik zurückzuführen. Es ist nie-

mals ein sicheres oder populäres Vergnügen gewesen, Washington direkt anzugreifen, daher wurde dieses Verfahren auch selten befolgt. Aber obwohl die Angriffe verkappt waren, sind sie doch vorhanden gewesen und waren um so gefährlicher, weil sie hinterlistig erfolgten.

Bei Lebzeiten besaß Washington Feinde und Verleumder im Überfluß. Während der Revolution wurde er beschimpft, Intriguen wurden gegen ihn gesponnen, seine Pläne durchkreuzt, und er wurde in einer Weise herabgesetzt, wie es sich die Nachwelt kaum vorstellen kann. Erst ein endgültiger Sieg machte alledem ein Ende, und er trat mit allgemeiner Zustimmung die Präsidentschaft an. Dann begannen die Angriffe von neuem. Ihr Charakter ist bereits in einem früheren Kapitel geschildert worden, aber eine wirkliche Bedeutung war ihnen nur als Beweise für das Bestehen von Parteizwistigkeiten beizulegen. Die maßlosen Angriffe Baches und Frenaus, sowie die gemeinen Beleidigungen Giles' kommen an und für sich nicht in Betracht. Sie zeigen nur die Absichten und den Charakter der Partei, die gegen Washington war und nur seinetwegen noch nicht vergessen worden ist. Von seinen bedeutenden Zeitgenossen haben Jefferson und Pickering, die sonst gegen alles opponierten, Aufzeichnungen und Briefe hinterlassen, in denen auf die Fähigkeiten ihres früheren Führers Bezug genommen wird. Jefferson liebte Washington nicht, weil er seinen Weg versperrte, aber er lancierte mit seiner gewohnten Vorsicht und warf versteckt die Gerüchte in die Öffentlichkeit, daß Washingtons geistige Kräfte, die nie groß gewesen wären, während der Präsidentschaft infolge des hohen Alters nachgelassen hätten, und daß er durch Intriguen leicht getäuscht werden könnte. Pickering war kühner und erklärte Washington für einen Durchschnittsmenschen, der nicht selbständig denken könne und Hamilton bei weitem nachstehe, wahrscheinlich weil dieser nicht so heftig

war und keine Beschlüsse faßte, ehe er die Tatsachen kannte.

Zeitgenössische gegnerische Kritik wägt jedoch nicht viel und hat einen sehr verschwommenen Charakter; man kann sie ohne weiteres beiseite lassen; sie verdient wirklich keine große Beachtung. Die moderne Kritik derselben Art ist sogar noch weniger direkt vorgegangen, aber sie ist immerhin ernster und kann nicht kurz von der Hand gewiesen werden. Sie geht immer von Verneinungen aus, wobei sie Washingtons Größe scheinbar unbedingt anerkennt, um ihn dann anzugreifen und nur zu erzählen, was er nicht gewesen ist. Wenige Leute, die diese Sache nicht einem eingehenden Studium unterzogen haben, können sich vorstellen, wie weit man mit solchen Kritiken gegangen ist, aber tatsächlich gibt es keinen besseren Weg, um Washingtons wahre Bedeutung kennen zu lernen, als die verschiedenen Angriffe zu verfolgen, die uns sagen sollen, was er nicht gewesen ist.

Nehmen wir das Wichtigste zuerst. Mit großer Zuversicht ist behauptet worden, daß Washington nur im technischen Sinne Amerikaner gewesen sei. Diese Ansicht ist weiter verbreitet, als man vielleicht annimmt und ist sogar im Druck erschienen. Dadurch sind wir in diesem Punkte besser daran als in anderen Fällen, wo wir gegen nicht greifbares, loses Gerede zu kämpfen haben.

In dem wunderschönen Gedichte „The Commemoration Ode“ spricht Lowell von Lincoln als „dem ersten Amerikaner.“ Die geflügelten Worte des Dichters reichen weit und finden ein Echo in vielen Herzen. Dieser Gedanke hat eine weite Verbreitung erfahren und ist unlängst noch deutlicher in Clarence Kings Vorwort zu Lincolns Leben von Hay und Nicolay[1]) zum Ausdruck gebracht worden. King

[1]) Mathew Arnold, unlängst auch Professor Goldwin Smith, haben beide Washington als Engländer hingestellt. Ich erwähne

sagt: „Abraham Lincoln ist der erste Amerikaner, der die einsame Höhe des unsterblichen Ruhmes erreicht hat. Vor ihm, in dem engen Rahmen unserer Geschichte, gibt es nur zwei bedeutende Namen, — den Entdecker Kolumbus und den Begründer Washington; der eine ein italienischer Prophet, der andere ein englischer Landedelmann. Im engeren Sinne war Washington natürlich ein Amerikaner .... Trotzdem war er englisch in seinem Wesen, seinen Gewohnheiten, moralischen Ansichten und sozialen Theorien. Kurz, in allen Punkten, die, abgesehen von der rein geographischen Lage, einen Mann ausmachen, war er ein so ausgesprochen britischer kolonialer Gentleman, wie er nur unter dem Union Jack gefunden werden kann. Der echte Amerikaner von Lincolns Typus kam erst später .... George Washington, ein englischer Bürger, besiegte George, einen englischen König."

Um seine Pointe herauszuarbeiten und sein erstes Postulat zu beweisen, muß King nicht nur Washington beiseite schieben, sondern auch Kolumbus anführen, den die wildeste Phantasie bisher nicht zum Amerikaner gestempelt hat, und außerdem noch Franklin übergehen. Schon diese Unterlassungssünde gibt Kings Sache den Rest. Denn Franklin hat sich einen „bedeutenden Namen" gemacht. Auch besitzt er einen „unsterblichen Ruhm", obwohl grundverschiedenen Charakters von dem Washingtons oder Lincolns, aber er war ein großer Mann im weiten Sinne eines Weltrufes. Niemand hat aber jemals gewagt, Benjamin Franklin einen Engländer zu nennen. Er war allerdings ein kolonialer Amerikaner, aber er war ein so ausgeprägter Amerikaner wie nur irgend ein Mensch sein kann, der vorher oder später auf diesem Kontinent gelebt hat. Ein Mann des Volkes, war er ein Amerikaner durch den Charakter seines Geistes, seine

dies nicht, um die Erklärungen Lowells oder Kings zu diskreditieren, sondern nur um die Verbreitung dieser falschen Ansicht zu illustrieren.

Vielseitigkeit, die Schärfe seines Verstandes und seine geistige Gewandtheit. Er war ein Amerikaner in seinen Fähigkeiten, seinen Tugenden und seinen Fehlern, was so unverkennbar war, daß daran niemals gezweifelt worden ist. Es gab damals noch andere ebenso echte Amerikaner wie Franklin und Lincoln: Jonathan Edwards, den typischen neuenglischen Kalvinisten, Patrick Henry, der zuerst die kolonialen Schranken niederriß, um sich für einen Amerikaner zu erklären, Samuel Adams, den großen Vorboten der Rasse der amerikanischen Politiker, Thomas Jefferson, das Ideal der amerikanischen Demokratie. Diese und viele andere konnte King mit der Begründung ausschließen, daß sie nicht die einsame Höhe unsterblichen Ruhmes erreicht haben. Aber Franklin genügt. Wenn man nicht Franklin als Engländer hinstellt, was gerade so angebracht wäre, als wenn man behaupten wollte, Daniel Webster sei ein Angehöriger der slawischen Rasse gewesen, so muß zugegeben werden, daß es für die dreizehn Kolonien möglich war, im achtzehnten Jahrhundert einen echten Amerikaner hervorzubringen, der unsterblichen Ruhm gewann. Wenn sie einen Mann von dem einen Typus erzeugen konnten, so konnten sie einen zweiten von einem anderen Typus erzeugen, und daher gibt es auch nicht einen einzigen Grund, der Washington nicht als einen Amerikaner erscheinen läßt.

Lincoln war unzweifelhaft der erste große Amerikaner seiner Art, aber dieser ist nicht der einzige Typus des Amerikaners. Der in Lincoln verkörperte besitzt die Liebe und Verehrung des Volkes der Vereinigten Staaten und die Bewunderung der Welt, wo immer sein Name bekannt ist. Die edle und turmhohe Größe seines Charakters und Geistes wird in keiner Weise durch die Bemerkung erhöht, daß er der erste Amerikaner oder ein gewöhnlicher oder ungewöhnlicher Typus gewesen ist. Eine Größe wie die Lincolns steht hoch

über solchen Redensarten, und vor allem ist es für seinen Ruhm unnötig, Washington sein Geburtsrecht zu verweigern. Die Behauptung, George Washington, ein englischer Commoner, habe George, einen englischen König, besiegt, ist nett und pittoresk, aber, wie viele andere hübsche Antithesen, vollständig unrichtig. Untertanenpflicht und Untertanentreue bilden keine Rasse oder Nationalität. Die Hindus sind Untertanen der Königin Viktoria, aber sie sind keine Engländer.

Franklin beweist, daß es möglich war, im achtzehnten Jahrhundert einen echten Amerikaner von unzweifelhafter Größe zu erzeugen, und bei aller Achtung vor Lowell und King wage ich doch zu behaupten, daß George Washington ein ebenso echter Amerikaner war wie Lincoln oder Franklin. Er war ein Amerikaner des achtzehnten und nicht des neunzehnten Jahrhunderts, trotzdem war er nichtsdestoweniger ein Amerikaner. Ich gehe noch weiter. Washington war nicht nur ein Amerikaner reiner und edler Art, sondern auch der erste wirkliche Amerikaner in des Wortes weitgehendster nationaler Bedeutung und grundverschieden von den kolonialen Amerikanern seiner Zeit.

Alles in allem, was gehört dazu, ein Amerikaner zu sein? Sicherlich besteht es nicht nur in der Anzahl Generationen, die den einzelnen von seinen hier zuerst angesiedelten Vorfahren trennt. Washington stammte in der vierten Generation von dem ersten Amerikaner seines Namens ab, während Lincoln der sechsten Generation angehörte. Der Unterschied bedingt keine wirkliche Verschiedenheit. Es gibt auch heute Leute, glücklicherweise nicht viele, deren Familien hier seit zweihundertundfünfzig Jahren wohnen und die so unamerikanisch wie nur möglich sind, während es auch andere gibt, deren Väter Einwanderer waren, und die so amerikanisch sind, als man nur wünschen oder sich vorstellen kann. In

einem neuen Lande, das innerhalb zweihundertundfünfzig Jahren von Auswanderern aus der alten Welt und ihren Nachkommen bevölkert worden ist, ist der Fortschritt der Amerikanisierung durch keine strengen bestimmten Regeln an eine Zeit oder Generation gebunden, sondern hängt gänzlich nur von Individualität und Rassentemperament ab. Die Erzeugung der genau bestimmten amerikanischen Typen und der festgesetzten nationalen Charakteristiken, die jetzt existieren, ist während dieser Zeit fortgesetzt vor sich gegangen; aber in jedem einzelnen Falle muß der Typus, zu dem ein spezieller Mann gehört, ganz genau studiert und untersucht werden.

Washington gehörte der englisch sprechenden Rasse an, Lincoln ebenfalls. Beide sind dem kernigen Stamm entsprossen, der durch eine jahrhundertelange Mischung von Kelten, Deutschen, Skandinaviern und Normannen entstanden ist, und der in der Welt unter dem Namen englisch bekannt ist. Beide hatten, soweit wir beurteilen können, wie es schlechtweg genannt wird, nur englisches Blut in ihren Adern und beide gehörten dem Teil der englischen Rasse an, der nach Amerika ausgewandert, wo er den wesentlichsten Bestandteil des Amerikaner genannten neuen Volkes bildete. Sie waren Männer englischer Abkunft, die in der vierten und sechsten Generation durch das neue Land, die neuen Verhältnisse und das neue Leben sowie durch die Berührung und Mischung mit anderen Rassen verändert waren. Lincoln, einer unserer Größten, einer, der „unsterblichen Ruhm" errungen hat, war ein ganzer Amerikaner jenes Typus, den die alte Welt nicht aufweisen kann oder wenigstens nicht erzeugt hat. Manche scheinen Washington für einen großen Mann jener Art zu halten, den die alte Welt oder, besser gesagt, England erzeugt hat. Es wird oft behauptet, Washington sei einfach nur ein amerikanischer Hampden gewesen. Solch ein Ver-

gleich ist eine bequeme Schilderungsmethode, weiter nichts. Hampden ist uns nicht wegen seiner Fähigkeiten denkwürdig, die außergewöhnlich genannt werden können, sondern wegen seines hingebenden und selbstlosen Patriotismus, wegen seines Mutes, seiner Ehrenhaftigkeit und seines reinen und edlen Geistes. Er vereinigte in sich, was seine Landsleute als die moralischen Eigenschaften ihrer Rasse in ihrer schönsten Blüte ansehen, und keine Nation, das sei gern zugestanden, kann ein höheres Ideal haben. Washington trat durch dieselben und in gleicher Art betätigten Eigenschaften hervor. Gibt es auch nur eine der wesentlichsten Eigenschaften Hampdens, die Lincoln nicht besaß? War er nicht ein selbstloser und hingebender Patriot, von reinem Herzen, von sanftem Geiste, von großer Ehrenhaftigkeit, tapfer, gütig und milde? Opferte er nicht sein Leben für sein Land in der Loge in Fords Theater ebenso willig, wie Hampden das seinige in dem Pulverdampf auf dem Schlachtfeld von Chalgrove? Diese Frage können wir nur bejahen. Mit anderen Worten, diese drei Männer besaßen alle die großen moralischen Eigenschaften, die die Charakteristika der englischen Rasse in seiner vollkommensten und reinsten Entwicklung auf beiden Seiten des Atlantischen Ozeans bilden. Aber noch niemand hat Lincoln jemals einen amerikanischen Hampden genannt, nur weil Hampden und Washington aus alten Familien stammten und von Geburt Aristokraten waren, was von Lincoln nicht gesagt werden kann. Das ist der Unterschied zwischen ihnen; und wie unwesentlich ist er im Lichte ihres Lebens und ihrer Taten, die jeden Stammbaum und jeden gesellschaftlichen Rangunterschied so klein und wertlos erscheinen lassen! Die Unterschiede zwischen beiden sind nur gering, die Ähnlichkeit groß und dauernd.

Ich habe diesen Vergleich durchgeführt, weil er ausgezeichnet den ganzen oberflächlichen Charakter der Gründe

illustriert, die die Leute dazu verführt haben, von Washington als einem englischen Landedelmann zu sprechen. Es ist behauptet worden, er sei in seinen Gebräuchen, moralischen Ansichten und sozialen Theorien englisch gewesen. Das klingt sehr überzeugend, ist jedoch in der Hauptsache nur eine Frage der Kleidung und der Lebensart. Er trug schwarzen Sammet, gepudertes Haar, Kniehosen und Diamantschnallen, was allerdings heute in Amerika nicht mehr Mode ist. Aber das waren amerikanische Gebräuche im letzten Jahrhundert, und jeder Mann, gleichviel welcher Herkunft, befolgte sie, wenn er dazu in der Lage war. Man darf jedoch nicht vergessen, daß Washington auch das Jagdhemd und die gefranzten Ledergamaschen der Hinterwäldler trug und daß er es war, der diese rein amerikanische Kleidung in der Armee als Uniform einführte.

Auch seine Sitten entsprachen dem Jahrhundert, in dem er lebte; sie waren förmlich und vornehm und offenbarten natürlich auch einen Abglanz seines eigenen Temperamentes. Seine moralischen Ansichten entsprechen denen eines hochgesinnten, ehrenwerten Mannes. Wollen wir behaupten, daß seine Ansichten unamerikanisch waren? Unterscheiden sie sich in irgend einem wesentlichen Punkt von denen Lincolns? Seine sozialen Theorien waren bis zum äußersten einfach. Er überschätzte weder konventionelle Formen, noch unterschätzte er sie, weil er wußte, daß sie einen Bestandteil des Gewebes der zivilisierten Gesellschaft bilden, aber einerseits nicht besonders wichtig, anderseits nicht zu übergehen sind. Es ist wahr, daß er nach Geburt und Stellung der Aristokratie angehörte. Vor der Revolution gab es eine anerkannte soziale Aristokratie in jeder Kolonie, denn der Trommelschlag des großen demokratischen Marsches war damals noch nicht ertönt. In den nördlichen Kolonien war die Aristokratie niemals stark vertreten und in Neu-England besonders schwach,

weil dort die Regierungen und das Volk durch und durch demokratisch gesinnt waren, obwohl ihnen das selbst nicht recht klar war. Anderseits gab es in Virginien und den südlichen Kolonien eine einflußreiche Aristokratie, die auf der Sklaverei basierte. Wo es Sklaven gibt, da muß es auch Herren geben, und wo Herren sind, da sind Aristokraten. Aber es war eine amerikanische und nicht eine englische Aristokratie. Abkunft und Familie galten im Süden nicht mehr wie im Norden, was jedoch einen Mann von vornherein über die andern erhob, war der Besitz von Sklaven und einer weißen Haut. Diese Aristokratie bestand mit ihren Fehlern und Tugenden, bis sie in dem Getümmel der Bürgerkriege unterging, als ihr Fundament, die Sklaverei, zusammenbrach. Der sklavenhaltenden Aristokratie Virginiens entstammten, mit Ausnahme Henry Patricks, alle die großen Männer, die so viel für die amerikanische Freiheit taten, und die der Republik in juristischer, politischer und kriegerischer Beziehung so unersetzbare Dienste geleistet haben. Dieser Aristokratie entstammten auch Marshall, Mason, Madison, die Lees, die Randolphs, die Harrisons und die andern ... Ihr entstammte auch der Held der amerikanischen Demokratie, Thomas Jefferson. Ferner gehörte auch Henry Patrick dazu, allerdings nicht durch seine Abkunft und wegen Besitztums an Sklaven, sondern wegen seiner großartigen Fähigkeiten und weil auch er ein Aristokrat infolge der unabänderlichen Trennung der Rassen war. In dieser Aristokratie wurde Washington geboren und erzogen. Wenn behauptet wird, daß dies auf seine Gefühle und Sitten Einfluß hatte, so kann man nur erwidern, das ist menschlich. Aber daraus zu folgern, es habe ihn unamerikanisch gemacht, würde eine Ausschließung aller großen Männer aus der Reihe der Amerikaner bedeuten, die dieses Land dem Süden zu verdanken hat. In der Tat wurde Washington weniger von seiner Umgebung beeinflußt und erhob sich

schneller über diese, als andere Männer seiner Zeit, weil er die bedeutendste Persönlichkeit der damaligen Epoche war und einen großartig weiten Gesichtskreis besaß.

Als er sich während der Belagerung von Boston zum ersten Male zu den Truppen von Neu-England begab, verletzte ihn der rohe demokratische Ton des Volkes und beleidigte besonders seine militärischen Instinkte, weil er nicht nur ein Virginier, sondern auch ein bedeutender Soldat war, und militärische Disziplin immer etwas Aristokratisches hat. Diese freiwilligen Soldaten, die man vom Pflug und den Fischerbooten zusammengerufen hatte, waren freie und unabhängige Männer, an keine anderen Vorschriften gewöhnt als ihre eigenen, und mußten erst mit den einfachsten militärischen Dienstregeln bekannt gemacht werden. Für Washington waren Soldaten, die ihre Offiziere wählten und absetzten und nach Hause gingen, wenn es ihnen beliebte, unbrauchbar, und er verstand sie nicht. Sie ärgerten ihn und reizten seine Geduld bis zum Äußersten, so daß er zuerst sich sehr scharf über sie äußerte, was keineswegs unangebracht war. Aber es gehörte zu seiner Aufgabe, sie heranzubilden, und daher suchte er sie näher kennen zu lernen. Er war ein Soldat, aber kein in unabänderliche Vorurteile gehüllter Aristokrat. Er begann diese Leute zu verstehen, und sie wiederum verehrten ihn und gehorchten und folgten ihm mit einer einsichtsvollen Hingebung, die mehr als einem bloßen Disziplingefühl entsprang. Ehe das Jahr vorüber war, pries er in einem Schreiben an Lund Washington die Truppen Neu-Englands in schönen Worten, und am Schlusse des Krieges erklärte er, daß die ganze Armee eigentlich nur noch aus neu-englischen Soldaten bestehe. Sie blieben bis zuletzt bei ihm; und so ergeben sie im Kriege waren, so treu blieben sie im Frieden. Er vertraute Neu-England, und seine standhafte Demokratie unterstützte ihn treu und unentwegt bis zu seinem Tode.

Dieser gerade Sinn und diese Überlegenheit Vorurteilen gegenüber waren durch und durch amerikanisch. Washington offenbarte diese Eigenschaften, die er der Allgemeinheit gegenüber zeigte, jedoch auch im Privatleben und einzelnen Personen gegenüber. Er erging sich niemals in den nichtssagenden Redensarten, die den Namen der Demokratie verunglimpfen, indem sie vorgeben, daß Geburt, Bildung und Erziehung undemokratisch seien und daher nur gegen einen Mann sprechen könnten. Er schätzte diese Eigenschaften richtig ein; aber er kümmerte sich nur darum, was ein Mann wirklich war, nicht wer er war, und das war echt demokratisch. Die Leute, die ihm wohl am nächsten gestanden haben, waren Knox und Hamilton. Der eine war ein Bostoner Buchhändler, der durch seine Tapferkeit und wertvollen Dienste berühmt wurde, der andere ein junger Abenteurer aus Westindien ohne Familie oder Geld. Dasselbe war mit noch einfacheren Leuten der Fall. Washington unterließ niemals, auf seinem Weg nach Philadelphia sich in Wilmington aufzuhalten und beim Kapitän O'Flinn vorzusprechen, der eine Kneipe besaß und ein alter Soldat der Revolution war. Das war jedoch nur ein einzelner von den vielen ähnlichen Zügen. Irgend ein Soldat der Revolution konnte immer auf ein herzliches Willkommen von seiten seines alten Kommandeurs rechnen. Hervorragende Staatsmänner, besonders die der Opposition, haben sein Verhalten oft kalt gefunden; aber kein alter Soldat hat sich jemals darüber beschwert, kein Diener ist von ihm fortgegangen, das Landvolk in der Umgebung von Mount Vernon verehrte ihn als Nachbarn und Freund und nicht als den erhabenen großen Mann, den Führer der Armee und den Präsidenten der Nation.

Er war durch und durch für eine Volksherrschaft. In seinen Briefen ist nichts von den bitteren Hinweisungen auf

die Demokratie und das gemeine Volk zu lesen, die sich in allen Briefen so vieler seiner Parteigenossen finden, alte vor-revolutionäre Ideen, die dem Haß gegen den Pariser Pöbel entsprangen. Er sprach über das Volk stets mit einfacher Hochachtung, weil er wußte, daß die Zukunft der Vereinigten Staaten in seinen Händen und nicht in denen irgendeines Standes lag, und er hoffte, daß das Volk seine Aufgabe erfüllen würde. Die französische Revolution hat ihn niemals mit fortgerissen, und als sie Anarchie und Blutvergießen im Gefolge hatte, wollte er nichts mehr von französischem Einfluß wissen, weil ihm Zügellosigkeit und Aufruhr im höchstem Grade zuwider waren. Trotzdem ließ er sich nicht zu Unbedachtsamkeiten hinreißen, wie so viele seiner Freunde. Er verwarf die französischen Ideen und die französische Demokratie, die von Jefferson und dessen Genossen so bewundert und so laut gepredigt wurden, und widersetzte sich ihnen, weil sie ihm für das Land gefährlich erschienen. Man kann jedoch sicher annehmen, daß er von dem Glauben beseelt war, solche Gefahren würden, wenn auch auf Kosten vieler Leiden, durch die Vernunft und den eingewurzelten Konservatismus des amerikanischen Volkes schließlich überwunden werden. Andere Leute redeten viel lauter über das Volk, aber keiner hegte ein unbegrenzteres Vertrauen zu ihm als Washington. Seine einzige Furcht war, daß durch falsche Vorspiegelungen Unheil über das Volk gebracht werden könnte.

Noch einmal die Frage: was heißt es, ein Amerikaner zu sein? Setzen wir die Äußerlichkeiten, wie Kleidung und Lebensweise, soziale Gebräuche und physische Eigenheiten beiseite. Heißt das nicht an Amerika und das amerikanische Volk glauben? Heißt das nicht ein dauerndes Vertrauen in die Zukunft und Bestimmung Amerikas haben? — etwas, das über dem Patriotismus und der Liebe steht, die jeder Mann, der nicht jedes Gefühles bar ist, für sein Vaterland

fühlt? Heißt das nicht national sein, aber nicht partikularistisch und nicht kolonial? Heißt das nicht eine hohe Auffassung von dem haben, was dieses große Land sein sollte, und diesem Ideal mit Loyalität und Aufrichtigkeit nachstreben?

Hat irgend ein Mann in unserer Geschichte diese Bedingungen besser erfüllt als George Washington? Hat jemals ein Mann gelebt, der dem amerikanischen Volk treuer gedient hat oder mit einer höheren Auffassung von der Bestimmung und der Zukunft des Landes? Einer alten und vornehmen Familie entstammend, sah er sich, kaum aus der Schule entlassen, von seiner Mutter abhängig und mit einem Erbteil, das ihm mehr Acker als Schillinge in Aussicht stellte.

Er wollte nicht von dem Ertrag seines Besitztums leben, wußte aber auch, daß es für ihn unmöglich war, sich einem der höheren Berufe zu widmen. Wenn er wirklich ein Engländer gewesen wäre, so würde er natürlich die Enge der Grenzen gefühlt haben, die seine gesellschaftliche Stellung umzogen. Da er jedoch ein Amerikaner war, war sein einziger Gedanke der, sich einen anständigen Lebensunterhalt zu verdienen. Noch als Knabe zog er fröhlich in die Welt hinaus, um sich selbst das Geld zu verdienen, das ihn wohlhabend und unabhängig machen sollte. In seiner Eigenschaft als Landvermesser ging er in die Wildnis, wo er zu der Überzeugung gelangte, daß es die erste Aufgabe des amerikanischen Volkes sein mußte, den Kontinent zu erobern. Er legte Meßrute und Meßkette bei Seite, um mit den Wilden zu verhandeln und ergriff dann das Schwert, um gegen diese und die Franzosen zu Felde zu ziehen, damit die neue Welt für die englisch sprechende Rasse gewonnen würde. Eine amerikanischere Ausbildung kann sich niemand denken. Es war nicht die Erziehung der Universitäten und Höfe, sondern eine des eigenen Sichempor-

arbeitens, in der Wildnis und durch Grenzkämpfe. So ausgebildet, stellte er die besten Mannesjahre in den Dienst der Revolutionssache, die dem Lande die Freiheit gab; seine reiferen Jahre verwendete er auf den Aufbau jener unabhängigen Nationalität, ohne die die Freiheit keinen Nutzen gebracht hätte.

Er erhob sich zuerst über alle kolonialen oder Staatsgrenzen und griff begierig den Plan auf, aus den dreizehn im Streite liegenden Kolonien eine Nation zu machen. Die Notwendigkeit einer nationalen Bewegung in der Armee wurde ihm, aber nicht den anderen, sofort klar. Aber er übertrug seine Idee auch auf andere Gebiete, an die noch keiner gedacht hatte. Washington, bedrückt von tausend Sorgen, war es, der in den ersten Tagen der Revolution das Bedürfnis nach föderalen Gerichtshöfen für Admiralitätsangelegenheiten und andere Zwecke empfand. Er brachte diesen Plan Jahre vorher in Vorschlag, ehe jemand an die Verfassung dachte, und die föderale Justiz der Vereinigten Staaten[1]) ist auf die Sonderkomitees im Kongreß zurückzuführen, die seinem Rat gemäß für diesen Zweck gebildet wurden. Sogar beim Morgenrot der Revolution war sich Washington bewußt, daß ein kontinentales System für Krieg, Diplomatie, Finanzwirtschaft und Justiz von Nutzen sei, und er arbeitete unausgesetzt an der Durchführung dieser Politik.

Als der Krieg vorüber war, beschäftigte ihn am meisten der Gedanke, wie man die Expansion am besten betreiben könnte, um den Vorläufern eines riesigen Heeres von Ansiedlern den noch unzivilisierten Kontinent zu erschließen. Auf diese Absicht schnitt er alle seine Pläne für Straßen, Kanäle und Bemessungen zu und drängte sie der Öffentlichkeit auf. Er sah weit über die Grenzen der Atlantischen Kolonien hinaus.

[1]) Vgl. die interessante Denkschrift über dieses Thema, die kürzlich von dem Hon. J. C. Bancroft Davis veröffentlicht worden ist.

Sein Blick ging weit über die Alleghanieberge hinaus, und wo andere dreizehn kleine Staaten sahen, hinter denen es nur noch die Wildnis gab, da sah er die Anfänge eines mächtigen Reiches. Während er darüber nachdachte, wie er den Ansiedlern den Westen erschließen könne, griff er auch in den großen Kampf ein, den Hamilton und Madison sowie alle „kontinental Denkenden" führten, um die Union zustande zu bringen, ohne die alles andere vergeblich gewesen wäre.

Von der Präsidentschaft der konstituierenden Versammlung, die die Verfassung entwarf, schritt er zur Präsidentschaft der Regierung, die jene Versammlung ins Leben gerufen hatte, und in allem folgenden beseelte ihn nur der Gedanke, dem Volk den Weg nach oben zu bahnen und dieses Volk und seine Regierung im Denken, in Politik und Charakter unabhängig zu machen, wie die Revolution es politisch unabhängig gemacht hat. Derselbe Geist, der ihn während des Krieges bewog, zu behaupten, daß unsere Schlachten und unsere Siege von Amerikanern ausgefochten und errungen werden müßten, wenn Sieg und Unabhängigkeit überhaupt einen wirklichen und dauernden Wert haben sollten, zog sich durch seine ganze Regierung hin. Wir finden ihn in seiner Indianer-Politik, die nicht nur bezweckte, die Stämme zu unterwerfen, sondern ihnen auch die Macht zu nehmen, die Ausdehnung nach Westen zu behindern oder auch nur aufzuhalten. Wir finden ihn auch in seiner Haltung den fremden Gesandten gegenüber und in seiner wachsamen Beharrlichkeit betreffs des Mississippi, was die Erlangung der Schifffahrt auf dem Riesenstrom zur Folge hatte. Ferner finden wir ihn in seinem eigentlichen Bemühen, den Frieden zu wahren, bis die Stunde gekommen war, wo uns ein Krieg keinen völligen Zusammenbruch mehr bringen konnte. Wie groß die Gefahr und wie klar und richtig seine Vorstellung davon war, beweist die partikularistische Bewegung in Neu-England während des

Krieges von 1812. Sogar damals war die nationale Existenz bedroht, und die Gefahr hätte einen schlimmen Ausgang genommen, wenn sie fünfzehn Jahre früher bestanden hätte, als die Parteien infolge ihrer Sympathien für streitende fremde Mächte gespalten waren. Es war um der Union willen, daß Washington Frankreich gegenüber so geduldig war und so ruhig den Entrüstungssturm ertrug, den der Jay-Vertrag erregte.

In seiner ganzen auswärtigen Politik, die ganz sein eigen war, bildete der nationale, amerikanische Geist das Leitmotiv, und von allen Angriffen verletzte ihn nur die Beschuldigung, daß er sich von seiner Vorliebe für das Ausländische beeinflussen lasse. Die blinde Ungerechtigkeit, die nicht begreifen wollte, daß er nur den Gedanken hatte, Amerikaner zu sein und das Volk und die Regierung amerikanisch zu machen, ging ihm näher als alles andere. Als die Parteizwistigkeiten über die infolge des französisch-englischen Krieges gefaßten Beschlüsse sich verschärften und französische Politik und französische Ideen populärer wurden, äußerte er sich öfter, als es sonst seine Art war, über die Lage, und es ist interessant zu beobachten, wie dieser Mann, der angeblich ein englischer Landedelmann gewesen sein soll, sich brieflich und mündlich in bewegten Zeiten über den Stand der Dinge ausließ. Jetzt, wo wir seine eigene Verteidigung hören, dürfen wir nicht vergessen, daß er ein sehr ehrenhafter Mann war, der seine Arbeiten meist schweigend verrichtete, der jedoch, wenn er einmal sprach, auch wußte, was er wollte, und das jedesmal zum Ausdruck brachte. Das offenbart sich in einem Brief vom Oktober 1795 an Patrick Henry, in dem er diesem das Amt des Staatssekretärs anbot:

„Es ist mein glühender Wunsch, und auch, soweit es in meiner Macht lag, mein Ziel gewesen, mich strikt in den Grenzen unserer äußeren und inneren Abmachungen zu halten,

und auch die Vereinigten Staaten vor allen politischen Beziehungen zu irgend einer anderen Macht zu bewahren und darauf zu achten, daß sie vor allem unabhängig bleiben und unter niemandes Einfluß stehen. Mit einem Wort, ich verlange einen amerikanischen Charakter unserer Politik, damit die europäischen Mächte zu der Überzeugung kommen, daß wir für uns und nicht für andere handeln. Das ist nach meiner Ansicht der einzige Weg, um im Auslande geachtet zu werden und im eigenen Lande glücklich zu sein. Wir sollen nicht dadurch, daß wir Parteigänger Englands oder Frankreichs werden, Zwistigkeiten heraufbeschwören, die öffentliche Ruhe gefährden und vielleicht für immer das Band zerreißen, das die Union umschlingt."

Kaum ein Jahr später, als der Jay-Vertrag immer noch die Gemüter wegen unserer Beziehungen zu Frankreich beunruhigte, schrieb er an Pickering:

„Die Exekutive hat einen einfachen Weg zu verfolgen, nämlich alle Abmachungen zu erfüllen, die die Pflicht erfordert, sich in dieser Hinsicht in keiner Weise von den streitenden Parteien beirren zu lassen, eine strikte Neutralität zu wahren, außer wenn schwerwiegende Gründe sie zwingen, davon abzuweichen, Gerechtigkeit gegen alle zu üben und niemals zu vergessen, daß wir Amerikaner sind; wenn wir das stets im Auge behalten, so werden wir immer überzeugt sein, daß wir weder französisch, noch englisch werden sollen."

Als sich, nachdem er die Präsidentschaft niedergelegt hatte, unsere gesamten Beziehungen zu Frankreich zu verschärfen schienen und am Himmel dunkle Wolken aufstiegen, schrieb er an einen Freund, daß er den festen Glauben hege, alles würde sich zum Besten wenden. Er fuhr dann fort: „Für mich ist dies so augenscheinlich, daß ich darüber auch nicht eine Spur von Zweifel empfinden würde, wenn unsere Bürger sich um ihre eigenen Angelegenheiten mehr kümmerten, als um die irgend

einer anderen Nation unter der Sonne. Das heißt, wenn sie, anstatt in politischer Hinsicht Franzosen oder Engländer zu sein, Amerikaner wären und sich über jeden Versuch der einen oder der anderen fremden Macht, unsere Ratschlüsse zu beeinflussen oder unter uns Unfrieden und Uneinigkeit zu säen, entrüsten würden."

Wenige Tage später schrieb er an Thomas Pinckney:

„Man muß abwarten, ob sich unser Land seine Unabhängigkeit bewahren oder ob es in seinen politischen Angelegenheiten von einer anderen Nation geleitet werden wird. Schon nach kurzer Zeit werden wir wissen, wer unser wahrer Freund, oder, was dasselbe ist, wer ein echter Amerikaner ist."

Aber dieser lebhafte Wunsch nach einem wahren Amerikanertum machte weder bei unserer auswärtigen, noch bei unserer inneren Politik Halt. Er wollte ihn auf alle Seiten unseres Lebens und auf jeden Gedanken des Volkes übertragen, und als der Vorschlag gemacht wurde, das ganze Lehrerpersonal einer Genfer Universität kommen zu lassen, damit es an einer unserer nationalen Universitäten doziere, wehrte er sich mit aller Macht dagegen und bezweifelte sehr, ob es angebracht sei, ein ganzes „Seminar Ausländer" für die amerikanische Erziehung zu importieren. Der Brief, der diese Angelegenheit behandelte, war an John Adams gerichtet und lautete weiter:

„Meine Meinung über die Einwanderung ist, daß sie, abgesehen von nützlichen Handwerkern und einigen besonderen Arten von Männern oder Berufen, keine Ermutigung verdient, während die Politik oder der Vorteil, wenn sie in Masse stattfindet (ich meine das Ansiedeln der Einwanderer in Masse), eingehender Erwägung bedarf; denn in diesem Falle behalten sie die Sprache, Sitten und Grundsätze, gute und schlechte, bei, die sie mitbringen, wogegen sie oder ihre Nachkommen durch eine Vermischung mit unserem Volk sich unsere Gebräuche, Bestimmungen und Gesetze zu eigen

machen würden, mit einem Wort, bald ein Volk werden würden."

Dieser Gedanke beschäftigte ihn unausgesetzt so sehr, daß er sogar in seinem Testament durch die Klausel zum Ausdruck gebracht wurde, die gewisse Ländereien für die Gründung einer Universität im Distrikt Columbia bestimmte. „Um nach diesen Auslassungen", fuhr er fort „den Fall noch verständlicher zu machen, will ich noch erklären, daß ich nur mit dem größten Bedauern wahrgenommen habe, daß die Jugend der Vereinigten Staaten zur Erziehung ins Ausland geschickt wird, oft sogar, ehe sie dafür reif ist oder sich irgend welche angemessenen Ideen über das Glück des eigenen Landes zu eigen gemacht hat. Die Jünglinge fielen auch nicht nur allzuhäufig Ausschweifungen und der Verschwendung zum Opfer, sondern bekannten sich auch zu Grundsätzen, die sich mit den Ansichten einer republikanischen Regierung und der wahren und echten Freiheit der Menschheit nicht vertrugen, und von denen sie sich später nur selten losreißen konnten. Diese Gründe waren es, die in mir den Wunsch aufkommen ließen, auf liberalster Basis einen Plan zu entwerfen, der systematische Ideen in allen Teilen des entstehenden Reiches verbreiten und dadurch die lokalen Freundschaften und Vorurteile unter den Staaten, soweit die Natur der Dinge es zulassen würde oder vielmehr sollte, von unseren nationalen Ratschlüssen trennen sollte."

Waren das Worte eines englischen Gutsbesitzers, der zufälligerweise in einer der englischen Kolonien geboren wurde? Die Mitglieder dieser Klasse waren damals meistens königstreu gesinnt; wahrscheinlich ausgezeichnete Leute, aber nicht von Washingtons Art. Ihre Hoffnungen und Ideale, ihre Politik und ihr Glauben gehörten dem Mutterlande, aber nicht uns. Washingtons Glaube, Hoffnung und Gedanken gehörten den Vereinigten Staaten. Seine einzige Absicht war, Amerika

im Denken und Handeln unabhängig zu machen, und er strengte sich Tag und Nacht an, um eine Nation aufzubauen. Er bemühte sich unaufhörlich, die Grundlage für das große Reich zu legen, das er, sozusagen mit Prophetenblick, jenseits der Berge entstehen sah, sobald den westlichen Ansiedlern der Weg geebnet war. Seine auswärtige Politik war für die Welt die öffentliche Bekanntmachung einer neuen nationalen Existenz, und er setzte alle Hebel in Bewegung, um unsere Politik von den kolonialen Verhältnissen und den ausländischen Einflüssen loszureißen. Er wünschte, daß die ganze Einwanderung sich hier absorbiere und in eine Form gegossen würde, damit wir ein Volk und einig in Worten und im politischen Glauben würden. Nachdem das Grab sich über ihm geschlossen hatte, waren seine Worte an die Nachwelt eine ernste Bitte für die heimische Erziehung der Jugend der Republik, damit alle Männer, unbefleckt von ausländischem Wesen, nur amerikanisch denken und über alle lokalen Vorurteile erhaben sein sollten. Er glaubte nicht, daß die bloße materielle Entwickelung das einzige oder höchste Ziel sei, denn er wußte, daß die wahre Größe einer Nation in der Moral und im Intellekt liegt, und seine letzten Gedanken beschäftigten sich mit dem Ausbau des Charakters und der Intelligenz. Er ist niemals ein Prahler gewesen, und sich seines Landes oder seiner selbst zu rühmen, lag ihm gänzlich fern. Er zögerte niemals, über das, was ihm unrecht erschien, eine abfällige Kritik auszuüben; aber er kritisierte seine Landsleute, damit sie sich bessern sollten, und tat es nicht, um nur seine eigene Unzufriedenheit zu dokumentieren oder damit Ausländer zu amüsieren oder sie zu gewinnen. Mit einem Wort, er liebte sein Vaterland und hegte die größten Hoffnungen für seine Zukunft und sein Volk, dem er seine ernstesten Gedanken und höchsten Bestrebungen widmete. Es kann kein erhabeneres, reineres oder voll-

ständigeres Amerikanertum gedacht werden als das seine. Sein Gedanke eilte der Zeit weit voraus und konnte nur einem starken Geiste entspringen. Er hatte auch die Kraft in sich, sich aus den bestehenden Verhältnissen herauszuarbeiten, sich von fremden Einflüssen zu befreien und einer großen Zukunft entgegen zu gehen. Der erste Amerikaner in der weitesten nationalen Bedeutung und auch ausgeprägteste Amerikaner ist Washington gewesen. Es müßte weit mit uns gekommen sein, wenn wir eines Tages übereinkommen sollten, diese edle Persönlichkeit aus der „ersten Reihe unseres nationalen Lebens" zu entfernen und George Washington nur als einen Amerikaner unter vielen anzusehen, der, soweit es sich um den Erwerb von Vermögen handelte, mit den Instinkten der neuen Welt begabt war.

Es gibt noch eine andere Art Kritiker, die Washington von einer anderen Seite angegriffen haben. Das sind die Herren, deren eigenen Helden er im Wege steht. Washington war ein Mann, der sich über Leute und Maßnahmen eine feste Meinung gebildet hatte und der auch äußerst hartnäckig sein konnte. Er hatte Freunde und Feinde, Sympathien und Antipathien, die seiner Natur gemäß groß und klar waren. Die Achtung, die er auch im Leben erworben, hat sich seit seinem Tode ungeschmälert erhalten, und für die Biographen von einigen seiner Zeitgenossen muß das Bewußtsein unangenehm gewesen sein, daß Washington ihren Helden entgegentrat, ihnen mißtraute und sie nicht liebte. Daher sind sie immer auf die eine oder die andere Art um einen Stein des Anstoßes herumgegangen, den sie nicht beseitigen konnten. Die gewöhnlichste Methode, Washington herabzuwürdigen, ist, ihn verschwommen als den großen Mann hinzustellen, mit dem jeder übereinstimmte, der kein Parteigänger war und alle begünstigte; dann wird er still beiseite geschoben. Unheil und Unrecht gab es nach Ansicht der Gegenpartei unter seiner Regierung, aber sie

waren die Arbeit seiner Minister und böswilliger Ratgeber. Der König konnte nichts Unrechtes tun, und diese nette Theorie, die in Wirklichkeit unrichtig ist, soll besagen, daß Washington überhaupt keine Meinung besaß, sondern nur ein dekorativer und imposanter Repräsentant war. Als einziger Grund wird der Umstand angeführt, daß er um Rat gefragt hat, daß er anderer Leute Gedanken ausgeführt hat und sich nur langsam zu etwas entschließen konnte. Das ist alles richtig, und diese Eigenschaften erhöhen nur seine Größe, weil nur unbedeutende Geister ihre Verwandtschaft mit dem Universum verkennen und ihre unbegrenzte Macht mit Allwissenheit verwechseln. Der große Mann, der Tatsachen sieht und in der Zukunft lesen kann, bedient sich anderer Männer, er kennt die Grenzen der Aktionsmöglichkeit und kann sofort entscheiden, ob etwas vonnöten ist, aber er wird voreilige Entschlüsse denen überlassen, die unfähig sind, andere zu erreichen. Tatsächlich hat es niemals einen Mann gegeben, der entschiedenere und klarere Ansichten besaß, als Washington, und die Verantwortlichkeit, die auf ihm ruhte, wälzte er niemals auf andere ab. Die Arbeit der Revolution und der Präsidentschaft, ob gut oder schlecht, ging von ihm allein aus, und er war bereit, mit ihr zu stehen oder zu fallen.

Der Gedanke, Washington habe alle Parteien und alle Ansichten vertreten und keiner bestimmten Partei angehört oder eine eigene Meinung besessen, wird auch noch in anderer Weise weitergesponnen. Diese Theorie geht dahin, daß er nur wegen seines Charakters Bedeutung verdiente, in anderen Beziehungen jedoch nicht über dem besseren Durchschnittsmenschen stand. Das scheint z. B. die Ansicht Partons gewesen zu sein, der in einer geistvollen Abhandlung philosophisch die möglichen Vorteile erörtert, die, wie im Falle Washington, nur auf den Charakter zurück-

zuführenden Erfolgen zu verdanken sind. Parton leitet seine Theorie von dem letzten Vorgange ab, als Washington angesichts des Todes seine Pulsschläge zählte. Wie charakteristisch, erklärt er, ist solch ein Vorgang für den methodischen Durchschnittsmenschen. Ich muß entgegnen, es war nicht gewöhnlich, wenn es auch alltäglich wäre. Gewiß war es ein sehr einfacher Vorgang, aber, meines Wissens immerhin selten für die letzten Augenblicke auf einem Totenbett oder in der erhabenen Stunde ersterbender Größe. Auch entbehrte die Szene gänzlich des dramatischen Momentes, den Dr. Johnson für fast unzertrennlich von dem letzten ernsten Augenblick hielt. Das von der Regel abweichende ist ebenso wenig ein Beweis für das Genie wie die Methode, und unzweifelhaft ist die letztere der beiden der sicherere Begleiter der Größe. Die letzte Stunde Washingtons offenbarte jenen ruhigen und gefaßten Mut, der ihn im Frieden oder im Kriege niemals verließ, und so weit war es ein Beweis von Charakter. Aber war es nicht noch mehr? Der alltägliche Vorgang des Pulszählens war in Wirklichkeit sehr charakteristisch, denn es war die letzte Äußerung eines unbeugsamen Willens, die Wahrheit zu erfahren und vor der Tatsache zu stehen. Der Tod war nahe, er wollte die Tatsache konstatieren. Er hatte in seinem ganzen Leben Tatsachen gegenübergestanden, und da es nun zu Ende ging, wollte er dem Tode mutig ins Auge schauen.

Er besaß einen so hohen und ausgezeichneten Charakter und so große moralische Eigenschaften, daß sie die Bewunderung der Nachwelt erregen müssen; darin überragt er alle anderen Menschen. Anzunehmen, daß er in anderer Hinsicht nur in die Kategorie der Mittelmäßigkeit gehörte, ist nicht nur ein Widerspruch, sondern auch gänzlich unrichtig. Es war nicht der Charakter, der im Trenton-Feldzug kämpfte und die Revolution zum Siege führte, das war militärisches

Genie. Es war nicht Charakter, der die Zukunft Amerikas voraussah und unsere ausländische Politik schuf, das war vollendete Staatsmannskunst. Ohne die großen moralischen Eigenschaften, die er besaß, wäre seine Laufbahn unmöglich gewesen; es würde aber auch dieselbe Unmöglichkeit bestanden haben, wenn der Geist dem Charakter nicht entsprochen hätte. Es hat keinen Zweck, über die unleugbare Wahrheit zu diskutieren, daß Washington eine bedeutende Persönlichkeit gewesen ist, denn das wird überall zugegeben. Notwendig jedoch ist, daß seine Bedeutung richtig verstanden wird, was heute noch nicht allgemein der Fall ist. Sein Charakter ist auf Kosten seines Verstandes gepriesen worden und seine Güte von Bewunderern und Kritikern so oft betont worden, daß wir in die Gefahr kommen, zu vergessen, daß er nicht nur einen großen Geist, sondern auch einen hohen moralischen Mut besaß.

Das falsche Doppelspiel von Lob und Kritik ist so hartnäckig befolgt worden, daß, wenn wir die Prämisse annehmen, wir gezwungen sind zu glauben, Washington sei tatsächlich schwerfällig gewesen, während mit großer Offenheit versichert wird, er habe sich kalt und zu Zeiten sogar hart gezeigt. „Unterdessen", schreibt McMaster, „ging Washington der Dienste der einzigen beiden Männer verlustig, die seinem kalten Herzen jemals nahegestanden hatten". „Ein ausgepreßter Cromwell ohne Saft", schreibt Carlyle irgendwo in seiner rauhen und bündigen Art. Sind diese Urteile gerecht? War Washington wirklich trotz seiner Größe schwerfällig und kalt? Er war ein großer Feldherr und ein bedeutender Präsident, der erste im Kriege und der erste im Frieden usw., das gibt unser Kritiker zu; aber seine Erholung suchte er in Farm-Abrechnungen, und sein Geschäft waren Krieg und Politik. Er konnte einen Kriegsplan entwerfen, eine würdevolle Haltung annehmen und eine Regierung leiten,

aber er konnte nichts Unterhaltenderes schreiben als ein Regierungsdekret oder einen militärischen Bericht. Er widmete sich wichtigen Angelegenheiten, er war kaum menschlich, und er hielt sich von den Grazien, dem Geist und anderen Würzen des Lebens fern und ging an ihnen vorüber.

Daß Washington ernst und aufrichtig war, kann nicht bezweifelt werden; denn kein Mann hätte vollbringen können, was er getan, wenn er anders gewesen wäre. Er hatte nur wenig für die leichten Seiten des Lebens übrig und gab sich keine Mühe, etwas Hübsches und Treffendes zu sagen. Er war kein Phrasenheld, und er entbehrte gänzlich der Scharlatanerie, die man so oft bei Leuten mit hohem Genie findet. Seine Reden und Handlungen bezweckten niemals einen dramatischen Effekt, und das ist der eine Grund für die Annahme, daß er schwerfällig und trocken gewesen sei. Denn die Welt liebt nun einmal ein bißchen Scharlatanerie und ist niemals glücklicher, als wenn sie ordentlich betrogen wird. War er jedoch deshalb schwerfällig, geistlos, unbeliebt und lieblos? Schon in seiner Knabenzeit lag die Verantwortung auf ihm, und kaum dem Jünglingsalter entwachsen, ruhte die Verteidigung seiner Kolonie in seinen Händen und die schwere Last anderer Menschenleben. Eine Erfahrung wie diese läßt einen guten Menschen bald alle Dinge nur in einem ernsten Lichte erscheinen. Aber Ernsthaftigkeit bedeutet noch keine Schwerfälligkeit, und wenn wir der Sache tiefer auf den Grund gehen, so stoßen wir auf eine klare Widerlegung solcher Gedanken. Seine Briefe und seine Tagebücher offenbaren eine scharfe Auffassungsgabe. Wenn er sich auf Reisen befand, so beobachtete er das Land mit dem Auge des Soldaten und des Farmers und machte sich auf den ersten Blick mit seiner Umgebung bekannt. Für ihn war es nicht nur ein bloßes Panorama von Feldern

und Wäldern, Flüssen und Gebirgen. Wohin er auch immer schaute, überall sah er die Naturschönheiten und die Gelegenheiten, die sich den Farmern, Händlern und Fabrikanten boten. In derselben Weise sammelte er die Statistiken des Volkes und seiner verschiedenen Industrien. In West-Indien, an der virginischen Grenze, auf seinen Reisen als Präsident, las er alles, was er sah, wie ein Buch, und brachte die Eindrücke mit nach Hause, um sie zu verwerten.

In derselben Weise studierte und verstand er die Menschen und besaß die Gabe, unter diesen eine Auswahl zu treffen, eine Gabe, die eigentlich nur bedeutenden Soldaten oder Staatsmännern gegeben ist. Er traf niemals eine falsche Wahl, ausgenommen im Falle Monroe, als die Politik mitsprach, oder, wenn ein von ihm Erwählter sich weigerte, das Amt anzunehmen. Der Kongreß bestimmte Gates für den südlichen Feldzug, aber Washington wählte Greene, in dessen Persönlichkeit er militärische Fähigkeiten erblickt hatte, ehe es jemand anders gewahr geworden war. Er holte sich den jungen und unbekannten Artillerie-Kapitän Hamilton und verleibte ihn seinem persönlichen Gefolge ein. Er fand sich mit Hamiltons Launen ab, vertraute ihm ganz und gar und gab ihm schließlich Gelegenheit, sich als ausgezeichneten amerikanischen Staatsmann zu erweisen. Aus der großen Zahl der ausländischen Freiwilligen wählte er jeden und vertraute er jedem nach seinem individuellen Verdienst, besonders Lafayette und Steuben. Noch bemerkenswerter als seine Fähigkeit, große Talente zu entdecken, war sein Geschick, den Wert der Männer abzuwägen, die nicht zu den Größten gezählt werden konnten. Unlängst wurde ein Brief veröffentlicht, dessen Länge hier eine Wiedergabe verbietet, in dem er seine Meinung über alle führenden Revolutionsoffiziere[1]) abgibt. Jede Ansicht offenbart nicht nur einen bewunderns-

[1]) Magazine of American History, Band III, 1879, S. 81.

werten Scharfblick, sondern ist auch so klar umrissen, daß sie sofort überzeugend wirkt. Diese Urteile waren so treffend, daß sogar das Vergehen eines Jahrhunderts und das eingehende Studium der Geschichtsschreiber und Biographen in ihrer scharfsichtigen Analyse nichts zu ändern fanden oder dem hinzuzufügen hatten. Er erwartete nicht, überall Genies zu entdecken, oder in jedem Tornister einen Marschallstab zu finden, aber er verwendete die Leute nach ihrem Wert und ihren Fähigkeiten, was ebenso wesentlich ist, wie die Aufgabe der Auswahl. Sein militärisches Gefolge illustriert dieses Talent am besten. Jeder Mann bewies nach einigen Versuchen und Veränderungen, daß er der Mann am rechten Fleck war und seine Aufgabe zur allgemeinen Zufriedenheit löste. Der loyale und tapfere Oberst Meade, der ein guter Soldat und ein guter Farmer war, hat erklärt, Hamilton sei das geistige Haupt von Washingtons Stabe gewesen, während er nur das Reiten besorgt habe. Als sich der Krieg seinem Ende näherte, sagte Washington eines Tages zu Hamilton: „Sie sollten Jurist werden, in sechs Monaten könnten sie eine glänzende Stelle einnehmen." Und, sich zu Meade wendend: „Lieber Dick, Sie müssen auf ihre Plantage zurückkehren; Sie werden einen ausgezeichneten Farmer abgeben und einen ehrenhaften Obmann für die Geschworenen."[1]) Diese Prophezeiung erfüllte sich in beiden Fällen. Man darf jedoch nicht glauben, daß der Rat an Meade etwas Verächtliches in sich barg. Im Gegenteil, es sprach warme Freundschaft daraus, denn er achtete Erfolg in jedem ehrenhaften Beruf, besonders auf dem Gebiete der Landwirtschaft, die er selbst liebte. Aber er hielt die beiden Männer vollkommen auseinander, und wußte, was jeder war und was jeder konnte. Der Vorgang ist an und für sich unbedeutend, wenn wir uns ihn jedoch

[1]) Memoir of Rt. Rev. William Meade von Philip Slaughter, S. 7.

besser überlegen, so scheint diese Fähigkeit, Männer richtig zu beurteilen und sie in ihrem ganzen Wesen zu erkennen, doch eine kostbarere Gabe zu sein, als irgend eine andere, die eine freundliche Fee zu vergeben hat. Der hinkende Teufel von Le Sage kundschaftete die Heimlichkeiten des Lebens durch die Dächer aus und erfuhr so manches über die Geheimnisse der Menschen. Aber der große Mann, der aufrichtig und freundschaftlich in die Natur der Menschen blickt, und deren Charakter und Fähigkeiten nach ihren Worten und Handlungen beurteilt, besitzt eine höhere und bessere Gabe, als der wandernde Geist, denn solch ein Mann hält das Heft zum Erfolg in seinen Händen. Washington, ruhig und immer wachsam, studierte nach der Art schweigsamer Größe unermüdlich die zu allen Zeiten wiederkehrenden menschlichen Probleme, und seine richtigen Folgerungen bildeten wichtige Faktoren des großen Resultates. Hatte er viel Zeit, so entschloß er sich nur langsam für eine Politik oder einen Plan oder zur Erledigung einer öffentlichen Angelegenheit, aber Männer durchschaute er sehr schnell. Er hat sich niemals ein falsches Urteil über Lee, Gates, Conway und die anderen gebildet, die ihm feindlich waren, weil sie von vornherein ahnten, daß er sie durchschaut hatte. In Arnold täuschte er sich, weil sein Verrat Washington unbegreiflich war, und seine bewundernswerte Tapferkeit viele seiner Fehler entschuldigte. Aber, abgesehen von diesem Fall, kann ruhig behauptet werden, daß Washington sich weder als Feldherr, noch als Präsident jemals in Männern getäuscht hat. Seine Leute waren nicht immer die besten und versagten zuweilen, aber immerhin verkörperten sie das Beste, was er erlangen konnte, und er kannte ihre Fehler und übernahm das Risiko mit offenen Augen.

Solche sichere und schnelle Beurteilung von Leuten und ihren Fähigkeiten konnte nur einem Mann von schärfster

Beobachtungsgabe und durchdringendem Blick gegeben sein, was beides nicht charakteristisch für einen trägen oder alltäglichen Geist ist.

Diese Eigenschaften waren selbstverständlich Naturgaben, die durch die Schule eines tatkräftigen Lebens zu einer hohen Vollkommenheit ausgebildet worden waren. Die Erfahrung war in der Tat sein bester und einziger Lehrmeister gewesen, und Krieg und Politik hatten ihm Schule und Universität ersetzt. Seine Bildung war nur aufs Äußerste beschränkt geblieben und umfaßte, ausgenommen die Mathematik, nur die einfachsten Elementarkenntnisse, was sich auch in seinen frühesten Briefen offenbart. Er scheint jedoch eine gute Handschrift besessen zu haben und auch ein guter Rechner gewesen zu sein, aber seine Orthographie ließ vieles zu wünschen übrig und sein Stil, obwohl lebhaft, war abgerissen und rauh. Er war sich dessen wohl bewußt und gab sich große Mühe, diesen Fehlern abzuhelfen, was ihm, wie immer, auch gelang. Sparks hat diesen Mangel an Bildung durch eine Überarbeitung und Korrektur der ersten Briefe zu verdecken gewußt, um der Gesamtkorrespondenz einen mehr einheitlichen Stil zu geben. Aber dieses Bemühen hat den Briefen nicht nur seinen urwüchsigen Reiz genommen, sondern ihnen auch etwas Gekünsteltes gegeben. Der Landvermesser und Grenzsoldat schrieb anders als der Feldherr und Präsident der Vereinigten Staaten, und die Verbesserungen von Sparks dienen nur dazu, den wirklichen Menschen zu verbergen.[1])

[1]) Die Reed-Briefe und der Streit zwischen Sparks und Lord Mahon lenkten zuerst die Öffentlichkeit auf die Verbesserungen in Washingtons ersten Briefen und seine Korrespondenz im allgemeinen. Den Forschern, die die Original-Manuskripte gelesen hatten, waren sie aber schon längst bekannt. Der ganze Umfang der Sparksschen Abänderungen sowie der verübten Täuschung und der Ungerechtigkeit, die seinem Helden und der Nachwelt zugefügt worden sind, ist jedoch erst jetzt durch die unter der Aufsicht von W. C. Ford

Wäre Washington aus gewöhnlichem Holze geschnitzt und ein schwerfälliger Mensch gewesen, so hätte ihn dieser Mangel an Bildung nur wenig berührt. Im Gegenteil, ein großer Erfolg würde ihn in diesem Falle von der Nutzlosigkeit der Bildung überzeugt und ihn zu der Ansicht verleitet haben, daß Bildung nur für unbedeutende Leute vonnöten sei, die in der Welt ohne künstliche Hilfe nicht vorwärts kommen können. Wie die Sache jedoch lag, hörte er nie auf, diesen Mangel an Bildung zu beklagen, und als Humphreys in ihn drang, eine Geschichte des Krieges oder seine Memoiren darüber niederzuschreiben, erwiderte er: „Mein lieber Humphreys, ich habe Ihnen bereits in einem früheren Briefe mitgeteilt, daß, wenn ich auch das Talent dazu hätte, ich doch keine Zeit haben würde, meine Gedanken dem Niederschreiben von Denkwürdigkeiten zuzuwenden. Aber das Bewußtsein einer lückenhaften Bildung und der Mangel an Zeit verbieten mir ein solches Unternehmen." Seine eigene Bescheidenheit betreffs seiner Fähigkeiten leitete ihn irre, aber der Gedanke an seine mangelhafte Schulbildung quälte ihn beständig, obwohl er sich deshalb niemals zu Bitterkeiten oder Gleichgültigkeiten hinreißen ließ. Er bewunderte nur das in erhöhtem Maße, was ihm selbst versagt geblieben war. Er hatte für die Bildung, besonders für die höhere, eine fast pathetische Verehrung, und er ließ ihre Vervollkommnung niemals aus den Augen. Als er Kanzler des William- and Mary-College wurde, bereitete ihm diese Ehrung

erscheinende neue Ausgabe von Washingtons literarischem Nachlaß zutage gekommen. Als Washington nach seinem Amtsaustritt seine militärischen Papiere und seine Staatspapiere ordnete, begann er selbst an dem Stil seiner ersten Briefe herumzufeilen. Das war erklärlich, und er konnte mit seinem Eigentum machen, was er wollte, wenn er dadurch auch das Material der künftigen Geschichtsschreiber und Biographen beschädigte. Er kam jedoch nicht weit mit seiner Arbeit, und die Tatsache, daß er einige seiner Briefe selbst korrigierte, gab Sparks durchaus kein Recht dazu, so weitgehende Korrekturen vorzunehmen.

eine größere Freude als andere vorhergehende, und er nahm das Amt mit einer Schüchternheit und einem Ernst an, die für einen Mann seiner Art rührend waren. Von demselben Geist beseelt, ließ er der Alexandria-Akademie Geld zukommen, und jeder Plan, der auf eine Besserung des Bildungswesens in Virginien zielte, fand seine lebhafte Unterstützung. Seine Interessen erstreckten sich auch über die Staatsgrenzen hinaus, denn sein Herzenswunsch war die Gründung einer National-Universität. Er empfahl dem Kongreß immer ihre Gründung und hinterließ, wie wir gesehen haben, in seinem Testament Geld für ihre Stiftung.

Seine Sympathien und sein Geschmack offenbarten den Mann von Geist, den Verehrer der Gelehrsamkeit und des durchgreifenden Studiums. Als ein sehr bescheidener Mann und frei von jedem Schein, unterschätzte er tatsächlich seine eigenen Talente. Er vertraute so wenig sich selbst, daß er sich immer auf Hamilton verließ und, sowohl während der Revolution als auch später, sogar bei der Abfassung seiner Abschiedsbotschaft, ihn ersuchte, ihm in der Einkleidung seiner Gedanken behilflich zu sein, der er sich allein nicht gewachsen fühlte. Er neigte beim Schreiben dazu, zu weitschweifig und zu verwickelt zu werden; aber in der Regel war sein Stil ziemlich klar, und er konnte sich, wenn es die Gelegenheit erforderte, mit nerviger Kraft ausdrücken und mit einer echten und majestätischen Beredsamkeit, wenn er tief gerührt war, wie in der Botschaft an den Kongreß beim Schluß des Krieges. Es ist bemerkenswert, daß in seinen Briefen nach den ersten Jahren sich keine Spur von einem Mangel an Schulbildung findet. Die Briefe sind nicht die eines Gelehrten oder eines Schriftstellers, sondern die eines feingebildeten Gentleman. Obwohl er sich selten in Gleichnissen und Anspielungen erging, waren diese, wenn er sie einmal verwendete, angebracht und richtig. Das war auf seinen gesunden Verstand

zurückzuführen und auf seine Abneigung gegen jede Schaustellung oder den Versuch, sich mit fremden Federn zu schmücken. Er ließ sich niemals verleiten, über ein Thema zu schreiben oder zu sprechen, das er nicht verstand. Er liebte die Bücher, brachte eine Bibliothek zusammen und las, so oft es ihm sein vielbeschäftigtes Leben gestattete. Als er sich gegen Ende des Krieges in Newburgh befand, ersuchte er Oberst Smith in New York, ihm folgende Bücher zu senden:

„Charles the Twelfth of Sweden,
Lewis the Fifteenth, 2 Bände,
History of the Life and Reign of the Czar Peter the Great,
Campaigns of Marshal Turenne,
Locke, on Human Understanding,
Robertson's History of America, 2 Bände,
Robertson's History of Charles the Fifth
Voltaire's Letters,
Life of Gustavus Adolphus,
Sally's Memoirs,
Goldsmith's Natural History,
Mildman on Trees,
Vertot's Revolution of Rome, 3 Bände, } wenn sie etwas taugen.
Vertot's Revolution of Portugal, 3 Bände, }

Sollte es einen guten Buchhändler in der Stadt geben, so würde ich Ihnen für die Übersendung eines Katalogs mit Preisangabe sehr dankbar sein. Ich kann mir dann aussuchen, was ich brauche."

Er interessierte sich am meisten für Geschichte und für Werke über Krieg oder Landwirtschaft, wie es schon durch die obige Liste und auch durch einige ältere Listen bewiesen wird. Es ist unwahrscheinlich, daß er großen Wert auf leichtere Literatur legte, obwohl er in seiner Jugend gedichtet hatte und aus einigen seiner Briefe zu ersehen ist, daß er sich auch für

einige der großen Romanwerke, wie z. B. Don Quichotte[1]), interessiert hat.

Auf der einen Seite konnte er sich niemals von dem durch das Bewußtsein seines Bildungsmangels hervorgerufenen Selbst-Mißtrauen befreien, andererseits nicht von seiner großen Verehrung der Gelehrsamkeit. Er hatte die Revolution geführt, die einer neuen Nation den Weg öffnete, und befand sich auf der Höhe seines Ruhmes, als er den französischen Offizieren, die ihn baten, Frankreich zu besuchen, brieflich mitteilte, daß er „zu alt sei, um Französisch zu lernen oder sich mit Damen zu unterhalten". Dieses Gefühl hielt ihn auch vor allen Dingen ab, ein Phrasenheld oder ein geistvoller Causeur zu sein. Mit anderen Worten, daß er bescheiden und feinfühlig war, ist der Hauptgrund dafür, daß er für kalt und schwerfällig gehalten wurde.

Übrigens entstammt dieser Gedanke erst der Nachwelt, denn es liegen bei seinen Zeitgenossen nicht die geringsten Anzeichen vor, daß Washington nicht gut reden konnte und in der Gesellschaft keine vorteilhafte Rolle spielte. Die Nachwelt ist es, die mit erklärlichem Überdruß in endlosen Bänden, mit redaktionellen Änderungen versehenen offiziellen Briefen herumstöberte und ihn für geistig träge und schwerfällig erklärt hat. Seine Zeitgenossen wußten, daß er würdevoll und streng war, sie haben ihn jedoch niemals für dumm oder einen Mann gehalten, an dem man ungestraft seinen Witz üben konnte. Sie waren sich wohl bewußt, daß er auf dem Gebiete der Unterhaltung ebenso gut beschlagen war wie im Kabinett oder im Felde. Um uns zu überzeugen, daß ihm seine Zeitgenossen

[1]) Nach seinem Tode fanden die Taxatoren seines Besitzes in seiner Bibliothek neben einer Unzahl Pamphlete, Magazine und Karten 863 Bände. Das bedeutet für die damalige Zeit eine große Büchersammlung und beweist, daß der Besitzer, obwohl ein rein praktischer Mann, ein Freund der Lektüre war und literarische Neigungen besaß.

auch volle Gerechtigkeit widerfahren ließen, brauchen wir uns nur der Mühe zu unterziehen, die offizielle Rinde abzuschälen und uns den wirklichen Mann, der die Briefe schrieb, zu betrachten. In vielen Fällen können wir sehen, daß er Ironie und Sarkasmus mit kräftigem Nachdruck anwandte und seine Beschreibungsgabe, wenn zuweilen auch geschraubt, doch scharf und wirkungsvoll war. Wenn man seine Briefe sorgfältig liest, so offenbaren sie alle diese Eigenschaften, und besonders seine Privatkorrespondenz weist einen Scharfsinn und Gedankenreichtum auf, die das Formelle des öffentlichen Verkehrs gewöhnlich verbarg. Wir haben das Glück, den Bericht eines objektiven und scharfen Beobachters über die Art und Weise, wie sich Washington während der Unterhaltung mit einer zufälligen Bekanntschaft benahm, zu besitzen. Der Schauspieler Bernard, dessen wir bereits Erwähnung getan haben, und den wir mit Washington an den Toren von Mount Vernon ließen, gibt uns folgende lebhafte Schilderung:

„Während der Unterhaltung veränderten sich seine Gesichtszüge nicht viel. Ein nachdenklicher Zug wurde durch das Zusammenpressen des Mundes und die Furchen der Stirn (die einen fortgesetzten Kampf mit heftigen Gemütsbewegungen und ihre Bemeisterung andeuteten) hervorgerufen. Auch war seine Stimme, soweit ich während unserer ruhigen Unterhaltung beobachten konnte, nicht sehr klangvoll, aber er sprach immer sehr ernsthaft und aus seinen Augen (prächtigen Reflektoren des in ihm wohnenden Lebens) leuchtete ein ununterbrochenes Feuer, das niemand nur für bloße Liebenswürdigkeit halten konnte. Sie waren eine großartige Verkörperung der Worte: „Ich bin ein Mensch und interessiere mich für alles, was menschlich ist.“ Während der anderthalbstündigen Unterhaltung berührte er alle von mir aufs Tapet gebrachten Angelegenheiten mit gleichmäßig feinem Takt, nur ab und zu ein witziges Wort oder eine elegante Redensart ein-

flechtend. Er sprach wie ein Mann, der ebensoviel gefühlt wie nachgedacht und mehr nachgedacht als gesprochen hat, wie einer, der die Gesellschaft mehr im Großen als im Kleinen beobachtet hatte, und der das Glück Amerikas nur für das erste Glied in der Kette großer Siege ansah. Denn sein unumstößlicher Glaube an die Macht jener Erfolge der bürgerlichen Freiheit, die er überall um sich herum sah, ließen ihn im voraus erkennen, daß sie binnen kurzem auch in anderen Ländern den Sieg davontragen würden, und daß das soziale Millennium Europas in das politische übergehen würde. Als ich ihn auf den Unterschied aufmerksam machte, den ich zwischen der Bevölkerung Neu-Englands und der Südstaaten bemerkt hatte, erwiderte er: „Ich habe eine große Achtung vor diesen Leuten; sie sind die Lebenskraft der Union und ihre größten Wohltäter. Sie breiten sich fortgesetzt aus, gründen Niederlassungen und bringen weniger begünstigten Gegenden Kultur. Dr. Franklin ist ein Neu-Engländer." Als ich bemerkte, daß seine Worte für mein Land sehr schmeichelhaft seien, antwortete er humorvoll: „Ja, ja, Herr Bernard, aber ich halte Ihr Land für die Wiege freier Prinzipien und nicht für ihren Lehnstuhl. In England ist die Freiheit eine Art Abgott; das Volk ist im Glauben daran und in der Liebe dazu erzogen worden, es sieht aber nur wenig von seinem Wesen. Sie können frei umhergehen, befinden sich aber wie zwischen hohen Mauern; und der Irrtum seiner Regierung besteht in der Vermutung, daß, nachdem ein Teil ihrer Untertanen das Meer gekreuzt hatte, um auf einem freien Gemeinbesitz zu leben, sie ihren Freunden zu Hause erlauben würden, diese Wände auch um sie herum aufzurichten." Da in diesem Augenblick ein Schwarzer mit einem Krug Quellwasser das Zimmer betrat, konnte ich ein Lächeln nicht unterdrücken, was der General jedoch sofort auffing. „Das mag Ihnen widersinnig erscheinen", fuhr er fort, „aber Sie müßten doch bemerken, daß

es weder ein Verbrechen, noch eine Lächerlichkeit ist. Wenn wir als unser Grundprinzip vorgeben, daß die Freiheit das unveräußerliche Recht eines jeden Mannes ist, so schließen wir nicht Wahnsinnige oder Idioten ein; in ihren Händen würde die Freiheit eine Geißel werden. Ehe der Verstand der Sklaven nicht so gereift ist, daß er die Verpflichtungen begreifen kann, die die Freiheit auferlegt, und daß er nicht mehr die Freiheit eines Mannes mit der eines Tieres verwechselt, würde die Gabe nur ihren Mißbrauch gewiß machen. Uns könnte gerade so gut zugemutet werden, unsere alten Speicher niederzureißen, ehe der Handel so zugenommen hat, um neue und größere zu erfordern. Sowohl Häuser als Sklaven sind uns von den Engländern vermacht worden, und nur die Zeit kann hier einen Wandel schaffen, ein Ereignis, mein Herr, das, wie Sie mir glauben können, kein Mensch sehnlicher erwünscht als ich. Ich bete dafür nicht nur aus menschlicher Rücksicht, sondern weil auch ich im voraus weiß, daß nur die Ausrottung der Sklaverei für die Sicherheit unserer Union Gewähr bieten kann, wodurch uns dann alle ein gemeinsames Band umschlingt, Gleichheit für alle."

„Ich kam nun auf die angenehmen Stunden zu sprechen, die ich in Philadelphia verlebt hatte, sowie auf meine angenehme Überraschung, dort so viele talentvolle Leute getroffen zu haben, wobei seine Gesichtszüge sehr lebhaft wurden. „Ich bin erfreut, Sie, der Sie ein Engländer sind, so sprechen zu hören, denn Sie werden nun begreifen, wie wenig großmütig die Behauptungen sind, die immer von den Leuten auf ihrer Seite des Wassers aufgestellt werden. Ein Herr von hoher literarischer Bedeutung — ich meine den Abbé Raynal — fragt, warum Amerika bisher noch keinen großen Dichter, Staatsmann oder Philosophen erzeugt hat. Die Frage offenbart alles andere, nur keine Beobachtung; denn es ist sehr leicht, die Ursachen zu ergründen, die sich vereinigt haben, um den

Geist dieses Landes mehr den Wissenschaften als der schöpferischen Phantasie zuzuwenden. Und in dieser Hinsicht hat Amerika sicherlich seinen Mann gestellt. Franklin, Rittenhouse und Rush sind keine schlechten Namen, zu denen ich noch ohne Zögern die von Jefferson und Adams als Politiker hinzufügen möchte; auch ist mir mitgeteilt worden, daß die Werke des Präsidenten Edwards von Rhode Island als Leitfäden in theologischen Fragen an vielen europäischen Bildungsanstalten Verwendung finden."

„Von den Antworten, die ich auf seine England betreffenden Fragen gab, erregte keine so großes Interesse wie die, die auf den Charakter meines königlichen Protektors, des Prinzen von Wales, Bezug hatte. „Er verspricht eine glänzende Karriere zu machen", bemerkte der General. „Die Ereignisse haben ihn gut erzogen, und ich bezweifle nicht, daß England in entsprechender Zeit den Nutzen von seines Kindes Emanzipation haben wird. Augenblicklich liegt es sehr danieder und muß an Krücken gehen; aber sein Sprößling kann ihn vielleicht das Geheimnis lehren, Stärke, Macht und Unabhängigkeit wiederzugewinnen." Was meinen eigenen Beruf betraf, so wiederholte er die Äußerungen Franklins. Er fürchtete, daß das Land zu arm sei, um das Drama zu protegieren, und daß er sich nur von Künsten praktischer Natur eine Zeitlang Erfolg verspräche. Er hielt die Bühne für ein unentbehrliches Hilfsmittel und den hauptsächlichsten Verfeinerer einer fest begründeten Gesellschaft, sie interessiere nicht nur als Kommentar sozialen Glücks durch ihre Wiedergabe der Sitten, sondern sei ein Förderer des Guten als Schule der Dichtkunst, indem sie für die edelsten Prinzipien eintritt. Ich bin zu alt und wohne zu entlegen," fügte er hinzu, „um mich für dieses Vergnügen noch begeistern zu können, aber die gute Sache soll meinetwegen nicht Schaden leiden. Mein Freund Jefferson

hat Geist und Geschmack; er geht häufig ins Theater, und ich werde Sie mit ihm bekannt machen"; das war ein Versprechen, das er hielt, und das für mich eine Quelle des größten Nutzens und Vergnügens wurde."

Das ist bei weitem der beste Bericht über Washingtons Unterhaltungsweise im alltäglichen Leben, der uns übermittelt worden ist. Der Erzähler gehörte der Klasse an, die davon leben, ihre Mitmenschen zu unterhalten, und daher schnell Eigentümlichkeiten wahrnehmen und leicht gelangweilt werden können. Nachdem das erste Interesse, sich in der Gegenwart eines hochstehenden Mannes zu befinden, abgeflaut war, würde Bernard sich wegen einer Unterhaltung nicht anderthalb Stunden aufgehalten haben und dann nur widerstrebend fortgegangen sein, wenn der Gastgeber langweilig oder kalt und abstoßend gewesen wäre. Es ist klar, daß Washington gut, leicht und einfach plauderte, die verschiedensten Gesprächsthemata sicher behandelte und aus den ergiebigen Quellen seiner unerschöpflichen und reichen Geistesvorräte schöpfte. Die Brocken der Unterhaltung, die Bernard berührt hat, sind interessant und erheben sich über das Niveau des alltäglichen Gesprächs; sie beweisen jedoch auch, daß Washington keinen Versuch machte, zu glänzen oder geistreich erscheinen zu wollen, und die Gabe besaß, durch sein freundliches und einnehmendes Wesen es seinem Gaste gemütlich zu machen. Er hatte den englischen Schauspieler auf der Landstraße aufgelesen und Gefallen an seiner Hilfsbereitschaft gefunden (was ihm immer an jedem gefiel), hatte gesehen, daß er gut erzogen und intelligent war und ihn mit nach Hause genommen, um ihm Gastfreundschaft zu gewähren und sich an dem schönen Sommertage mit ihm zu unterhalten. Für Bernard war er der einfache virginische Gentleman, der auch lebhaftes und feines Interesse an Menschen und Dingen nahm und nicht eine Spur von bedrückender und

selbstbewußter Größe an sich hatte. Man kann annehmen, daß er keineswegs der ganzen Horde von Besuchern, die ihn in seiner Zurückgezogenheit aufsuchten, mit derselben Liebenswürdigkeit entgegengetreten ist, aber bei der Begegnung mit Bernard gab er sich, wie er sich gewöhnlich im Kreise seiner Familie und seiner Freunde zu geben pflegte.

Dieser Bericht stimmt mit den vereinzelten Andeutungen überein, die wir über Washingtons Privatleben haben. Immer schweigsam und zurückhaltend, war er doch der Geselligkeit nicht abhold, und alle seine Gäste, ob bedeutend oder unbedeutend, fühlten sich bei ihm zu Hause, obwohl er sich nicht bemühte, mit jedem gleich vertraut zu werden. Uns ist durch verschiedene Berichte bekannt geworden, daß die Diners im Präsidentenhause und in Mount Vernon immer einen angenehmen Verlauf nahmen. Es war seine Gewohnheit, nach Aufhebung der Tafel bei einem Glase Wein am Tische sitzen zu bleiben, Nüsse zu essen, die er sehr liebte, und der Unterhaltung zuzuhören oder sie im Gange zu erhalten, weniger durch persönliches Eingreifen als durch sein liebenswürdiges Lächeln und sein sympathisches Wesen, das die Gäste gefangen nahm. Wir können uns auch aus seinen Briefen über unwichtige Angelegenheiten eine Vorstellung von dem Reiz machen, den er dem gewöhnlichen Verkehr im alltäglichen Leben verlieh. Hier folgt ein kleines Briefchen an Frau Stokton, das den Empfang eines Hirtengedichts bestätigt, das sie ihm übersandt hatte:

„Mount Vernon, den 18. Februar 1784.

Liebe gnädige Frau! Das rauhe Wetter und die sorgsame Pflege, die sich die Postbeamten angedeihen lassen, haben es veranlaßt, daß mich ihr Brief vom letzten Monat erst am 10. dieses Monats erreicht hat. Ich war damals gerade im Begriff, meine alte Mutter zu besuchen, und komme soeben von diesem Besuch zurück. Das sind die

Gründe, die ich für mein Schweigen als Entschuldigung anzunehmen bitte.

Es wäre allerdings schade, meine liebe gnädige Frau, wenn die Musen in Ihnen unterdrückt würden; es ist nur zu bedauern, daß der Held Ihres poetischen Talentes der Gedichte nicht würdiger ist. Ich kann jedoch aus Gründen des Zartgefühls (weil ich die Hauptperson in Ihrem Gedichte bin) mit meinem Lob über das Werk nicht zurückhalten. Denn ich bin der Meinung, daß der graziöse, einfache und schöne Stil des Dialogs Ihrem Genie alle Ehre macht und Lucinda und Amista nicht nur vor Witzbolden und Kritikern bewahrt, sondern diesen auch, wenn auch ungern, die größte Anerkennung abnötigen wird, wenn sie das gespendete Lob würdigen, wie sie auch die Art bewundern müssen, in der es erteilt ist.

Mrs. Washington, die wie ich die ihr erwiesene Ehre empfindet, sendet Ihnen und den Damen und Herren Ihrer Familie ebenfalls die besten Empfehlungen.

Mit dem Ausdruck der Hochachtung, Ehrerbietung und Verehrung verbleibe ich — —"

Das ist keine Sache von „großer Wichtigkeit oder Bedeutung", aber sie beweist, wie liebenswürdig er einer Höflichkeit gegenüber war. Der Stil seiner Ausdrucksweise entspricht der damaligen Zeit. Er klingt unseren Ohren vielleicht ein bißchen gequält, aber entsprach der damals vorherrschenden Sitte und enthält eine zarte Höflichkeit, die niemals ganz aus der Mode kommen kann.

Er besaß auch die Gabe, ein Kompliment in einer ausdrucksvollen und wirklich reizenden Weise zu machen, wenn er wußte, daß es verdient war. Als Charles Thomson, der fünfzehn Jahre Sekretär des kontinentalen Kongresses gewesen war, seine Demission ankündigte, schrieb Washington: „Die jetzige Zeit läßt dem makellosen Ruf, den Sie immer

in der Ausübung ihrer Amtspflichten genossen haben, so große Gerechtigkeit widerfahren, und die Nachwelt wird Ihren Namen in so ehrenhafte Verbindung mit der Bewahrheitung einer so großen Anzahl von staunenerregenden Tatsachen bringen, daß mein geringer Beifall nur wenig zur Beleuchtung Ihrer Verdienste beitragen kann. Trotzdem kann ich nicht mit meinem gerechten Zeugnis für einen so alten, treuen und fähigen Beamten zurückhalten, wenn es ihn beim Scheiden aus dem Amte angenehm berühren könnte. Nehmen sie denn diese aufrichtige Erklärung hin, daß Ihre Dienste so wesentlich waren, wie Ihr Patriotismus hervorragend gewesen ist, und erfreuen Sie sich der besten aller Belohnungen, des Bewußtseins, daß Sie Ihre Pflicht erfüllt haben."

Beschränkte Männer schreiben nicht in dieser Art. Man kann ein hübsches Kompliment machen, obwohl auch das nicht immer so leicht ist; aber ihm den Ton der Aufrichtigkeit zu verleihen, was ihm erst den richtigen Wert gibt, erfordert sowohl Geschick als auch ehrliches Empfinden. Wir wollen noch ein Beispiel dieser Art anführen, ehe wir den Gegenstand verlassen. Als die französischen Offiziere Amerika verließen, schrieb Washington an De Chastellux zum Abschiede: „Unser lieber Freund, der Marquis de Lafayette, hat mich, lange ehe ich die Ehre hatte, Ihre Bekanntschaft zu machen, auf die zu erwartende gegenseitige Achtung vorbereitet, die Gelegenheiten und Ihr eigener gütiger Geist seitdem in eine große und dauernde Freundschaft verwandelt haben, eine Freundschaft, die weder Zeit noch Entfernung zerstören kann. Ich kann offen bekennen, daß ich in meinem ganzen Leben von einem Manne noch niemals so schwer Abschied genommen habe wie von Ihnen, dem ich mit Leib und Seele ergeben war. Meine herzlichsten Wünsche begleiten sie auf Ihrer Reise über den

Ozean, wo sie die Belohnungen eines freigebigen Fürsten und die Arme liebevoller Freunde erwarten; und seien Sie versichert, daß es mir das größe Vergnügen bereiten wird, mit Ihnen einen regelmäßigen Briefwechsel zu unterhalten."

Diese Briefe offenbaren nicht nur die Anmut und den Geist, die auf Intelligenz zurückzuführen sind, sondern auch die feinste Lebensart; ich habe dabei allerdings die privaten guten Sitten im Auge und nicht die der im öffentlichen Leben stehenden Männer, worauf ich noch später zu sprechen kommen werde. Die Anziehungskraft von Washingtons Gesellschaft in seiner Eigenschaft als Privatmann war in seinem gesunden Verstande, seinen vielseitigen Kenntnissen und seinen feinen Manieren zu suchen. Der Hauptbestandteil feiner Sitten der vollendetsten und echtesten Art ist aber ein feines Empfinden, das kühlen, harten und gefühllosen Naturen fremd ist. Die Lebensart, die sich uns aus Washingtons Privatbriefen und internem Leben offenbart, würde uns aber als ein seltsamer Sprößling eines kalten Herzens, das ihm McMaster angedichtet hat, erscheinen. Um McMaster jedoch Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, soll zugegeben werden, daß seine Beschuldigungen nicht die ersten sind. Sie sind schon von anderer Seite erhoben worden, und viele Menschen haben vermutet, daß sie auf die wohlgemeinten Bemühungen der sogenannten Kirschbaum-Schule zurückzuführen sind, die, um Washingtons Charakter zu erhöhen, ihn als einen seelenlosen, blutleeren Gecken hinstellte. Den einfältigen Versuchen der letzteren braucht man keinen Wert beizulegen, aber die Auslassungen der ernsten Kritiker können nicht ohne weiteres übergangen werden. Die Theorie des kalten Herzens und der Gefühllosigkeit scheint in dieser Art fortgesetzt zu werden. Washington war schweigsam und zurückhaltend, er schüttete nicht jedem sein Herz aus, daher schien

er kalt; gerade als ob bloßer Lärm und Geschwätz in irgend einem Zusammenhang mit wärmeren Gefühlen ständen. Wie McMaster in eleganter Antithese erzählt, nahm Washington vom Kongreß kein Gehalt an, aber er zog sein Geld von der Familie eines armen Maurers ein. Das klingt nicht sehr schön und deutet auf einen Maun hin, der ein öffentlicher Wohltäter, aber ein geheimer Wucherer ist. Ob mit Absicht oder nicht, jedenfalls bleibt McMaster in seinen Ausführungen nicht bei der Wahrheit und entstellt durch seine Darstellung die Tatsachen. Die Geschichte, auf die er sich bezieht, stammt von Parkinson, der ein Buch über seine Erfahrungen in Amerika von 1798 – 1800 veröffentlicht hat. Parkinson hatte die Geschichte von einem gewissen General Stone[1]). Sie lautete: In Mount Vernon wurde bei einer Gelegenheit ein Zimmer getüncht und die Rechnung in der Abwesenheit des Eigentümers bezahlt. Als Washington zurückkam, sah er sich die Arbeit an und ließ sie abschätzen, wie es seine Gewohnheit war. Da stellte es sich heraus, daß fünfzehn Schillinge zu viel bezahlt worden waren. Inzwischen war der Putzmaurer gestorben. Seine Witwe hatte wieder geheiratet, und ihr zweiter Mann annoncierte in den Zeitungen, daß er die Schulden seines Vorgängers bezahlen und seine Außenstände einziehen wolle. Darauf meldete Washington seine Forderung an, die natürlich auch beglichen wurde. Er zog aber das Geld nicht von der Familie des armen Maurers ein, sondern trieb es auf eine freiwillige Annonce hin von dem zweiten Gatten der Witwe ein. Es war eine sehr sorgfältige und sogar eine sehr genaue Geschäftsweise, aber sie war weder hart noch ungerecht, und der Autor, der die Geschichte der Nachwelt erhalten hat, würde wohl sehr über die Auslegung über-

[1]) Parkinsons Tour in Amerika, 1798 – 1800, S. 437 f.

rascht sein, die ihr beigelegt worden ist; denn er führte sie, wie er ausdrücklich betont hat, nur zur Illustration der außergewöhnlichen Regelmäßigkeit und Genauigkeit an, auf die er Washingtons Erfolge zurückführte.

In Verbindung hiermit erzählt Parkinson noch mehrere andere Geschichten, die ebenfalls zweifelhaften Ursprungs sind und nur wie Klatsch klingen, immerhin aber Beachtung verdienen. Nach einer dieser Geschichten war Washington auch Besitzer einer Fähre, wie es unter den Plantagenbesitzern üblich war, und die Leute mußten für die Benutzung Gebühren erlegen. Bei einer Gelegenheit benutzte auch General Stone, der die Wahrheit obiger Geschichte verbürgt, die Fähre und bot einen Moidor[1]) als Bezahlung. Der Fährmann verweigerte die Annahme mit dem Bemerken, daß die Münze minderwertig sei, aber Stone bestand auf ihrer Annahme, und der Fährmann gab schließlich nach. Als Washington das Geldstück übergeben wurde, ließ er es nachwiegen, und da sich ein Mindergewicht von anderthalb Penny ergab, so wurde der Fährmann beauftragt, die Differenz einzutreiben. Bei einer anderen Gelegenheit hatte ein Mieter den Mietsbetrag nicht in dem verlangten Kleingeld zur Hand; Washington weigerte sich daher, das Geld anzunehmen, so daß der Mann sich erst nach Alexandria begeben mußte, um dort zu wechseln. Es gibt noch eine Anekdote, die diese Sammlung ergänzt, jedoch gewissermaßen als Kehrseite der Medaille zu betrachten ist. Wenn sich Washington auf Reisen befand, pflegte er in den Gasthäusern für seine Diener gerade so viel wie für sich selbst zu bezahlen. Als ihm ein Wirt einmal drei Schillinge und neun Pence für ihn selbst und nur drei Schillinge für seinen Diener anrechnete, ließ Washington den

[1]) Eine portugiesische Goldmünze von ungefähr 27 Mark.

Wirt kommen und erklärte, daß sein Diener so viel wie er selbst gegessen habe, und bezahlte darauf die fehlenden neun Pence.

Diese übergroße Genauigkeit in Geldangelegenheiten, die sich bis auf die kleinste Summe erstreckte, war unzweifelhaft eine Schwäche; aber man darf nicht außer Acht lassen, daß es nicht eine Schwäche war, die nur auf eine Selbstbereicherung zielte, denn die Regel, die er auf andere anwendete, übertrug er auch auf seine eigene Person. Er beanspruchte, was ihm zukam, wie geringfügig es auch immer sein mochte, ließ jedoch auch anderen ihr Recht werden. In Kleinigkeiten wie in großen Dingen war er gleich gerecht, und obwohl er stets generös und zum Geben bereit war, bestand er fest auf dem, was ihm zukam. Ein Geschenk war etwas anderes als eine geschäftliche Angelegenheit. Der Mann selbst, der diese Geschichten kolportiert hat, war ein gutes Beispiel für die Freundlichkeit, die Hand in Hand mit dieser Genauigkeit in Geschäftssachen ging. Parkinson war ein Engländer von beschränktem Verstande, der sich hier als Farmer betätigte, aber keinen Erfolg hatte und dann wieder nach Hause ging und ein Buch veröffentlichte, in dem er unser Land heftig angriff. Amerika hat niemals eine feindlichere Kritik erfahren. Nach diesem scharfen Beobachter gab es in Amerika kein gutes Land, und es bot sich keine Gelegenheit für eine erfolgreiche Landwirtschaft. Die Pferde taugten nichts, das Rindvieh war schlecht und die Schafzucht eine Unmöglichkeit. Es gab kein Wild, die Fische und Austern waren nicht der Rede wert, und niemand konnte in diesem erbärmlichen Lande jemals auf Reichtum und Bequemlichkeit hoffen. Das Land eignete sich nur für Strafgefangene, und die Ex-Geliebte eines Engländers würde eine gute Frau für einen Amerikaner abgeben. Ein Mann mit solchen Ansichten war sicherlich kein Freund Amerikas, und sein Zeugnis über

Washington ist schwerlich als ein für diesen besonders günstiges aufzunehmen. Er erzählt uns, daß er seiner Empfehlungsschreiben wegen bei seiner Ankunft in Mount Vernon freundlich aufgenommen wurde, daß diese Gastfreundschaft niemals nachließ und der General ihm Geld geliehen habe. Er war wenigstens dankbar, und seine letzte Bemerkung über Washington war: „Er erschien mir als ein milder, freundlicher Mann, in Gesellschaft sehr reserviert, in der Privatunterhaltung aufrichtig. Er verhielt sich mir gegenüber so, daß ich seinen Namen immer ehren werde"; „General Washington lebte wie ein großer Mann und starb als solcher"; „ich bin der Meinung, daß der General absichtlich niemals etwas Unrechtes begangen hat, sondern alle Leute so behandelt hat, wie sie ihn behandeln sollten."

Ersichtlich hielt ihn Parkinson für freundlich, edelmütig und sehr gerecht. Es ist angenehm, über Washington die Wahrheit, und nichts wie die Wahrheit zu hören. Um nun aber den Unwahrheiten der Lobredner und der Mythenschreiber entrinnen zu können, müssen wir uns gegen die schützen, die der Reaktion gegen die hergebrachten und angenommenen Ansichten entsprangen. Ich habe Parkinsons Geschichten hier erzählt, weil sie diesen Punkt klarstellen. Keine a priori-Theorie ist sicher, und anzunehmen, Washington müsse grobe Irrtümer begangen und sich zweifelhafte Handlungen haben zu Schulden kommen lassen, weil sie nun einmal menschlich sind, in seinem Falle jedoch verschwiegen wurden, ist ebenso irreführend wie die gewöhnlich angenommene Ansicht, er sei die Vollkommenheit selbst und gänzlich fehlerlos gewesen.

Geben wir ruhig zu, daß Washington, der stets bereit war, seinen eigenen Verpflichtungen nachzukommen, in dieser Beziehung anderen Leuten gegenüber genau und zuweilen streng war. Aber wir dürfen auch nicht vergessen, daß dies das

Schlechteste ist, was man von ihm behaupten kann. Er war immer bereit, Unterlassungs- oder Begehungsfehler zu übersehen; er verzieh leicht schlechte Verwaltung oder Verschwendung auf seinem Besitztum oder in seinem Haushalt; aber er ließ keine Gnade walten, wenn Undankbarkeit, Verrat oder Ehrlosigkeit in Frage kamen, und dieses Prinzip befolgte er nicht nur im privaten, sondern auch im öffentlichen Leben. Kein Offizier, der nach bestem Gewissen seine Pflicht getan hatte, brauchte bei einem Irrtum Washingtons Zorn zu fürchten. Er war niemals ungerecht und Unglück und Fehlern gegenüber sehr nachsichtig; aber für den Feigling oder den Verräter hatte er absolut nichts übrig. Das war es auch, weshalb er über Arnolds Verrat so erbittert war. Er war nicht nur getäuscht worden, sondern auch das Land, sowie er selbst waren niederträchtig hintergangen worden. Aus diesem Grunde war er auch unnachgiebig gegen André, den er niemals, weder lebend noch tot, gesehen haben soll. Der junge Engländer hatte sich an einem schmählichen Verrat beteiligt, und um des Landes willen und als eine Warnung für Verräter beschloß Washington, ihn nicht zu schonen. Er hätte niemals wie Napoleon einen politischen Gefangenen erschießen lassen, noch würde er jemals Leute so behandelt haben, wie der Herzog von Cumberland die Clan nach der Schlacht von Culloden. Solche Handlungen würden ihm zügellos und grausam erschienen sein, und er war zu klug und menschlich, um Ähnliches zu tun. Zum Beispiel vergalt er indianische Grausamkeiten, die ihm wohl bekannt waren, niemals mit Gleichem. Aber er war bereit, die strengsten Bestrafungen in Anwendung zu bringen, wenn sie gerechtfertigt waren. Hätten ihm seine Freunde nicht die dringendsten Vorstellungen gemacht, so würde er, obwohl es seinen Gefühlen widersprach, Asgill dem Henker überantwortet haben, weil er der Ansicht war, daß die

Ermordung Huddys ein Verbrechen sei, für das die englische Armee verantwortlich war, und das eine gerechte und blutige Rache erforderte. Wir wollen gern zugeben, daß er kein weicher Charakter war. Er hatte sogar etwas von einem Berserker in sich, und in seinem Zorn war er furchtbar, wenn er annahm, daß irgend ein großes Unrecht geschehen sei. Aber gerade weil er fest und unbeugsam war, wenn er glaubte, daß Gerechtigkeit und Pflicht am Platze seien, können keine anderen Beweise für seine Herzenskälte angeführt werden, als daß er schweigsam, würdevoll und zurückhaltend war. Kaltblütige Männer sind nicht ungestüm in dem Bestreben, das Unrecht anderer wieder gut zu machen, und die Vielredner sind nicht die einzigen edelmütigen Vertreter der Menschheit.

Tatsächlich widerspricht Washingtons ganzes Leben dem Vorwurf, herzenskalt und gefühllos gewesen zu sein. Der Mann, der in seinen jungen Jahren so schrieb, als die Indianer die Grenze verwüsteten, die ihm unterstand, war sicherlich nicht des Mitgefühls und der Menschenfreundlichkeit bar. Was er aber damals war, ist er sein ganzes Leben geblieben. Soldat von Natur und Erfahrung, blieb er den Schrecken des Krieges gegenüber niemals gleichgiltig. Menschliche Leiden erregten immer seine Teilnahme und gingen ihm sehr nahe, und wenn sie mutwillig heraufbeschworen wurden, erregten sie seinen Zorn und das Verlangen nach Rache an dem Urheber.

Die Güte und Freundlichkeit eines Mannesherzens zeigt sich jedoch mehr in den kleinen Einzelheiten des Lebens als in den großen Dingen, die die Klassen oder Gemeinwesen angehen. Washington war allen Menschen gegenüber hilfreich, und wenn er sich jemals in seinem Benehmen kalt und zurückhaltend zeigte, so war es nur gegen die Großen, aber nicht gegen die Kleinen und Niedrigen. Wie der Fall mit dem Schau-

spieler Bernard zeigt, besaß er in hohem Maße die königliche Gabe, sich an Namen und Gesichter zu erinnern. Als er während seiner Reise durch Neu-England im Jahre 1789 beim Senator Dalton in Newburyport zum Besuch weilte, bemerkte er einen alten Diener, den er seit dem französischen Kriege, also seit 30 Jahren, nicht mehr gesehen hatte. Er erkannte den Mann sofort wieder und begrüßte ihn. So verhielt es sich auch mit den alten Soldaten der Revolution, die immer eines herzlichen Willkommens sicher waren und, wenn er sie jemals gesehen hatte, auch des Wiederkennens. Kein Mann ist jemals von ihm fortgegangen mit dem Gefühle des Übergangenseins. Als er während dieser Reise auch in Ipswich weilte, wurde ihm der Pastor der Stadt Cleaveland vorgestellt. Als sich dieser mit dem Hut in der Hand dem General näherte, sagte Washington: „Setzen Sie Ihren Hut auf, Herr Pfarrer, und dann werde ich Ihnen die Hand geben". „Herr General, wenn ich bedenke, was Sie für unser Land getan haben, kann ich den Hut nicht aufbehalten", lautete die Antwort. — „Sie haben gerade so viel getan wie ich" — „Aber nein", protestierte der Geistliche. — „Doch", erwiderte Washington, „Sie haben getan, was Sie konnten, und mehr habe ich auch nicht getan". Welche hochherzige, liebenswürdige Höflichkeit offenbart sich hier, und zugleich welch feiner Witz! Beweist der Vorgang nicht die Vollkommenheit einer feinen Lebensart, die alle Männer nach ihrem Verdienst beurteilt und eine einem guten Herzen entspringende rege Teilnahme in sich birgt? Die Kritik zog über seine Kälte her und beschuldigte ihn monarchistischer Neigungen, weil er bei den Empfängen seiner Frau und seinen eigenen großen öffentlichen Morgenempfängen dastand, in schwarzen Sammet gekleidet, die eine Hand auf den Degen gestützt, die andere auf dem Rücken, und niemandem die Hand reichte, ob-

wohl er mit allen sprach. Er benahm sich so, weil er es bei einem Präsidenten der Vereinigten Staaten für angebracht hielt und ihm seine Amtswürde über alles ging. Aber losgelöst von Förmlichkeit und Zeremonien, in Gegenwart alter Diener oder alter Soldaten oder Landgeistlicher hielt er die Hand niemals auf dem Rücken, und seine Manieren entsprachen denen eines einfachen Gentleman. Auch entsprangen sie einem liebenswürdigen Gemüt, das voller Teilnahme und voll warmen Gefühls war.

Auch war er der gastfreundlichste aller Männer im besten Sinne des Wortes, und sein Haus stand allen Besuchern offen. Wenn er während des Krieges oder der Präsidentschaft abwesend war, lauteten seine Instruktionen an die Verwalter, die Gastfreundschaft in Mount Vernon gerade so zu erweisen, als wenn er zu Hause wäre, und er legte Gewicht darauf, daß armen Leuten aus seiner Nachbarschaft Unterstützungen aus seiner Küche oder seinem Kornspeicher zuteil wurden.

Seine eigene unmittelbare Gastfreundschaft war von derselben Art. Er gab zahlreiche Gesellschaften und Diners, sowohl als Feldherr wie auch als Präsident, und in einem Stil, den er seiner Stellung für angemessen hielt. Aber auch abgesehen hiervon hatte er, ob auf Reisen oder zu Hause, immer Gäste bei sich. „Essen Sie mit uns", schrieb er am 31. Juli 1797 an Lear, „oder wir müssen tun, was wir seit zwanzig Jahren nicht getan haben, nämlich allein speisen." Die wahre Gastfreundschaft, die die Türen öffnet und den Tisch für Freunde und Fremde deckt und diese ohne weitere Zeremonien der Familie zuführt, war ihm ebenfalls eigen. „Meine Lebensweise ist sehr einfach", schreibt er an einen Freund nach der Revolution, „und ich denke sie nicht zu verändern. Ein Glas Wein und ein Stück Hammelfleisch stehen immer bereit, und wer sich daran gütlich tun will, ist zu jeder Zeit will-

kommen. Die, die mehr erwarten, werden enttäuscht sein; geändert wird aber nichts an der Sache." Echte, aufrichtige Gastfreundschaft, die gern gibt, ist aber nicht charakteristisch für einen herzlosen Mann oder für einen, der seinen Mitmenschen aus dem Wege geht. Sie gehört vielleicht den leichteren Seiten des Lebens an, aber wenn sie freigebig und einfach ausgeübt wird, nicht um damit zu prahlen oder zu glänzen, hat sie für den Menschenkenner immer eine gewisse Bedeutung.

Washington gab sich nicht viel mit Freundschaftsversicherungen ab, noch war er einer der großen Männer, die sich mit einem Kreis vertrauter Freunde oder, wie es öfters geschieht, von Schmeichlern umgeben. Er war von der Welt gänzlich unabhängig und sich selbst genügend; es wäre jedoch ein Irrtum anzunehmen, daß er, weil er sich nur selten jemandem anvertraute und die Einsamkeit der Größe und großer Verantwortlichkeiten besaß, keine Freunde gehabt hätte. Er besaß so viele Freunde wie die meisten Menschen, und obgleich er sein innerstes Herz keinem erschloß, standen ihm doch einige sehr nahe, und alle waren ihm teuer. Auf dem Gebiet des Krieges und der Politik standen ihm, wie schon erwähnt, Hamilton und Knox am nächsten, und sein Tagebuch beweist, daß er während seiner Tätigkeit als Präsident sich mit den beiden fast täglich neben den regelmäßigen Kabinettssitzungen beriet. Sie waren die beiden Ratgeber, die sowohl Freunde wie auch Minister waren, und die ihm nicht nur aus Zuneigung, sondern auch aus politischen Gründen überallhin folgten. Zu Hause besaß er in George Mason einen guten Freund, und obwohl sie nicht immer einer Meinung waren, verehrte und achtete er ihn, dessen Ansichten, ob beistimmend oder nicht, für ihn immer von Wert waren. Seine Gefühle für Patrick Henry waren tiefer als die einer nur politischen oder offiziellen Bekanntschaft, und

die liebenswerten Eigenschaften des ausgezeichneten Redners, die uns heute noch, nach einem Jahrhundert, klar vor Augen stehen, machten ersichtlich auf Washington einen tiefen Eindruck. Sie waren über die Verfassung verschiedener Meinung; aber Washington setzte später alles daran, um Henry im Kabinett zu haben, und in den letzten Jahren kämpften sie Schulter an Schulter für die Verteidigung der Union mit einer persönlichen Anteilnahme, die größer war als irgend eine übereinstimmenden Ansichten entsprungene. Dem Sohn seiner ehemaligen Liebe, Henry Lee, war er ganz besonders zugetan. Er wachte über ihn und half ihm, freute sich über den verwegenen Mut, der ihn als „Lighthorse Harry" bekannt machte, und vertraute ihm und beriet sich mit ihm, als er es im bürgerlichen und militärischen Leben zu hohen Ehren gebracht hatte. Sein Jugendgefährte und lebenslänglicher Arzt, Dr. Craik, gehörte immer zu seinen liebsten und intimsten Freunden, und die gegenseitige Neigung zwischen den beiden, wie sie hier und da in den amtlichen Schriftstücken und den offiziösen Fällen zum Vorschein kommt, macht einen sehr erfreulichen Eindruck. Den Offizieren der Armee brachte er eine besondere Zuneigung entgegen. Unter diesen besaß er viele Freunde, wie Carrington von Virginien und Carl Cotesworth Pinckney von Süd-Karolina. Seinem eigenen Stab war er ebenfalls sehr zugetan, und es verdient Erwähnung, daß nicht nur alle Mitglieder ihren bedeutenden Chef bewunderten, sondern ihm auch mit einer persönlichen Hingabe folgten, die wirklich eigentümlich wäre, wenn Washington im intimen Kreise einer militärischen Familie kalt und steif gewesen wäre.

Diese Gefühle für seine Offiziere und Soldaten erstreckten sich auch auf jene Zivilpersonen, die es mit ihm und der Armee gehalten, und die in allen diesen schweren Jahren zum Siege beigetragen hatten. Zu diesen gehörte der alte Gouver-

neur Trumbull, „Bruder Jonathan“, der niemals zurückblieb, wenn Männer oder Geld gefordert wurden, und auf dessen Freundschaft und Rat Washington ebenfalls viel gab. Auch Robert und Gouverneur Morris zählten zu diesen. Die Opfer und die Energie des einen und der Eifer und die brillanten Fähigkeiten des andern machten ihm beide lieb, und seine Freundschaft für sie ließ niemals nach, als der ältere von Unglück heimgesucht und der jüngere durch ausländische und heimische Bosheiten aus seiner Stellung vertrieben wurde, die er so gut versehen hatte. Ferner gehört auch Franklin zu ihnen. Während der schlimmen Tage des alten französischen Krieges hatte Washington zum ersten Male die Gewandtheit und den Takt Franklins beobachten können, als dieser die nötigen Wagen herbeischaffte, so daß Braddocks Armee sich in Bewegung setzen konnte. Dieser erste Eindruck ging niemals verloren, und Franklins Patriotismus, seine Sympathie für den General und die Armee während der Revolution sowie die kräftige Unterstützung, die er ihnen angedeihen ließ, erregten in Washington Gefühle des aufrichtigen Dankes und der Freundschaft. Im gleichen Verhältnis, wie er Undankbarkeit verwarf, zeigte er sich selbst dankbar. Er liebte Franklin wegen seiner Freundschaft und Unterstützung; er bewunderte ihn wegen seiner erfolgreichen Diplomatie und schätzte ihn wegen seiner wissenschaftlichen Errungenschaften. Obwohl Franklin der einzige Amerikaner war, dessen Ruhm den seinen einen Augenblick gefährden konnte, schaute er zu dem alten Philosophen mit großer Verehrung empor, und als er in seiner bekannten Art, und nicht im geringsten dem damaligen Brauche entsprechend, genau an dem Tage der konstituierenden Versammlung in Philadelphia eintraf, war sein erster Weg zu Dr. Franklin, um ihm seine Aufwartung zu machen. Die Höflichkeit und Freundlichkeit dieser Handlungsweise von seiten eines Mannes, der inmitten einer jubelnden Volks-

menge in die Stadt gekommen war, und über dessen Haupte Freudengeläute ertönte, ist der beste Beweis für das einfache, ehrenhafte Gemüt, das ihn zu diesem Schritte veranlaßt hat.

Man kann ja nun sagen, daß eine vorübergehende Höflichkeit dieser Art nur eine geringe Anstrengung kostet und mehr auf eine gute Erziehung als auf alles andere zurückzuführen ist. Wenden wir also unsere Aufmerksamkeit einmal einem anderen und grundverschiedenen Fall zu. Unter den Leuten, welche die Wechselfälle des Krieges Washington in den Weg führten, befand sich niemand, der ihm teurer war, als Lafayette; denn der hochherzige, kühne junge Franzose, der einen so überschäumenden Enthusiasmus verriet und mutig wie ein Löwe war, gewann sich sofort Washingtons Herz. Er schenkte ihm schnell sein Vertrauen, und die ausgezeichneten Dienste Lafayettes im Felde sowie seine wertvolle Unterstützung in der Bündnisangelegenheit mit Frankreich verstärkten und vertieften noch die Sympathie und Zuneigung, die auf beiden Seiten herrschte. Nachdem Lafayette abgereist war, wurde ein ununterbrochener Briefwechsel aufrecht erhalten, und nach dem Fall der Bastille übersandte Lafayette Washington deren Schlüssel, die heute noch an der Wand in Mount Vernon hängen. Als Lafayette schnell die gefährliche Führung der revolutionären Bewegung übernahm, wurde ihm auf Schritt und Tritt Washingtons Rat und Teilnahme zuteil. Dann aber änderte sich das Bild; Lafayette stürzte von seiner Höhe und wurde in ein österreichisches Gefängnis geworfen. Von diesem Augenblicke an ließ Washington nichts unversucht, um seinem unglücklichen Freunde zu helfen, obwohl seine eigene Stellung ziemlich prekär war. Lafayette war nicht nur der geächtete Flüchtling eines Landes, sondern auch der politische Gefangene eines anderen, und der Präsident konnte in dieser kritischen Zeit die Vereinigten Staaten nicht durch ein zu großes Interesse an dem Schicksal seines unglücklichen Freundes bloß-

stellen. Nichtsdestoweniger schritt er bis zum Äußersten, um ihn zu retten, und wies den Gesandten der Vereinigten Staaten an, im geheimen alles aufzuwenden, um Lafayettes Freilassung zu erwirken oder eine Milderung seiner Strafhaft zu erlangen. Alle diese Versuche scheiterten, aber Washington war in anderer Hinsicht erfolgreicher. Er sandte der Frau von Lafayette, die sich damals in großer Bedrängnis befand, Geld und motivierte sein Verhalten mit der Begründung, daß es die Begleichung einer alten Schuld an den Marquis sei. Als Lafayettes Sohn und sein eigener Namensvetter nach Amerika kam, um hier ein Asyl zu finden, brachte er ihn bei nahestehenden Freunden in Boston und New York unter, erst bei George Cabot und dann bei Hamilton. Sobald die öffentlichen Staatsangelegenheiten es zuließen, nahm er ihn in seinem eigenen Hause auf, behandelte ihn wie seinen Sohn und behielt ihn bei sich, bis die Ereignisse dem Jüngling die Rückkehr nach Europa und die Wiedervereinigung mit seinem Vater gestatteten. Die Leiden und Gefahren Lafayettes und seiner Familie bereiteten in der Tat Washington große Sorgen; wie uns sein Generalanwalt Bradford überliefert hat, war der Präsident bei den Versuchen, über Lafayette zu sprechen, so bewegt, daß er Tränen vergoß – sicherlich ein seltener Vorgang bei einem Manne, der sonst so zurückhaltend war.

Entfernung beeinflußte die Erinnerung an seine Freunde ebenso wenig wie Unglück. Das letztere frischte die Erinnerung auf, und die erstere konnte sie nicht verwischen. Sogar in den aufgeregten Zeiten des Krieges und der Revolution fand er Zeit, an Bryan Fairfax zu schreiben und den Tod des „guten alten Lords“ zu beklagen, dessen Haus ihm offen gestanden, und der ihm, als er noch jung und unbekannt war und eben erst seine Karriere begann, stets hilfreich zur Seite gestanden hatte. Als er nach Beendigung der Präsident-

schaft, gealtert und geachtet, nach Mount Vernon zurückkehrte, war eine seiner ersten Handlungen, an Mrs. Fairfax in England zu schreiben um ihr zu versichern, daß er sie zeitlebens in Erinnerung behalten werde, und seiner Wehmut über den Wechsel der Zeiten und das Dahinschwinden der Jahre, die sie in der Jugend zusammen verbracht hatten, Ausdruck zu geben.

Sein loyaler Charakter, der ihn sich seiner alten Freunde so lebhaft und andauernd erinnern ließ, offenbarte sich auch in der Aufmerksamkeit vorübergehenden Bekanntschaften gegenüber, und dies war besonders der Fall, wenn ihm von irgend einem ein Dienst oder eine Gefälligkeit erwiesen worden war, oder wenn er merkte, daß er durch eine kleine Bemühung seinerseits den Betreffenden erfreuen könne. Ein unbedeutender Vorfall während der ersten Jahre seiner Präsidentschaft liefert eine treffliche Illustration für diesen Charakterzug. Uxbridge gehörte zu den vielen Orten, die er auf seiner Reise durch Neu-England besuchte, und als er nach Hartford kam, schrieb er an Taft, der in Uxbridge sein Gastgeber gewesen war und eine große Sympathie für ihn an den Tag gelegt hatte, folgenden Brief:

„den 8. November 1789.

„Sehr geehrter Herr! Da ich in Erfahrung gebracht habe, daß Sie einen Ihrer Söhne nach mir und einen anderen nach Mrs. Washingtons Familie benannt haben, und ich mich besonders auch über das bescheidene und unschuldige Wesen Ihrer beiden Töchter Patty und Polly aufrichtig gefreut habe, so sende ich jedem der beiden Mädchen Stoff zu einem Kleid; und für Patty, die den Namen Frau Washingtons trägt und für uns mehr getan hat als Polly, noch fünf Guineen, wofür sie sich einen kleinen Schmuckgegenstand, den sie gern haben möchte, kaufen soll, oder sie mag über das Geld in anderer, ihr mehr zusagender Weise verfügen. Da ich diese Geschenke nicht

mache, damit darüber gesprochen oder es überhaupt bekannt wird, so können Sie mir keinen größeren Gefallen erweisen, als die Sache totzuschweigen; damit ich jedoch weiß, daß der Stoff und das Geld auch sicher ihren Bestimmungsort erreicht haben, so soll mir Patty, der das wohl keine Schwierigkeiten machen wird, eine Zeile darüber schreiben, adressiert „An den Präsidenten der Vereinigten Staaten in New York". Indem ich mich Ihnen und Ihrer Familie bestens empfehle, verbleibe ich" usw.

Wir wollen uns jetzt von der Freundschaft seinen näheren und engeren Beziehungen zuwenden. Washington war nicht nur zu zurückhaltend, sondern er besaß auch ein zu feines Empfinden, als daß er seinen Briefwechsel mit Mrs. Washington der Nachwelt überlassen hätte. Er wußte, daß seine große Sammlung von Schriftstücken als Geschichtsmaterial Verwendung finden würde, aber er wollte nicht, daß Fremde einen Einblick in die verborgenen Tiefen seines Privatlebens gewännen. Anscheinend ist nur ein Brief an Mrs. Washington erhalten geblieben. Er ist, wie nicht anders zu erwarten, einfach und liebevoll und bezeugt das glückliche Verhältnis, das zwischen Mann und Frau herrschte. Washington hatte in seiner Jugend viele Liebesgeschichten erlebt, wurde aber schließlich zu einem beständigen Liebhaber. Seine Gattin war eine vornehme, intelligente Frau, einfach und würdig in ihrem Benehmen, in jeder Weise geeignet, ihrem Gatten eine wirksame Helferin in den Ämtern zu sein, die er bekleidete. Ihr eheliches Leben wurde durch keinen Schatten getrübt, und als das Ende kam, sagte Mrs. Washington nur: „Jetzt ist alles vorbei. Ich werde ihm bald nachfolgen." Sie konnte sich ein Leben ohne die unveränderliche Liebe und ohne den edlen Charakter, der ihr so lange zur Seite gestanden hatte, nicht vorstellen.

Washington besaß keine Kinder, und obwohl dies eigent-

lich eine Enttäuschung war, übte das keine niederschlagende Wirkung auf ihn aus, noch verringerte es seine Liebe, wie dies öfters der Fall ist. Er liebte die Kinder seiner Frau wie die seinigen. Er wachte über sie und sorgte für sie, und ihr Tod ging ihm sehr nahe. Später adoptierte er die beiden Enkel seiner Frau und sorgte für sie in jeder Weise. Inmitten der Sorgen, die die Präsidentschaft mit sich brachte, fand Washington immer noch Zeit, um an George Curtis, der auf der Schule oder der Universität war, zu schreiben. Nellie Curtis war ihm so ans Herz gewachsen wie eine eigene Tochter, und ihre Heirat rief eine zärtliche Teilnahme für sie in ihm hervor. Tatsächlich beweisen verschiedene kleine Anekdoten, daß er mit den Kindern weniger streng verfuhr als Mrs. Washington, und daß er viel eher ihre Fehler übersah. Es steht auch fest, daß die Kinder ihm so zugetan waren, wie es nur langjährige Liebe im Gefolge haben kann.

Dieselben Gefühle hegte er für seine ganze Verwandtschaft. Seine Mutter vergaß er nicht einen Augenblick, und sogar an der Spitze der Armeen ließ er sich nicht abhalten, einen kleinen Abstecher zu machen, um seine Mutter zu besuchen, der er dieselbe Ehrfurcht und Liebe wie in seiner Knabenzeit entgegenbrachte. Er war immer um das Wohl seiner Brüder und Schwestern besorgt. Niemals vergaß er eines seiner Geschwister, und besonders freundlich war er den Kindern derjenigen gegenüber, die im Leben weniger glücklich gewesen waren und seine Hilfe brauchten. Er erzog und beriet seinen Lieblingsneffen Busrod und tat dasselbe mit den Söhnen George Steptoe Washingtons. Nichts ist zwischen all den offiziellen Dokumenten hübscher zu lesen als die langen Briefe, in denen er den Knaben unzählige weise Ratschläge erteilte, ihre Erziehung leitete, ihren Charakter zu bilden versuchte und die großen Laufbahnen vorzeichnete, die er für sie im Sinn hatte. Nur wenige Leute, die eine

Höhe wie Washington erreicht haben, hätten die Zeit gefunden, inmitten der vielen Sorgen solche Briefe an Freunde und Verwandte zu schreiben. Ein liebevolles Herz war die Ursache, aber sie bezweckten mehr als Freundlichkeit, denn wenn Washington sich einmal etwas vorgenommen hatte, so führte er es auch aus. Ob es sich um einen Vertrag mit England handelte oder um die Erziehung eines Knaben oder um einen Freundschaftsdienst, er gab sich der Aufgabe mit Leib und Seele hin und schenkte der Angelegenheit die größte Aufmerksamkt. Handelte es sich um Personen, die er liebte, so war er niemals zu sehr beschäftigt, um sich ihrer anzunehmen, und er sparte keine Mühe, ihnen zu helfen; gab es zu tadeln, so tadelte er; war Lob angebracht, so lobte er in ausgiebigster Weise.

Für jeden, der Washingtons Leben eingehend studiert hat, ist es ersichtlich, daß er ebenso warmherzig und liebevoll war wie groß an Charakter und an Fähigkeiten, und zwar ohne Getue oder Prahlerei. Damit ist gesagt, daß er eine ausgeglichene Persönlichkeit war; aber auch das kann nicht behauptet werden, ohne einer anderen Eigenschaft zu gedenken. Der gesundeste aller Sinne ist der Sinn für Humor, und die Natur, die ihn nicht besitzt, kann nicht für vollständig und abgerundet gelten. Der Humor ist nicht die erhabenste der Eigenschaften, aber eine der wesentlichsten, und man nimmt allgemein an, daß Washington nicht viel Humor besaß. Diese Ansicht ist voreilig und ist einer oberflächlichen Auffassung des Humors entsprungen. Witzworte prägen oder humorvolle, brillante oder amüsante Worte reden oder schreiben, verrät unzweifelhaft den Besitz von Humor, aber es ist noch nicht die Quintessenz der Sache; denn ein Mann kann eine sehr feine Begabung für Humor haben, ohne jemals einen Witz machen zu können oder sarkastisch zu werden. Der Unterschied zwischen dem Humor und dem Mangel daran

liegt tiefer. Der Mann, der keinen Funken Humor besitzt, wird sicherlich manche Dummheiten begehen. Sie mögen sich auf wichtige Sachen oder unbedeutende Kleinigkeiten beziehen, aber es bleiben mehr oder weniger Dummheiten, die auf Unempfindlichkeit gegen das Ungereimte, Lächerliche und Unmögliche zurückzuführen sind. Man kann sagen, daß der gemeine Menschenverstand genügt, um diesen Fallgruben zu entgehen; aber das heißt nur der Frage aus dem Wege gehen, daß höherer Menschenverstand, der fast an Genie grenzt, nicht ohne Humor bestehen kann, denn Humor ist die Wurzel und die Grundlage des gemeinen Menschenverstandes. Wenden wir diese Schlußfolgerung auf Washington an, so sehen wir, daß es niemals einen Mann gegeben hat, der weniger Irrtümer beging als er, sogar in den unwesentlichsten Dingen. Man kann seine Laufbahn vom Anfang bis zum Ende verfolgen, sie deckt keinen ernsten Fehler auf. Er wurde als Feldherr und als Präsident angegriffen, aber man machte sich niemals über ihn lustig. Mit anderen Worten, er besaß einen Sinn für Humor, der es ihm unmöglich machte, ernstliche Fehler zu begehen oder etwas zu tun oder zu sagen, was ihn der Lächerlichkeit preisgegeben hätte.

Allerdings braucht man, weil er Sinn für Humor hatte, daraus nicht Schlüsse auf seine Laufbahn und die Unterlassung von Fehlern zu ziehen. Daß er einen ausgeprägten, gesunden und reichen Humor besaß, ist direkt zu beweisen, und die Vorstellung, daß es ihm daran mangelte, entstand unzweifelhaft aus der Ernsthaftigkeit, die für den Mann charakteristisch war. Er hatte die schwere Verantwortung eines wichtigen militärischen Kommandos im französischen Kriege in einem Alter übernommen, in dem die meisten Männer erst die Universität verlassen und beginnen, sich für einen Beruf vorzubereiten. Schon das stimmte ihn ernst und erhöhte seine

natürliche ruhige Zurückhaltung, so daß man, um ihn in seinen späteren Jahren richtig beurteilen zu können, diese frühe und strenge Zucht in dem eindrucksfähigsten Alter nicht übersehen darf, weil sie einen sehr starken Einfluß auf seinen Charakter gehabt hat.

Er war wohl nicht gerade eine frohe und lustige Natur, aber er besaß ein zufriedenes und glückliches Gemüt und, wie alle starken und ausgeglichenen Menschen, starke animalische Triebe und einen ausgeprägten Sinn für Vergnügen. Er liebte ein wildes, freies Naturleben und interessierte sich sehr für Sport im Freien. Er liebte das Ringen und Laufen, Schießen, Reiten und Tanzen und beteiligte sich gern an allem, wo es auf Kraft und Gewandtheit ankam, und wobei ihm seine Muskelkraft gute Dienste leistete. Aus solchen Gewohnheiten kann man ohne weiteres auf eine Vorliebe für Lachen und Vergnügen schließen. Ein biederes, ländliches Vergnügen, ein spaßiges Mißgeschick, ein Schabernack, alle Belustigungen einfacher und harmloser Art gefielen ihm besonders in seiner Jugendzeit und in seinen jungen Mannesjahren. Folgendermaßen beschrieb er z. B. in seinem Tagebuche einen Ball, dem er im Jahre 1760 beiwohnte: „In einem für diesen Zweck abgetrennten bequemen Zimmer übermäßig viel Brot und Butter, einige Biskuits, dazu Tee und Kaffee, den die Konsumenten nicht von versüßtem heißen Wasser zu unterscheiden vermochten; nicht zu vergessen, daß Taschentücher die Tischtücher ersetzen mußten, und daß ihretwegen nicht um Entschuldigung gebeten wurde. Ich habe diesen Ball daher durch den Titel Brot- und Butterball ausgezeichnet.“ Der Witz ist nicht großartig, aber der junge Mann, der das in sein Tagebuch niedergeschrieben hat, war über die Sache höchst belustigt.

Die Jahre nach dem französischen Kriege waren glückliche Zeiten, frei von Sorgen und voll von unschuldigen

Vergnügungen. Dann kam die Revolution, die solch eine Last mit sich brachte, wie sie selten einem Manne auferlegt worden ist, so daß die in den früheren Jahren entstandene Ernsthaftigkeit mit erneuter Gewalt zurückkehrte. Man behauptete damals allgemein, Washington habe während des ganzen Krieges nicht einmal gelächelt, und das beruhte im großen und ganzen allerdings auf Wahrheit. Während aller dieser Jahre der Gefahr und der Prüfungen offenbarte er, insofern als er ein Mann von großem Herzen und Verstande war, den Ernst und die Traurigkeit, die Folgeerscheinungen der Verantwortlichkeit und der sicher zu erwartenden Leiden sind. Gerade damals begann die Zeit, in der er von den Leuten am schärfsten beobachtet wurde und der Gedanke auftauchte, daß er niemals lache, und deshalb jedes Humors, der sympathischsten aller Gaben, bar sei. Tatsächlich hat ihn der alte Sinn für Humor jedoch zu keiner Zeit verlassen. Er kam ihm in den schwersten Augenblicken zu Hilfe, gerade so wie eine endlose Reihe von Geschichten auf Lincoln erlösend wirkte und ihn über manche gefährliche Klippe hinweg brachte. Washington konnte über einen spaßigen Zwischenfall sehr herzlich lachen. Geschichten wie Putnams Einzug in Cambridge mit einer sich an ihn klammernden alten Frau, Greenes Suche nach seiner Perücke, die er auf dem Kopf hatte, ein junger Prahlhans über den Kopf eines ungezähmten Pferdes hinweg in den Staub fliegend oder eine gute, lustige Erzählung vom Oberst Scammel oder Major Fairlie — so etwas konnte Washington in die fröhlichste Laune versetzen und ihm ein nicht endenwollendes Gelächter abnötigen. Es war immer dieselbe alte herzliche, den animalischen Trieben zuzuschreibende Vorliebe für Frohsinn, die ihn niemals verlassen hat und bei entsprechender Gelegenheit immer zum Durchbruch kam. Parton möchte uns glauben machen, daß das alles sei, und daß der Durchschnittsheld,

den er schildert, sich niemals über das Niveau eines bäurischen Humors erhoben hat. Selbst wenn das auf Wahrheit beruhte, so sind doch eine echte Vorliebe für Frohsinn und ein herzliches Lachen Eigenschaften, die alle Männer gern haben.

Aber war das alles? Ist es richtig, daß Washington sich nur zu derber Lustigkeit erheben konnte und zu sonst nichts? Es ist der Mühe wert, etwas tiefer zu gehen als die landläufigen Geschichten, aber eine dieser Erzählungen läßt sofort den Verdacht aufkommen, daß Partons Urteil in dieser Hinsicht, wie in so mancher Folgerung, unrichtig ist. Als General Lee den Vereinigten Staaten den Treueid leistete, bemerkte er, als er seine frühere Zugehörigkeit abschwor, daß er vollkommen bereit sei, dem Könige abzuschwören, es aber nicht mit sich vereinbaren könne, auch dem Prinzen von Wales die Treue zu brechen, worüber sich Washington sehr belustigte. Die Pointe des Witzes hat heute nicht mehr viel auf sich, aber damals, noch dazu während des ernsten Vorganges einer Vereidigung, entbehrte er nicht der Schärfe. Washington selbst konnte sich zuweilen als ein harmloser Spötter erweisen. Eines Tages forderte Oberst Humphrey ihn auf, über eine Hecke zu springen. Washington, der stets bereit war, eine Herausforderung anzunehmen, wenn es sich um die Reitkunst handelte, ersuchte den Oberst, den Anfang zu machen. Humphrey ließ sein Pferd über die Hecke setzen, nahm sie und landete auf der andern Seite bis an den Sattelgurt in einem tiefen Moraste. Darauf ritt Washington vor, hielt an und, seinen sich abmühenden Freund freundlich ansehend, meinte er: „Wissen Sie, Oberst, Sie sind zu — gründlich für mich." Als er dem jungen Curtis Geld für die Beschaffung seiner Universitätstracht schickte, schrieb er: „Hüte dich, ohne Rat einzukaufen, andererseits könntest du mehr durch deine Torheit als durch deine Tracht auffallen."

Hier und dort stoßen wir in seinen Briefen auf eine gutmütige Neckerei und den Hang zum Scherzen, die einen Sinn für Humor offenbaren, der weit über die Grenzen des bloßen Frohsinns und groben Schabernacks hinausgeht. Hier ist ein Brief, in dem er gegen Ende des Krieges einige Damen bat, mit ihm in seinem Quartier in West Point zu speisen:

West Point, den 16. August 1799.

„Lieber Doktor! Ich habe Mrs. Cochran und Mrs. Livingstone gebeten, mit mir zu speisen; aber ist es nicht besser, Sie vorerst über die ihrer harrenden Genüsse aufzuklären? Da ich kein Freund von Enttäuschung bin, auch wenn Einbildung dabei im Spiele ist, so will ich es lieber tun.

Ich brauche nicht erst mitzuteilen, daß für die Damen genügend Platz an meinem Tische ist. Davon konnten sie sich bereits gestern persönlich überzeugen. Was gewöhnlich darauf zu finden ist, das ist allerdings eine andere Sache, und deshalb schreibe ich an Sie.

Seit meiner Ankunft in diesem glücklichen Ort haben wir einen Schinken, zuweilen auch etwas Speck, um das obere Ende des Tisches zu schmücken, gehabt. Ein Stück Roastbeef ziert das untere Ende, und eine kleine Schüssel grüner Bohnen — kaum bemerkbar — schmückt die Mitte. Wenn der Koch sich besonders anstrengen will, — und das wird er nach meiner Meinung morgen versuchen — haben wir noch zwei Beefsteak-Pasteten oder zwei Teller mit Krabben, auf jeder Seite der Mittelschüssel einen, damit der Raum eingeteilt und die Entfernung zwischen Schüssel und Schüssel auf ungefähr sechs Fuß reduziert wird, denn ohne dies würde eine Leere von zwölf Fuß vorhanden sein. Kürzlich hat der Koch das riesige Glück gehabt zu entdecken, daß man auch Äpfel zu einer Pastete verwenden kann; und es ist die Frage, ob seine mächtigen Anstrengungen nicht zu einer Apfelpastete, statt zu zwei Beefsteak-Pasteten führen werden.

Wenn die Damen mit einer solchen Bewirtung zufrieden sind und es ihnen nichts ausmacht, von Tellern zu essen, die einst aus Zinn waren, jetzt aber aus Eisen sind, was aber nicht auf eine allzu harte Scheuerarbeit zurückzuführen ist, so sollen sie mir herzlich willkommen sein."

Wir können versichert sein, daß den Damen das Mahl sehr gemundet hat und daß der Briefschreiber weder ein steifer noch ein ungeselliger Gastgeber gewesen ist. Ein viel reizenderer Brief ist der an Nellie Curtis anläßlich ihres ersten Balles. Er ist zu lang, um hier wiedergegeben zu werden, aber er ist ein Muster einer mit zartem Humor gemischten wohlwollenden Lebensweisheit und ist bestimmt, einem jungen Mädchen, das soeben erst in die Gesellschaft eingeführt wird, den richtigen Weg zu weisen.

Aber hier ist noch ein anderer Auszug aus einem Brief an Frau von Lafayette, zwar ernsteren Inhalts, jedoch in demselben Stil und voll von einer einfachen, und wie wir sagen würden, altmodischen Anmut. Er beantwortet eine Einladung, Frankreich zu besuchen, die er glaubte ablehnen zu müssen. Nachdem er seine Gründe angegeben hatte, schrieb er: „Das, meine liebe Marquise, (entschuldigen Sie die Freiheit) ist bei Ihnen nicht der Fall. Sie sind jung (und wenn Sie sich entschließen sollten, Ihre Kinder zu verlassen, so können Sie diese in sicherer Hut zurücklassen) und müssen das Verlangen fühlen, das Land zu sehen, so jung, rauh und unkultiviert es ist, um der Freiheit willen, für die Ihr Gatte gekämpft, geblutet und großen Ruhm erlangt hat, wo jedermann ihn bewundert, jedermann ihn liebt. So kommen Sie, lassen Sie sich durch meine Bitten erweichen und nennen Sie mein Haus Ihre Heimat, denn Ihre eigenen Türen können sich Ihnen nicht bereitwilliger öffnen als die meinigen. Sie werden die einfache Weise kennen lernen, in der wir leben, und mit ländlicher Höflichkeit bekannt werden,

und Sie werden auch in die Einfachheit des Landlebens eingeweiht werden. Es wird Ihnen etwas Abwechslung bringen und Ihnen vielleicht ein größeres Gefallen an den Hoffestlichkeiten geben, wenn Sie nach Versailles zurückkehren."

In vielen seiner Briefe ist auch eine gewisse weltliche Lebensklugheit zu finden, scharf, aber freundlich, zu sanft, um zynisch genannt zu werden, und doch von dem Humor durchzogen, der die menschlichen Schwächen erkennt und zu würdigen weiß. Über einen Offizier, der sich über Enttäuschungen im Kriege beschwerte, schrieb er: „General McIntosh hat im kleinen erfahren, was ich in ausgiebigster Weise im großen erfahren habe, und mußte, wie ich zu verschiedenen Malen, sich der Notwendigkeit unterwerfen, d. h., um mich einer gewöhnlichen Redensart zu bedienen „sich nach der Decke strecken" oder mit anderen Worten, „wenn er nicht tun konnte, was er wollte, mußte er das tun, was er konnte." Die Philosophie ist schlicht und gewöhnlich genug, aber die Art, in der der Tadel ausgesprochen wurde, zeugt von großem Takt, einer der schwierigsten Künste. Hier ist eine andere Stelle, die sich außerhalb des Gebietes des Krieges und der Politik hält. Er schrieb wegen Mrs. Washingtons Schwiegertochter, Mrs. Curtis, die eine zweite Ehe eingehen wollte, an Lund Washington: „Was mich betrifft", erklärte er, „so habe ich und werde wohl auch niemals einer Frau, die beabsichtigt, in den Hafen der Ehe einzulaufen, einen Rat erteilen; erstens, weil ich niemals einer raten könnte, gegen ihren Willen zu heiraten, und zweitens, weil ich weiß, daß es keinen Zweck hat, ihr abzuraten, wenn sie heiraten will. Nur selten gibt eine Frau etwas auf eine fremde Meinung und bedarf des Rates, ehe sie einen Entschluß gefaßt hat, und dann hegt sie die Hoffnung und die Erwartung, die Einwilligung zu erhalten, sie fragt aber nicht, um sich von ihrer Ansicht leiten zu lassen. Mit einem Wort, auf gut englisch mag die Bitte

in die folgenden Worte gekleidet werden: „Ich möchte, daß du denkst, wie ich es tue; solltest du jedoch unglücklicherweise anderer Ansicht sein, so habe ich, um es zu gestehen, doch schon meine Meinung gefaßt, und ich bin schon zu weit gegangen, um umkehren zu können."

In demselben Geiste, diesmal mit einem verstohlenen Lächeln über sich selbst, ersuchte er den Sekretär des Kongresses schriftlich um seine Bestallung: „Wenn mein Patent nicht für das Archiv des Kongresses vonnöten ist, so würde ich es gern meinen eigenen Papieren einverleiben. Einige fünfzig oder hundert Jahr später mag es meinen Enkeln, wenn sie nachdenklich veranlagt sind, zu Reflektionen Veranlassung geben."

Er kannte die Menschen gut und mußte über ihre kleinen Schwächen lächeln, wenn er an sie dachte. Es war auch diese menschliche Teilnahme, die ihn zu Vergnügungen aller Art hinzog; aber er war so wenig ihr Sklave wie ihr Feind. Kein Mann hat jemals große Sorgen mit einem höheren und ernsteren Gefühle ertragen; aber seine Sorgen verbitterten ihn nicht, noch ließen sie ihn die Vergnügungen anderer verabscheuen. Er liebte es, sich zu amüsieren, und er kannte genau den Wert eines Gedanken- und Szenenwechsels und war, wenn es die Pflicht ihm erlaubte, immer zu einem Plauderstündchen bereit. Er liebte es, sich irgendwo bequem niederzulassen und sich ausgiebig zu unterhalten, und er besaß das für bedeutende Männer so seltene Talent, ein guter und aufmerksamer Zuhörer zu sein. Wir hören, daß er während des Krieges in Tappan Karten gespielt hat; er hat abends immer gern Karten gespielt und war überzeugt von der Wahrheit von Talleyrands Antwort an den Kartenverächter: „Quelle triste vieillesse vous préparez". Wie berichtet wird, soll er im Jahre 1779, ohne sich zu setzen oder auszuruhen, drei Stunden mit Mrs.

Greene getanzt haben, was der Gesundheit und der Munterkeit sowohl der Dame wie des Herrn ein gutes Zeugnis ausstellt. Sogar nach Yorktown war er zu einem Menuett auf einem Ball bereit, und bis zuletzt war es ein Vergnügen für ihn, wenn das junge Volk so tanzte, wie er es selbst in seiner Jugend getan hatte. Wie die Aufnahme Bernards bewiesen hat, liebte er das Theater und die Schauspieler, und wenn er in Philadelphia weilte, war er ein ständiger Theatergast, wie er es stets seit der Aufführung von „George Barnwell" auf Barbados gewesen ist. Auch seine Vorliebe für Pferde blieb ihm bis zum Ende treu. Er ritt und fuhr und trainierte nicht nur Pferde, sondern fand auch Gefallen an einem Wettrennen. Er wußte wohl, wie der Schah von Persien, der nicht das Derby besuchen wollte, daß ein Pferd schneller als das andere laufen könne, aber nichtsdestoweniger liebte er es, sie laufen zu sehen. Wir wissen von ihm, daß er, nachdem er Präsident geworden war, als Schiedsrichter bei einem Rennen fungierte und dabei erleben mußte, daß sein eigenes Pferd Magnolia, an dessen Sieg er fest geglaubt hatte, geschlagen wurde.

Er besaß in der Tat einen wohlausgeglichenen Charakter. Bei wichtigen Angelegenheiten ersparte er sich die Details, die andere ebenso gut erledigen konnten, und dennoch verachtete er Kleinigkeiten durchaus nicht. Vor der Revolution gab es eine hitzige Debatte in der Truro Gemeinde über die beste Baustelle für die Pohick Kirche. Washington und George Mason standen an der Spitze der betreffenden gegnerischen Parteien, und jeder versicherte zuversichtlich, daß die Örtlichkeit, die er vorzog, auch der Mehrzahl der Gemeindeangehörigen genehm wäre. Nach vielen Debatten, die keine Entscheidung brachten, erschien Washington schließlich in einer Gemeindeversammlung mit einer Sammlung von Statistiken. Er hatte die Entfernung von jeder vorgeschlagenen Örtlichkeit bis zu den Häusern eines jeden Ge-

meindemitgliedes abgemessen und, wie er erklärte, ermittelt, daß seine Örtlichkeit der Mehrzahl näher läge als die andere. Es ist wohl überflüssig, zu erwähnen, daß er den Sieg errang und die von ihm vorgeschlagene Örtlichkeit für die Errichtung der Kirche angenommen wurde.

Tatsache war, daß, wenn er eine Arbeit einem anderen anvertraut hatte, er sich nicht mehr hineinmischte. Übernahm er jedoch selbst irgend etwas, so führte er es mit der größten Sorgfalt aus, und in dieser Fähigkeit, auch den kleinsten Dingen ungeteilte Aufmerksamkeit zu widmen, liegt der Weg zum Erfolg. Wenn er zu Hause war, bewirtschaftete er seine Plantagen ganz allein, und er tat es ausgezeichnet. Er kannte die Ertragsfähigkeit jedes seiner Felder und den Saatwechsel. Keine Verbesserung auf dem Gebiete der Landwirtschaft und keine geniale Erfindung entging ihm, obwohl er sich nicht, wie sein Ex-Sekretär in Monticello von jeder Neuerung hinreißen ließ. Jede Hilfsquelle seiner Besitztümer wurde ausgenützt, und sein Mehl und sein Tabak galten unbedingt für gut, wenn sie mit seinem Zeichen versehen waren. Mit derselben Genauigkeit ging er allen seinen Geschäften nach, und seine Abrechnungen, die alle von ihm selbst geschrieben wurden, sind bewundernswert akkurat. Er war sowohl genau in allen Angelegenheiten als auch klug bei einem Handel, und, wie man sich erzählt, hielten seine Nachbarn den General für einen gefährlichen Mann beim Pferdehandel, der schwierigsten aller geschäftlichen Transaktionen. Parkinson erwähnt, daß alles, was gekauft oder in das Haus gebracht wurde, gewöhnlich in der Gegenwart des Besitzers erst gewogen, gemessen und gezählt wurde. In dieser Hinsicht vergeudete er unzweifelhaft Zeit und Kraft, aber sein unermüdlicher Eifer und seine Arbeitskraft waren so groß, daß er diese lästige Arbeit erledigen konnte, ohne jemals wichtige Pflichten zu vernachlässigen. Es bereitete ihm eine Genugtuung, sich ihr zu unterziehen,

denn er war methodisch und genau bis zum Äußersten und nicht eher glücklich, als bis alles so geordnet war, daß er es auf den ersten Griff erreichen konnte.

Er widmete auch den äußeren Details jede Aufmerksamkeit und wünschte, daß um ihn herum sich alles in bester Ordnung befand. Er besaß immer die schönsten Wagen und hatte die besten Pferde in seinen Ställen. Die Möbel in seinem Hause mußten die schönsten sein, die aufzutreiben waren, worauf er großes Gewicht legte. Als er sich anschickte, als Präsident nach Philadelphia überzusiedeln, erkundigte er sich aufs eingehendste nach Pferden, Ställen, Dienstpersonal, Schulen für den jungen Curtis und allem, was den Haushalt anging. Zugleich gab er seinen Agenten genaue Weisungen über die zu beschaffenden Möbel; er vergaß nichts, weder die Farbe der Vorhänge, noch die Form seiner Weinkühler. Dieselbe Sorgfalt widmete er seiner Kleidung. Auf seine Vorliebe in seiner Jugend für schöne und angemessene Kleider ist bereits Bezug genommen worden; sein Interesse dafür ließ niemals nach. In einem Briefe, den er in seinem letzten Lebensjahre an McHenry geschrieben hat, erörterte er mit großer Sorgfalt die Details der Uniform, die für ihn als Höchstkommandierenden der neuen Armee bestimmt war. Natürlich wäre es ein Fehler, anzunehmen, er sei ein Stutzer gewesen, oder daß er der Kleidung und dem Möblement die Bedeutung beigemessen habe, die ihm von seinen Gegnern angedichtet wird. Er schätzte sie nur richtig nach ihrem Wert ein und freute sich über die guten Sachen dieser Welt. Er besaß den auserlesensten Geschmack und das feinste Empfinden für das, was angebracht war. Dieser gute Geschmack und das Schicklichkeitsgefühl waren es, die ihn vor Dummheiten in Kleinigkeiten bewahrten, wie ihn seine Begabung und sein Sinn für Humor vor Fehlern in großen Angelegenheiten beschützten.

Wie wertvoll diese Eigenschaften für das Land waren, kann nicht oft genug wiederholt werden, denn Lächerlichkeit bedeutete eine wirkliche Gefahr für die revolutionäre Sache, als sie begann. Die jungen ausgehobenen Truppen, angeführt von freiwilligen Offizieren, die aus den Läden, vom Pflug, aus der Fabrik oder vom Handelsschiffe gekommen waren, hätten trotz ihres Patriotismus und der Gerechtigkeit ihrer Sache leicht der Lächerlichkeit anheim fallen können, die ein gefährlicher Feind aller neuen Unternehmungen ist. Wenn Männer ernst genommen werden, wollen sie lieber die Zielscheibe der Kugeln sein, als ausgelacht oder verspottet werden. Dasselbe Prinzip gilt auch für eine Revolution, die die Sympathie einer feindlichen Welt zu erringen sucht. Als Washington unter der Ulme in Cambridge sein Schwert zog und sich selbst an die Spitze der amerikanischen Armee stellte, war Spott einfach unmöglich, denn die Würde der Sache spiegelte sich in der ihres Führers wieder. Die britischen Generale kamen bald zu der Einsicht, daß sie nicht nur einem gefährlichen Feinden gegenüberstanden, sondern daß sie es auch mit einem Manne zu tun hatten, dessen Stolz auf sein Land, und dessen eigenes Gefühl von Selbstachtung irgend welche Anmaßung von persönlicher Überlegenheit auf ihrer Seite schnell der Verachtung verfallen ließen. In derselben Weise verhalf er der neuen Regierung der Konstitution zum Ansehen, als er an ihre Spitze trat. Die Konföderation hatte die gerechte Verachtung der Welt hervorgerufen, und Washington verschaffte als Präsident durch die Stärke seines eigenen Charakters und seines Rufes den Vereinigten Staaten nicht nur die Achtung des amerikanischen Volkes, sondern auch die Achtung von ganz Europa. Die Leute merkten instinktiv, daß keine Regierung, der er präsidierte, jemals einer Schwäche anheimfallen oder in Verruf kommen könne.

Der Einfluß seines Charakters und seiner Taten auf

das Volk wurde noch erhöht durch seine äußere Erscheinung. Wenn man seinen Zeitgenossen Glauben schenken darf, so haben nur wenige Leute gelebt, die einen so großen Eindruck auf ihre Umgebung machten wie Washington. Die Natur hatte ihn reichlich mit allen physischen Vorzügen bedacht. Über sechs Fuß groß, kräftig gebaut und von ungewöhnlicher Muskelstärke, besaß er die Macht über die Menschen, die immer eine Begleiterscheinung großer physischer Kraft ist. Er hatte einen schönen Kopf, ein strenges Gesicht mit weit auseinanderstehenden blauen Augen in tiefen Höhlen, ein eckiges Kinn und einen entschlossenen Mund, der auf einen eisernen Willen schließen ließ. Der Bildhauer Houdon, der kein schlechter Beurteiler war, erklärte, er habe keine Ahnung von der Majestät von Washingtons Gestalt und Gesichtszügen gehabt, bis er ihn zur Herstellung einer Statue studiert habe. Man könnte Bände füllen mit Auszügen aus den Schilderungen, die französische Offiziere, allerhand Ausländer und seine eigenen Landsleute von Washington gegeben haben. Aber alle berichteten dasselbe. Jeder, der mit ihm zusammengetroffen ist, schwärmte von seiner imponierenden äußeren Erscheinung, seiner edlen Persönlichkeit, seiner unaussprechlichen Würde und seinem ruhigen, einfachen und vornehmen Wesen. Kein Mann ist jemals von Washington ohne ein Gefühl der Verehrung und Achtung, die hart an Ehrfurcht grenzten, fortgegangen.

Ich will nur eine der unzähligen Schilderungen von Washington wiedergeben. Ich wähle diese, weil sie, obwohl absolut nicht schmeichelhaft und in einfachen Ausdrücken gehalten, die größte Ehrlichkeit zeigt. Sie entstammt einem Briefe, den David Ackerson aus Alexandria in Virginien im Jahre 1811 als Antwort auf eine Anfrage seines Sohnes geschrieben hat. Ackerson befehligte im Revolutionskriege eine Kompagnie.

„Washington war nicht das“, schrieb er, „was die Damen einen hübschen Mann nennen, aber in Uniform gab er eine heroische Gestalt ab, eine Erscheinung, die man nicht wieder vergißt.“

Der Briefschreiber hat sich Washington drei Tage vor dem Übergang über den Delaware genau angesehen.

„Washington“, fuhr er fort, „hatte eine große, dicke Nase, welche, da sie an diesem Tage sehr gerötet war, mich auf den Gedanken brachte, daß er in alkoholischer Hinsicht doch nicht so mäßig war, wie ich annahm. Später kam ich zu der Ansicht, daß dies eine Eigenart war; denn seine Nase rötete sich bei kaltem Winde. Er stand gedankenverloren in der Nähe eines Lagerfeuers und machte keine Anstrengungen, sich zu erwärmen. Er schien mir sechseinhalb Fuß groß zu sein, hielt sich gerade wie ein Indianer und verlor nicht einen Augenblick seine militärische Haltung. Washingtons genaue Größe in Stiefeln war sechs Fuß zwei Zoll. Damals hinkte er ein wenig, weil er sein Knie an einem Baum verletzt hatte. Seine Augen waren so hellgrau, daß sie fast weiß aussahen; auch hatte er einen sorgenvollen Ausdruck in dem farblosen Gesicht. Er war heiser und trug um den Hals ein wollenes Tuch. Vielleicht hatte er sich schon damals den Keim zu der Halskrankheit geholt, der er später erlag. Washingtons Stiefel waren übermäßig groß, Nr. 13. Im gewöhnlichen Leben trug er Nr. 11. Seine Hände waren unverhältnismäßig groß, sodaß er keine passenden Handschuhe kaufen konnte und erst welche anfertigen lassen mußte. Sein Mund war sein ausgeprägtester Gesichtszug, da er die Lippen immer zusammenpreßte. An jenem Tage waren sie so fest geschlossen, daß es einen schmerzlich berührte. Damals wog er zweihundert Pfund. Aber er wies kein überflüssiges Fett auf. Er war ungeheuer muskulös, und seine Stärke war überall bekannt.

Wenn sein Zelt nebst den Stangen zusammengerollt war, waren zwei Leute nötig, um es im Feldwagen unterzubringen. Washington konnte das Bündel mit einer Hand aufnehmen und es so leicht auf den Wagen werfen, als ob es ein paar Satteltaschen gewesen wären. Er konnte in der einen Hand eine Muskete halten und in dieser Stellung so sicher schießen, wie andere Männer mit einer Reiterpistole. Seine Lungen waren seine schwache Seite, auch seine Stimme war niemals kräftig. Damals stand er in der Blüte seines Lebens. Sein Haar war kastanienbraun, seine Backenknochen hervorstehend, und sein Kopf war nicht groß im Verhältnis zu den anderen Körperteilen, die alle groß und eckig erschienen. Seine Fingergelenke und Handgelenke waren so groß, daß sie geradezu eine Sehenswürdigkeit waren. Was damals seine Gewohnheiten betraf, so habe ich manches Interessante darüber erfahren können. Er war ein sehr starker Esser, konnte aber mit Brot und Fleisch zufrieden sein, wenn er genug davon bekam. Hunger schien ihn in Wut zu versetzen. Des Morgens nach dem Erwachen pflegte er ein Glas Rum oder Whisky zu trinken. Natürlich änderte er im Alter seine Lebensweise. Ich sah ihn ein Jahr vor seinem Tode in Alexandria. Sein Haar war sehr grau geworden, und sein Körper leicht gebeugt. Seine Brust war sehr schmal. Er hatte falsche Zähne, die nicht paßten, und schob die Unterlippe vor." [1])

Diese Beschreibung ist sicherlich nicht schmeichelhaft, und alle anderen Berichte sowie die besten Porträts beweisen, daß Washington ein schönerer Mann war als dieser Brief vermuten läßt. Immerhin war der Briefschreiber, obwohl

[1]) Dieser unlängst veröffentlichte Brief befindet sich in der Sammlung Dr. Toners in Washington. Er enthält jedoch einige auf der Hand liegende Irrtümer, z. B. betreffs der Farbe der Augen, ist aber nichtsdestoweniger interessant und wertvoll.

er sich von allen Illusionen frei hielt und offen Washingtons Mängel konstatierte, von seiner Erscheinung, wie er so am Lagerfeuer stand und in tiefes Nachdenken über das Schicksal seines Landes versunken war, ganz hingerissen, und hierin liegt das Hauptinteresse der Schilderung.

Einen ähnlichen Eindruck machte er auf alle die ihn sahen.

Z. B. war Rush einst Zeuge, als Washington sich zur Eröffnung des Kongresses begab. Er fuhr in einem eigenen schönen Wagen mit weiß gekleideter Dienerschaft nach dem Saal. Als er ausgestiegen war, wartete er auf der Treppe auf seinen Sekretär. Die große Menschenmenge betrachtete ihn schweigend; erst als er sich wieder umwandte, brach sie in stürmische Hochrufe aus. Bei seiner zweiten Amtseinsetzung trug er infolge des Todes seines Neffen tiefe Trauer. Er leistete den Eid in dem Senatssaal und Major Forman, der zugegen war, schrieb in sein Tagebuch: „Alle sahen ihn an. Als er sagte: ‚Ich, George Washington', überlief es mich kalt, und jeder schien zusammenzufahren." Über die Amtseinsetzung Adams' schrieb ein anderer Augenzeuge, Washington sei, in schwarzen Sammet gekleidet, mit militärischem Hut und schwarzer Kokarde während des Vorganges die Hauptperson gewesen, und als er den Saal verließ, drängte ihm die Menge nach und gab ihm unter ununterbrochenen Ovationen das Geleit nach seinem Hause.

Washington muß etwas sehr Imponierendes an sich gehabt haben, wenn schon seine Gegenwart genügte, um eine Menge zu begeistern, umsomehr, als er sich niemals als Redner aufspielte und jeder Scharlatanerie abhold war. Aber das Volk sah hinter der vornehmen Würde den edlen Menschen. Es erblickte in ihm den Soldaten, der es zum Siege geführt hatte, und den großen Staatsmann, der es aus einem heil-

losen Chaos einem gesicherten Wohlstande entgegengeführt hatte. Die Parteipresse mochte wüten, aber das Volk ließ sich in seinem gesunden Menschenverstand nicht beirren. Es liebte, vertraute und verehrte nicht nur den lebenden Washington, sondern es hat ihn nun schon fast seit einem Jahrhundert auch nach dem Tode in unverbrüchlicher Treue geehrt und geachtet. Nur wenig bleibt noch zu sagen übrig. Washington hatte seine Fehler, denn er war ein Mensch. Sie sind jedoch nicht leicht zu entdecken, weil er eine große Selbstbeherrschung besaß. Er war sehr zurückhaltend und schweigsam; aber gerade dieses waren die Eigenschaften, die ihn in der Geschichte als unnahbar und unsympathisch erscheinen lassen. In Wahrheit besaß er tiefes Gefühl und ein warmes Herz. Zugleich war er aber nicht romantisch veranlagt; der Hauptbestandteil seines Charakters war eine ausgesprochene Nüchternheit. Er besaß nicht die poetische und erfinderische Gabe, die bei Lincoln so stark zur Geltung kam. Trotzdem fehlte ihm nicht ganz die Phantasie, obwohl das seine schwächste Seite war. Er erkannte Tatsachen und konnte diese bemeistern und benützen, aber er befaßte sich nicht viel mit Hirngespinsten. Da er jedoch in erster Linie nur mit Menschen und Tatsachen zu rechnen hatte, so war diesem Mangel keine große Bedeutung beizulegen. Er war auch in jeder Hinsicht ein leidenschaftlicher Mensch, aber er wußte sich so zu beherrschen, daß die Leidenschaften niemals ihn beherrschten. Starke animalische Triebe mußten in einem Manne von solch physischer Kraft stecken. Niemand weiß, wie weit er sich von diesen in seiner Jugend hinreißen ließ; aber die Skandalgeschichten, die viele Leute heute so gern gedruckt sehen möchten, angeblich um der Wahrheit auf die Spur zu kommen, sind, soweit ich in Erfahrung bringen konnte, nur neueren Ursprungs. Ich habe viele derselben auf ihren wahren Wert zurückgeführt, und keine findet irgend eine

zeitgenössische Bestätigung, so daß sie ruhig ad acta[1]) gelegt werden können. Wenn er sich in seiner Jugend von diesen Neigungen vielleicht hat hinreißen lassen, so steht fest, daß er sich in seinen reiferen Jahren von ihnen befreit hat.

Er hatte allerdings ein hitziges Temperament; wenn er es auch nach und nach bezähmte, so verlor er zuweilen doch seine Selbstbeherrschung und geriet in einen wilden Zornesausbruch. Dann pflegte er sich einer ziemlich derben und heftigen Sprache zu bedienen, wie z. B. bei Kip's Landing und bei Monmouth. Überliebenswürdige Menschen, die Washington so fehlerlos wie nur möglich hinstellen wollen, behaupten auch, daß er niemals geflucht habe. Hätten sie geschwiegen, wäre man über diesen Punkt niemals in Erörterungen geraten. Washington war keineswegs ein Mensch, der viel fluchte, aber es steht außer Frage, daß er sich im Zorn so manches herzhaften englischen Fluches bedient hat. Nicht selten wurde er dabei auch handgreiflich, wie bei Kip's Landing, wo er zwischen die fliehenden Soldaten sprengte, mit dem Säbel dazwischen schlug und fast außer sich war über ihre Feigheit. Richter Marshall pflegte ebenfalls eine Gelegenheit zu erwähnen, bei der Washington einen Offizier über den Fluß schickte, um Erkundigungen über den Feind einzuziehen, wovon die Aktionen des nächsten Tages abhängig waren. Der Offizier blieb eine Weile fort. Als er zurückkam, ging Washington ungeduldig in seinem Zelt auf und ab. Als Washington fragte, was er in Erfahrung gebracht habe, berichtete der Offizier, die Nacht sei so finster und stürmisch, und der Fluß so voller Eis gewesen, daß er ihn nicht hätte überschreiten können. Washington sah ihn einen Augenblick an, ergriff dann

[1]) Die Anspielung in der Broschüre, die einen Bericht über den Prozeß gegen die New Yorker Verschwörer im Jahr 1776 geben soll, ist so zweifelhaften Ursprungs und Charakters, daß sie keine Ausnahme von den im Text gegebenen Erklärungen macht.

ein schweres bleiernes Tintenfaß, schleuderte es dem Offizier an den Kopf und rief mit einem derben Fluch: „Hinaus, und schick mir einen Mann!" Der Offizier ging fort, kreuzte den Fluß und zog Erkundigungen ein.

Aber obwohl Washington sich hin und wieder zu diesen schrecklichen Zornesausbrüchen hinreißen ließ, war er niemals ungerecht. So sagte er zu einem Offizier: „Ich beurteile die Richtigkeit eines Unternehmens niemals nach den Ereignissen." In dieser gesunden Philosophie ist nicht nur sein eigener Erfolg, sondern auch der Schlüssel zu dem der Hingebung seiner Offizere und Leute zu suchen. Er mochte sie schelten, aber er war niemals ungerecht. In Wahrheit war er zu hochherzig, um ungerecht oder auch nur zu strenge gegen jemanden zu sein, und in allen seinen Briefen findet sich nicht ein Wort, das auf Neid anderen Menschen gegenüber schließen läßt. Wenn die Arbeit richtig ausgeführt wurde, war es ihm ganz gleichgültig, wem der Ruhm dafür zufiel, denn er war in seiner Hochherzigkeit wegen seines Ruhmes unbesorgt. Er zeigte niemals die geringste Neigung, seine Memoiren schreiben zu wollen, und es ließ ihn unberührt, als bekannt wurde, daß andere, wie General Charles Lee, ihre Memoiren veröffentlichen wollten.

Er hatte dasselbe Vertrauen zu dem Urteil der Nachwelt, das er in die Zukunft über das Grab hinaus hatte. Er sah dem Tode mit großer Ruhe, ja beinahe gleichgültig entgegen, nicht nur als er wirklich kam, sondern auch, als er ihn in früheren Jahren bedroht hatte. Er liebte das Leben und kostete es bis zur Neige; aber sein ihn nie verlassender Mut ließ ihn dem Unvermeidlichen mit gelassener Ruhe entgegensehen. Auch sein tiefer und ungekünstelter religiöser Glaube half ihm hierin. Er war im Glauben der protestantischen Episkopalkirche erzogen worden und hat zu dieser Kirche immer gehalten. Ihre großartige

Liturgie und ihr würdiger Ritus gefielen ihm und befriedigten ihn. Auch verehrte er sie als die Kirche seiner Jugend und seiner Heimat. Trotzdem hielt er sich von Sektierern so fern wie möglich, und er hat niemals ein Wort geäußert, das nicht freie Gesinnung und Toleranz offenbart. Er renommierte nicht mit seiner Religiosität, denn auch hier war alles ungekünstelt und ernsthaft in ihm. Er wurde von keinen Zweifeln gequält, sondern glaubte immer an eine mächtige Vorsehung und einen barmherzigen Gott, zu dem er in den Tagen der Trübsal oder in den Stunden des Triumphes mit einem großen und kindlichen Vertrauen flehte.

Ich komme nun mit meinen Bänden zum Abschluß, und bin mir bewußt, daß, wenn sie überhaupt einigen Wert besitzen, sie dem großen Manne, den sie zu schildern versuchen, nur ungeteiltes Lob zollen. Wenn das der Fall ist, so habe ich eben nur nach meiner Überzeugung gehandelt. Jahrelang habe ich auf das eingehendste Washingtons Lebenslauf studiert, und Schritt für Schritt ist mir dieser Mann größer erschienen; denn selbst die strengste Kritik konnte keine Tat seines Lebens entdecken, die ich, wenn man die Zeitverhältnisse in Betracht zieht, ohne Zögern als einen Fehler hingestellt hätte. Das ist meine Erfahrung, und obwohl meine Schlüsse falsch sein mögen, sind sie doch sorgfältig und voreilig gezogen worden. Ich erblicke in Washington einen großen Feldherrn, der einen schweren Krieg zum glücklichen Ende brachte, was ohne ihn unmöglich gewesen wäre. Ferner einen außergewöhnlichen Staatsmann, der mehr als andere zur Gründung der Republik beigetragen hat, die sich seit über einem Jahrhundert des besten Wohlergehens erfreut. Ich entdecke in ihm eine bewundernswerte Urteilskraft, die sich niemals irrte, einen weitgehenden Scharfblick, der die Zukunft des Landes wahrnahm, als sie anderen Augen noch verschlossen blieb, einen hervorragenden Verstand, einen eisernen Willen

und einen bedeutenden Patriotismus. Ich sehe in ihm einen echten feinsinnigen Gentleman von unverzagtem Mut und fleckenloser Ehre, einfach und würdig im Benehmen, freundlich und herzensgut. Das war er auch in der Tat. Die Historiker und Biographen mögen ihm keine Gerechtigkeit widerfahren lassen; aber der Instinkt des Menschen geht nicht fehl. Der wirkliche Held braucht keine Bücher, um Verehrer zu finden. George Washington wird immer die Liebe und Verehrung von Männern zuteil werden, weil sie in ihm die edelste Vollkommenheit des Menschlichen erblicken.



